Lessings Werke.

Zehnter Band.

Stuttgart.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

1874.

K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg (Carl Grüninger) in Stuttgart.

Inhalt.

Lessing und die Theologie.

Obwohl sich Lessing geweigert hatte, das Studium der Theologie, für das ihn der Vater bestimmte, zur Lebensaufgabe zu machen, beschäftigte er sich doch von frühen Jahren her mit theologischen Studien; selbst mit gelehrten, bei denen die Bewegung nach einem Ziele mehr bedeutete, als die Erreichung desselben. In seiner Weise, die Dinge, die er erkennen wollte, zu vereinfachen, um sie in ihrer Sonderung genauer zu übersehen, mußte es ihm schon früh darauf ankommen, die Religion ohne die Zuthaten sich zu vergegenwärtigen, die ihr die Kirche und die Philosophie gegeben hatte, sie also von dem schwankenden Charakter befreit zu sehen, den sie je nach dem Bildungszustande der Jahrhunderte angenommen. Das einfache Zurückgehen auf die Bibel genügte ihm nicht, denn vor dieser hatte es schon eine Religion Christi und wiederum vor dieser Religionen gegeben. Ohne sich auf diese letzteren schon frühe einzulassen, hielt er sich an die Religion Christi, wie sie aus den ersten Urkunden der christlichen Religion sich erkennen ließ, und da trat ihm Ein Satz vor allen entgegen, das Gebot der Liebe des Nächsten und Gottes über Alles. Prüfte er an diesem Gebote die Lehre der Kirche in ihrem stets wachsenden Umfange, so mußte ihm der darauf verwendete Scharfsinn des menschlichen Geistes erstaunlich vorkommen, aber eben nur als ein Werk des Menschengeistes, das seinen Prüfstein an nichts anderem als an der menschlichen Vernunft haben konnte. Verglich er ferner die vor- und nachchristlichen Religionen, die sich wie diese als geoffenbarte bezeichneten, so mußte er auch von diesen den Kern aussondern, der kein andrer sein konnte als die Liebe Gottes über Alles. Darin war also Uebereinstimmung der drei geoffenbarten Religionen — die buddhistische kannte er nicht — und jede derselben konnte nur Stufe der Entwicklung der Menschheit sein, die christliche, mit ihrer hinzugekommenen Nächstenliebe, die höchste unter den dreien, aber deshalb noch nicht die letzte. Er hielt sich, die Gottesverehrung Aller als gemeinsam und zwar als die gemeinsame Verehrung eines und desselben Gottes anerkennend, an das Unterscheidende des Christenthums. „So lange ich sehe,“ schrieb er im einundzwanzigsten Jahre, „daß man eins der vornehmsten Gebote des Christenthums, seinen Feind zu lieben, nicht

besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich davor ausgeben," und achtundzwanzig Jahre später, am Ende seines Lebens, aber auf der Höhe seiner theologischen Entwicklung, schärfte er das Wort des sterbenden Johannes ein: Kindlein liebet euch untereinander. Er hielt dieses Wort des Christenthums fest und zog schon frühe die Folge daraus, daß die Liebe vor allem die Duldung fordere, daß also die Annahme der Offenbarung einer Religion, welche die Annahme der absoluten Richtigkeit einschließt, nicht berechtige und daß am wenigsten das Christenthum berechtige, die andern zu verfolgen, sie gewaltsam zu sich herüberzuzwingen. Dieses Dringen auf Duldung, das schon der Schüler Lessing geäußert haben soll, bildete den Höhepunkt seines Dichtens und Denkens, den Nathan, welcher der Religion Christi gemäßer ist, als das Eifern der Bekenner der christlichen Religion für den Glauben. Diese Forderung der Toleranz dringt darauf, die Lehre in der That zu bewähren. „Was hilft es," sagt Lessing in einem Aufsatze über die Herrnhuter, „recht zu glauben, wenn man unrecht lebt."

In dieser Verfassung, die sein ganzes Leben hindurch dieselbe blieb, gieng er in den sechziger Jahren, während seines Aufenthalts in Breslau, an ein genaueres Studium der Theologie, besonders der Kirchengeschichte, machte den Entwurf zu einer großen Abhandlung von den Christenverfolgungen und schlug einem Freunde gemeinschaftliche Lectüre der Kirchenväter vor. Mögen diese Studien auch nicht systematisch fortgeführt sein, so sind sie doch niemals ganz liegen geblieben, und Lessing, der auch an den Streitigkeiten der Hamburger Theologen Theilnahme zeigte, behielt ein reges Interesse für die Kirchengeschichte. In Wolfenbüttel gab ihm die Bibliothek auch hierfür eine erneute Anregung. Unter den Handschriften fand er ein ganz unbekanntes Werk des Berengar von Tours, der schon im elften Jahrhundert die später von Luther aufgestellte Transsubstantiationslehre vorgetragen hatte. Mit der Herausgabe dieser Schrift erwarb sich Lessing den Beifall der Theologen von Fach. Anders verhielten sie sich, als er, unter dem Vorgeben, Bruchstücke aus Wolfenbüttler Handschriften zu ediren, Fragmente des handschriftlichen Werkes von Reimarus über die natürliche Religion (von dem die Göttinger Bibliothek ein Exemplar in vier Quartbänden besitzt) veröffentlichte, ohne mit denselben übereinzustimmen. Er gerieth darüber mit den Theologen, besonders mit dem Hamburger Pastoren Goeze in Streit, den er jedoch als rein gymnastischen betrachtete, indem er sich auf die Abweisung der gegen Reimarus gemachten Einwände und Verketzerungen beschränkte und die Gegner auf ihrem eignen Standpunkte bekämpfte, ohne seine eigene Ueberzeugung mehr als anzudeuten. Aber diese Andeutungen waren schon hinreichend, um die gesammte Theologie der Zeit von Grund aus aufzurütteln. Diese Bewegung dauert bis in die Gegenwart fort und wird solange dauern, als die Ideen, um die es sich dabei handelt, solange als das Christenthum selbst. Als nothwendige Bestandtheile der Lessingschen Streit-

schriften sind Nathan und die Paragraphen über die Erziehung des Menschengeschlechts zu betrachten.

Vergegenwärtigt man sich den Standpunkt, den Lessing zu dem für das irdische Handeln der Menschheit wesentlichsten Theile des Christenthums einnahm, so hat man den einfachsten Faden, um seine Grundansichten in diesem Streite daran zu reihen, sieht aber zugleich auch, daß er es mit keiner der damaligen Richtungen und Schulen der Theologie halten konnte, weder mit biblischen Strenggläubigen, die den Einschluß der Vernunftreligion in die Offenbarung nicht anerkennen konnten, weil die letztere durch die erstere in ihren Augen aufgehoben zu werden schien, indem sie die Offenbarung auf das Ganze des Neuen Testamentes ausdehnten; mit den Deisten nicht, weil sie der Offenbarung eine Vernunftreligion voraufstellten, die jener, wo ein Widerspruch zwischen beiden stattfand, zum Correctiv diente; auch mit den Rationalisten und Aufklärern nicht, die aus einer recht flachen Philosophie Ersatz für die Offenbarung holten und das was sie von der christlichen Religion übrig ließen, mit ihrer Philosophie so sehr vermischten, daß man die Grenze zwischen beiden nicht mehr erkennen konnte. Mehr gegen diese letzteren, als gegen die Orthodoxen, war die Herausgabe der deistischen Fragmente gerichtet. Denn während die Orthodoxen durch Anfechtungen der Bibel, deren buchstäbliche Eingebung ihr Fundamentalgesetz des Glaubens war, wenig beirrt werden konnten, mußten die Aufklärer, die von dem Glauben an buchstäbliche Eingebung der Bibel weit entfernt waren, durch die Fragmente, die mit so schonungsloser Kritik an die Bibel traten und Consequenzen zogen, von denen die Halbheit der Aufklärer weit überholt wurde, sehr in Verlegenheit gesetzt werden. Lessing konnte sich darum nicht kümmern. Die Religion Christi, die Liebe, stand weit ab vom Kampfe, der sich nicht um dies Praktische, sondern um das Theoretische drehte, und in diesem Kampfe hatte er nur die Parteien gegen einander zu stellen, er selbst und sein Christenthum blieben dann unberührt. Diese Stellung nahm er ein. Er antwortete auf die Frage, was er unter der christlichen Religion verstehe, ohne Bedenken: alle die Glaubenslehren, welche in den Symbolen der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten seien, ja er wolle sogar das apostolische und das athanasische Symbolum mit darunter begreifen, ob es schon ausgemacht sei, daß diese zu jenen gar nicht gehörten. Er konnte getrost so antworten, da er zwischen der christlichen Religion und der Religion Christi, die vor jener gewesen, streng unterschied. Aber die Aufforderung, die wesentlichen Artikel der Religion anzuzeigen, zu denen er sich selbst bekenne, ließ er unbeachtet vorübergehen, da er mit der Antwort selbsteigen in den Streit hätte treten müssen, wozu er nicht verpflichtet war. Sein Christenthum hätte sich mit den Hypothesen, Erklärungen und Beweisen der Theologen herumschlagen müssen, die ihn nicht angiengen und von denen die Religion Christi unabhängig in sich selbst beruhte. Er

nahm an, daß möglicherweise nicht alle Einwürfe zu heben seien, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen sich so geschäftig erweise, dennoch werde die Religion in den Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkümmert bleiben, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben. Dieß innere Gefühl, das nur für den Nothfall als ein Ersatz für die Erkenntniß hingestellt wurde, kann nicht das letzte Kriterium Lessings sein; er schreibt es nur dem Christen zu, der den vernünftigen Grund der wesentlichen Wahrheiten nicht zu erkennen vermag. Was er unter den wesentlichen Wahrheiten versteht, hat er nicht gesagt. Zwar hat er einen Anlauf genommen, einige der für wesentlich gehaltnen Wahrheiten, einige Dogmen wie die über die Erbsünde, die Genugthuung, die Ewigkeit der Höllenstrafen zu erörtern, aber weder deutlich gesagt, ob er sie für wesentliche Wahrheiten halte, noch wie sie zu verstehen seien. Sicher aber ist, daß er die Lehre von der Belohnung oder Bestrafung in einem jenseitigen Leben, wie sie die christliche Religion gibt, nicht für einen nothwendigen Bestand der Religion erkennt und daß er in diesem Punkte eine Vervollkommnungsfähigkeit der Religion über das Christenthum hinaus erblickt. Denn er betrachtete sein ganzes Leben hindurch das Christenthum, zu dem er sich bekannte, weil er nicht die Kraft in sich wußte, etwas Vollkommeneres an die Stelle zu setzen und weil er in der Erfüllung von dessen Grundgebot, der Liebe, das Wesentliche für das Leben der Menschheit sah, nur als eine Entwicklungsstufe der Menschheit, die zwar nicht aus der Welt hinweggenommen werden könne, sowenig als die Entwicklungsstufen der übrigen positiven Religionen, neben die oder über die hinaus jedoch eine neue Stufe kommen müsse oder kommen werde. Und auf dieser Entwicklungsstufe der Menschheit werde das Gute nicht mehr in Hinblick auf Lohn oder Strafe in der Ewigkeit, sondern seiner selbst wegen gethan werden. Diese Religion der Zukunft, die er aus der Perfectibilität aller Offenbarung ableitete, zeigte er wie eine weder ganz verhüllte noch ganz entdeckte Ferne in seinen Sätzen über die Erziehung des Menschengeschlechts und im Nathan, Werke, die als die schönsten durch jene theologischen Streitigkeiten gezeitigten Blüthen in Lessings Leben und in dem geistigen Leben jener Zeit hervortreten. Aber auch die Streitschriften selbst, heute noch so frisch und neu wie damals, wirken noch lebendig fort durch die Kraft ihrer Gedanken, die Schärfe ihrer Beweise, die Einfachheit ihrer Form und die hohe edle Menschheit, die überall durchbricht.

K. Goedeke.

Theologische Streitschriften.

Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

— δια τας τεραςιους δυναμεις, ἁς κατασκευαςεον γεγονεναι και ἐκ πολλων μεν ἀλλων, και ἐκ του ἰχνη μεν αὐτων ἐτι σωζεσθαι, παρα τοις κατα το βουλημα του λογου βιουσι.

Ωριγενης κ. Κ.

An den Herrn Director Schumann zu Hannover.

1777.

Mein Herr!

Wem konnte es angelegener seyn, Ihre neue Schrift sofort zu lesen, als mir? — Ich hungere nach Ueberzeugung so sehr, daß ich, wie Erisichton, alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht. — Wenn Sie mit diesem Bogen es eben so machen, so sind wir einer des andern Mann. Ich bin mit der Hochachtung, welche Untersucher der Wahrheit gegen einander zu tragen sich nie entbrechen,

Ihr ꝛc. — — —

Ein anderes sind erfüllte Weissagungen, die ich selbst erlebe; ein anderes erfüllte Weissagungen, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andere wollen erlebt haben.

Ein anderes sind Wunder, die ich mit meinen Augen sehe, und selbst zu prüfen Gelegenheit habe; ein anderes sind Wunder, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andere wollen gesehen und geprüft haben.

Das ist doch wohl unstreitig? Dagegen ist doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Christi Zeiten gelebt hätte, so würden mich die in seiner Person erfüllten Weissagungen allerdings auf ihn sehr aufmerksam gemacht haben. Hätte ich nun gar gesehen, ihn Wunder thun; hätte ich keine Ursache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder gewesen, so würde ich zu einem von so lange her ausgezeichneten wunderthätigen Mann allerdings so viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verstand dem seinigen unterworfen hätte; daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen eben so ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen gewesen wären.

Oder wenn ich noch jetzt erlebte, daß Christum oder die christliche Religion betreffende Weissagungen, von deren Priorität ich längst gewiß gewesen, auf die unstreitigste Art in Erfüllung gingen; wenn noch jetzt von gläubigen Christen Wunder gethan würden, die ich für echte Wunder erkennen müßte; was könnte mich abhalten, mich diesem Beweise des Geistes und der Kraft, wie ihn der Apostel nennt, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch Origenes, der sehr Recht hatte zu sagen, daß die christliche Religion an diesem Beweise des Geistes und der Kraft einen eigenen göttlicheren Beweis habe, als alle griechische Dialektik gewähren könne. Denn noch war zu seiner Zeit „die Kraft, wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen," die nach Christi Vorschrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beispiele hiervon hatte, so mußte er nothwendig, wenn er nicht seine eigenen Sinne verläugnen wollte, jenen Beweis des Geistes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin, der ich in dem achtzehnten Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt; wenn ich anstehe, noch jetzt auf den Beweis des Geistes und der Kraft etwas zu glauben, was ich auf andere meiner Zeit angemessenere Beweise glauben kann, woran liegt es?

Daran liegt es, daß dieser Beweis des Geistes und der Kraft jetzt weder Geist noch Kraft mehr hat, sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken ist.

Daran liegt es, daß Nachrichten von erfüllten Weissagungen nicht erfüllte Weissagungen, daß Nachrichten von Wundern nicht

Wunder sind. Diese, die vor meinen Augen erfüllten Weissagungen, die vor meinen Augen geschehenen Wunder wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weissagungen und Wundern, sollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den Origenes anführen und ihn sagen lassen, „daß der Beweis „der Kraft wegen der erstaunlichen Wunder so heiße, die zur Bestä„tigung der Lehre Christi geschehen," ist nicht allzuwohl gethan, wenn man das, was unmittelbar bei dem Origenes darauf folgt, seinen Lesern verschweigt. Denn die Leser werden den Origenes auch aufschlagen, und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bei der Grundlegung des Christenthums geschehenen Wunder, *ἐκ πολλων μεν ἀλλων*, und also aus der Erzählung der Evangelisten wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweist, die noch damals geschahen.

Wenn nun dieser Beweis des Beweises jetzt gänzlich weggefallen, wenn nun alle historische Gewißheit viel zu schwach ist, diesen weggefallenen augenscheinlichen Beweis des Beweises zu ersetzen; wie ist mir denn zuzumuthen, daß ich die nämlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor sechzehn bis achtzehn hundert Jahren auf die kräftigste Veranlassung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlassung eben so kräftig glauben soll?

Oder ist, ohne Ausnahme, was ich bei glaubwürdigen Geschichtschreibern lese, für mich eben so gewiß, als was ich selbst erfahre?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Mensch behauptet hätte, sondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weissagungen und Wundern haben, eben so zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten seyn können. — Und freilich, fügt man hinzu, könnten historische Wahrheiten nicht demonstrirt werden, aber dem ungeachtet müsse man sie eben so fest glauben, als demonstrirte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich. Erstlich, wer läugnet es, — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weissagungen eben so zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten seyn können? — Aber nun, wenn sie nur eben so zuverlässig sind,

warum macht man sie bei dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverlässiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf sie baut, als man auf historisch erwiesene Wahrheiten zu bauen befugt ist.

Wenn keine historische Wahrheit demonstrirt werden kann, so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstrirt werden.

Das ist, zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.

Ich läugne also gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllt worden; ich läugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan, sondern ich läugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden; seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich seyn, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Diese anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn Zweitens: was heißt einen historischen Satz für wahr halten? eine historische Wahrheit glauben? Heißt es im geringsten etwas anderes, als diesen Satz, diese Wahrheit gelten lassen? nichts dawider einzuwenden haben? sich gefallen lassen, daß ein anderer einen andern historischen Satz darauf baut, eine andere historische Wahrheit daraus folgert? sich selbst vorbehalten, andere historische Dinge darnach zu schätzen? Heißt es im geringsten etwas anderes? etwas mehr? Man prüfe sich genau!

Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit fast ganz Asien besiegte. Aber wer wollte, auf diesen Glauben hin, irgend etwas von großem dauerhaften Belange, dessen Verlust nicht zu ersetzen wäre, wagen? Wer wollte, diesem Glauben zufolge, aller Kenntniß auf ewig abschwören, die mit diesem Glauben stritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe jetzt gegen den Alexander und seine Siege nichts einzuwenden; aber es wäre doch möglich, daß sie sich eben so wohl auf ein bloßes Gedicht des Choerilus, welcher den

Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja sich auf weiter nichts, als auf die Gedichte des Homers gründet.

Wenn ich folglich historisch nichts dawider einzuwenden habe, daß Christus einen Todten erweckt; muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sey? In welcher Verbindung steht mein Unvermögen, gegen die Zeugnisse von jenem etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit, etwas zu glauben, wogegen sich meine Vernunft sträubt?

Wenn ich historisch nichts dawider einzuwenden habe, daß dieser Christus selbst von dem Tode auferstanden; muß ich darum für wahr halten, daß eben dieser auferstandene Christus der Sohn Gottes gewesen sey?

Daß der Christus, gegen dessen Auferstehung ich nichts Historisches von Wichtigkeit einwenden kann, sich deßwegen für den Sohn Gottes ausgegeben, daß ihn seine Jünger deßwegen dafür gehalten, das glaube ich herzlich gern. Denn diese Wahrheiten, als Wahrheiten einer und eben derselben Classe, folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener historischen Wahrheit in eine ganz andere Classe von Wahrheiten herüber springen, und von mir verlangen, daß ich alle meine mataphysischen und moralischen Begriffe darnach umbilden soll; mir zumuthen, weil ich der Auferstehung Christi kein glaubwürdiges Zeugniß entgegen setzen kann, alle meine Grundideen von dem Wesen der Gottheit darnach abzuändern; wenn das nicht eine *μεταβασις εἰς ἀλλο γενος* ist, so weiß ich nicht, was Aristoteles sonst unter dieser Benennung verstanden.

Man sagt freilich: aber eben der Christus, von dem du historisch mußt gelten lassen, daß er Todte erweckt, daß er selbst vom Tode erstanden, hat es selbst gesagt, daß Gott einen Sohn gleiches Wesens habe, und daß Er dieser Sohn sey.

Das wäre ganz gut! Wenn nur nicht, daß dieses Christus gesagt, gleichfalls nicht mehr als historisch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und sagen: „O doch! das „ist mehr als historisch gewiß; denn inspirirte Geschichtschreiber ver„sichern es, die nicht irren können.“

So ist auch das leider nur historisch gewiß, daß diese Geschichtschreiber inspirirt waren, und nicht irren konnten.

Das, das ist der garstige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir jemand hinüber helfen, der thue es, ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdient ein Gotteslohn an mir.

Und so wiederhole ich, was ich oben gesagt, mit den nämlichen Worten. Ich läugne gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllt worden; ich läugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan; sondern ich läugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden; seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich seyn, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen.

Was verbindet mich denn dazu? — Nichts, als diese Lehren selbst, die vor achtzehn hundert Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten so fremd, so uneinverleiblich waren, daß nichts geringeres als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um erst die Menge aufmerksam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerksam machen, heißt, dem gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen.

Auf die kam er, auf der ist er, und was er auf dieser Spur rechts und links aufgejagt, das, das sind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weissagungen.

Diese Früchte sehe ich vor mir reifen und gereift, und ich sollte mich damit nicht sättigen dürfen? weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Samen dazu ausgestreut, sich siebenmal bei jedem Wurfe in Schneckenblute waschen müssen — nicht etwa läugnete, nicht etwa bezweifelte — sondern bloß an ihren Ort gestellt seyn ließe? — Was kümmert es mich, ob die Sage falsch oder wahr ist! die Früchte sind trefflich.

Gesetzt, es gebe eine große, nützliche mathematische Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugschluß gekommen wäre; — (wenn es dergleichen nicht giebt, so könnte es doch der-

gleichen geben) — läugnete ich darum diese Wahrheit, entsagte ich darum, mich dieser Wahrheit zu bedienen, wäre ich darum ein undankbarer Lästerer des Erfinders, weil ich aus seinem anderweitigen Scharfsinne nicht beweisen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugschluß, durch den er auf die Wahrheit gestoßen, kein Trugschluß seyn könne? —

— Ich schließe und wünsche: möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist freilich apokryphisch, dieses Testament, aber darum nicht weniger göttlich.

Das Testament Johannis.

— qui in pectus Domini recubuit et de purissimo fonte hausit rivulum doctrinarum. HIERONYMUS.

Ein Gespräch.

1777.

Er und Ich.

Er. Sie waren sehr fix mit diesem Bogen:[1] aber man sieht es diesem Bogen auch an.

Ich. So?

Er. Sie pflegen sonst deutlicher zu schreiben.

Ich. Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.

Er. Aber ich sehe, Sie lassen sich auch fortreißen. Sie fangen auch an zu glauben, nur immer auf Umstände anspielen, die unter hundert Lesern nicht einem bekannt sind; die Ihnen selbst vielleicht nur erst seit gestern oder ehegestern bekannt geworden —

Ich. Zum Exempel?

Er. Lasse gelehrt.

Ich. Zum Exempel?

Er. Ihr Räthsel, womit Sie schließen. — Ihr Testament Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius vergebens darnach durchblättert.

Ich. Muß denn auch alles ein Buch seyn?

[1] Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

Er. Es ist kein Buch dieses Testament Johannis? — Nun, was ist es denn?

Ich. Der letzte Wille Johannis; — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederholten Worte des sterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Testament heißen? Nicht?

Er. Können freilich. — Aber so bin ich schon weniger darauf neugierig. — Indeß doch: wie lauten sie denn? — Ich bin in dem Abdias, oder wo sie sonst stehen mögen, nicht eben sehr belesen.

Ich. Bei einem minder verdächtigen Schriftsteller stehen sie nun doch. Hieronymus hat sie uns aufbehalten in seinem Commentar über den Paulinischen Brief an die Galater. — Da schlagen Sie nur nach. — Ich denke kaum, daß sie Ihnen gefallen werden.

Er. Wer weiß? — Sagen Sie doch nur.

Ich. Aus dem Kopfe? Mit den Umständen, die mir jetzt erinnerlich sind, oder wahrscheinlich dünken?

Er. Warum nicht?

Ich. Johannes, der gute Johannes, der sich von seiner Gemeinde, die er in Ephesus einmal gesammelt hatte, nie wieder trennen wollte, dem diese Eine Gemeinde ein genugsam großer Schauplatz seiner lehrreichen Wunder und wunderthätigen Lehre war; Johannes war nun alt und so alt —

Er. Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie sterben.

Ich. Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr sterben sah.

Er. Der Aberglaube traut den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbst da, als Johannes schon gestorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht sterben könne, daß er schlafe, nicht todt sey.

Ich. Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

Er. Erzählen Sie nur weiter. Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort sprechen hören.

Ich. So zaudernd eilig, als ein Freund sich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen seiner Freundin zu eilen, trennte sich allmählig sichtbar Johannis reine Seele von dem eben so reinen, aber verfallenen Körper. — Bald konnten ihn seine

Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch versäumte Johannes auch keine Collecte gern; ließ keine Collecte gern zu Ende gehen, ohne seine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tägliches Brod lieber entbehrt hätte, als diese Anrede.

Er. Die öfters nicht sehr studirt mag gewesen seyn.

Ich. Lieben Sie das Studirte?

Er. Nachdem es ist.

Ich. Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Denn sie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn sie war immer einfältig und kurz, und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er sie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er. Auf welche?

Ich. „Kinderchen, liebt euch!"

Er. Wenig und gut.

Ich. Meinen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten und auch des Besten, wenn es alltäglich zu seyn beginnt, so bald satt! — In der ersten Collecte, in welcher Johannes nicht mehr sagen konnte, als „Kinderchen, liebt euch!" gefiel dieses „Kinderchen, liebt euch!" ungemein. Es gefiel auch noch in der zweiten, in der dritten, in der vierten Collecte: denn es hieß, der alte schwache Mann kann nicht mehr sagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam, und doch nichts mehr sagte, und doch nur die tägliche Collecte mit weiter nichts, als einem „Kinderchen, liebt euch!" beschloß; als man sah, daß der alte Mann nicht bloß nur so wenig sagen konnte; als man sah, daß er vorsetzlich nicht mehr sagen wollte; ward das „Kinderchen, liebt euch!" so matt, so kahl, so nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören, und erdreisteten sich endlich, den guten alten Mann zu fragen: Aber Meister, warum sagst du denn immer das nämliche?

Er. Und Johannes? —

Ich. Johannes antwortete: „Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geschieht, genug, hinlänglich genug ist." —

Er. Also das? Das ist Ihr Testament Johannis?

Ich. Ja!

Er. Gut, daß Sie es apokryphisch genannt haben!

Ich. Im Gegensatz des kanonischen Evangelii Johannis. — Aber göttlich ist mir es denn doch.

Er. Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.

Ich. Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu mißbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus dignam Joanne sententiam.

Er. Ah Hieronymus!

Ich. Augustinus erzählt, daß ein gewisser Platoniker gesagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis: „Im Anfang war das Wort u. s. w." verdiene in allen Kirchen an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte mit goldenen Buchstaben angeschrieben zu werden.

Er. Allerdings! der Platoniker hatte sehr Recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato selbst hätte nichts Erhabeneres schreiben können, als dieser Anfang des Evangelii Johannis ist.

Ich. Mag wohl seyn. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberei eines Philosophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerem Rechte in allen unsern Kirchen an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte mit goldenen Buchstaben angeschrieben zu werden verdiente — das Testament Johannis.

Er. Hm!

Ich. „Kinderchen, liebt euch!"

Er. Ja! ja!

Ich. Dieses Testament Johannis war es, worauf ehedem ein gewisses Salz der Erde schwur. Jetzt schwört dieses Salz der Erde auf das Evangelium Johannis, und man sagt, es sey nach dieser Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

Er. Auch ein Räthsel?

Ich. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Er. Ja, ja, ich merke nun wohl.

Ich. Was merken Sie?

Er. So ziehen immer gewisse Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß sie die christliche Liebe beibehalten: mag doch aus der christlichen Religion werden, was da will.

Ich. Ob Sie mich mit zu diesen gewissen Leuten zählen?

Er. Ob ich recht daran thun würde, müssen Sie von sich selbst erfragen.

Ich. Ich darf doch also ein Wort für diese gewisse Leute sprechen?

Er. Wenn Sie sich fühlen.

Ich. Aber ich verstehe Sie auch wohl nicht. — So ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion?

Er. Ja und Nein.

Ich. Wie Nein?

Er. Denn ein anderes sind die Glaubenslehren der christlichen Religion, und ein anderes das Praktische, welches sie auf diese Glaubenslehren will gegründet wissen.

Ich. Und wie Ja?

Er. In so fern nur das wahre christliche Liebe ist, die auf christliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich. Aber welches von beiden möchte wohl das Schwerere seyn? — Die christlichen Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die christliche Liebe ausüben?

Er. Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das Letztere bei weitem das Schwerere sey.

Ich. Was soll es mir denn helfen?

Er. Denn es ist um so lächerlicher, daß sich jene gewissen Leute den Weg zur Hölle so sauer machen.

Ich. Wie so?

Er. Wozu das Joch der christlichen Liebe auf sich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder sanft, noch verdienstlich wird?

Ich. Ja freilich: diese Gefahr müßten wir sie nun schon laufen lassen. Ich frage also nur: ist es von andern gewissen Leuten klug gehandelt, dieser Gefahr wegen, welche jene gewissen Leute mit ihrer unchristlichen christlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Christen abzusprechen?

Er. Cui non competit definitio, non competit definitum. Habe ich das erfunden?

Ich. Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter fassen könnten? Und das nach dem Ausspruche jenes guten Mannes:

„Wer nicht wider uns ist, der ist für uns." — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

Er. Recht wohl. Es ist eben der, der an einem andern Orte sagt: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich."

Ich. Ja so! allerdings; das bringt mich zum Stillschweigen. — O, Sie allein sind ein wahrer Christ! — Und belesen in der Schrift wie der Teufel.

Hieronymus

in Epist. ad. Galatas, c. 6.

Beatus Joannes Evangelista, cum Ephesi moraretur usque ad ultimam senectutem, et vix inter discipulorum manus ad Ecclesiam deferretur, nec posset in plura vocem verba contexere, nihil aliud per singulas solebat proferre collectas, nisi hoc: Filioli diligite alterutrum. Tandem discipuli et fratres qui aderant, tædio affecti, quod eadem semper audirent, dixerunt: Magister, quare semper hoc loqueris? Qui respondit dignam Joanne sententiam: Quia præceptum Domini est, et si solum fiat, sufficit.

Eine Duplik.

Contestandi magis gratia, quam aliquid ex oratione promoturus.
Dictys Cret.

1778.

Ich habe alle Achtung gegen den frommen Mann, der sich in seinem Gewissen verbunden gefühlt hat, die Auferstehungsgeschichte gegen das Fragment meines Ungenannten zu retten. Wir handeln alle nach dem Maaße unserer Einsichten und Kräfte, und es ist immer rührend, wenn auch der schwache abgelebte Nestor sich dem ausfordernden Hektor stellen will, falls kein jüngerer und stärkerer Grieche mit ihm anzubinden sich getraut.

Auch will ich mir nicht herausnehmen, bei diesem Kampfe Wärtel zu seyn und meine Stange dazwischen zu werfen, wenn von der einen oder andern Seite ein zu hämischer und unedler Streich geführt würde. Der Kampfwärtel war eine Gerichtsperson; und ich richte niemanden, um von niemanden gerichtet zu seyn.

Aber ich darf nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin. Ich laufe Gefahr, daß meine Absicht verkannt und meine vorgeschlagenen Austräge gemißdeutet werden. Ein Wort kann diesem Uebel noch vorbauen: und wer wird mir dieses Wort nicht erlauben oder verzeihen? Lessing.

Erst wollen wir den Standort gehörig erwägen, auf dem jeder von uns hält, damit wir um so redlicher Licht und Wetter theilen können. Denn nicht genug, daß wir alle mit gleichen Waffen fechten. Ein Sonnenstrahl, der des einen Auge mehr trifft, als des andern;

ein strenger Luftzug, dem dieser mehr ausgesetzt ist, als jener, sind Vortheile, deren sich kein ehrlicher Fechter wissentlich bedient. — Besonders bewahre uns Gott alle vor der tödtlichen Zugluft heimlicher Verleumdung!

Mein Ungenannter behauptet: die Auferstehung Christi ist auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangelisten davon sich widersprechen.

Ich erwiedere: die Auferstehung Christi kann ihre gute Richtigkeit haben, ob sich schon die Nachrichten der Evangelisten widersprechen.

Nun kommt ein Dritter und sagt: die Auferstehung Christi ist schlechterdings zu glauben, denn die Nachrichten der Evangelisten davon widersprechen sich nicht.

Man gebe auf dieses auch darum, auf dieses obschon, auf dieses denn wohl Acht. Man wird finden, daß auf diesen Partikeln gerade nur nicht alles beruht.

I.

Der Ungenannte, so viel ich nun von seinen Papieren näher weiß, hat nichts geringeres als einen Hauptsturm auf die christliche Religion unternommen. Es ist keine einzige Seite, kein einziger noch so versteckter Winkel, dem er seine Sturmleitern nicht angeworfen. Freilich hat er diese Sturmleitern nicht alle mit eigener Hand neu geschnitzt; die meisten davon sind schon bei mehreren Stürmen gewesen; einige derselben sind sogar ein wenig sehr schadhaft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerschmetternde Felsenstücke auf den Feind herabwarfen. — Doch was thut das? Heran kommt, nicht wer die Leiter machte, sondern wer die Leiter besteigt; und einen behenden kühnen Mann trägt auch wohl eine morsche Leiter.

Folglich mußte er nothwendig, als er zur Auferstehungsgeschichte kam, alles mitnehmen, was man von jeher wider die historische Glaubwürdigkeit derselben eingewendet hat, oder einwenden hätte können, wenn anders über eine so abgedroschene Materie jetzt noch etwas einzuwenden seyn möchte, dessen sich nicht schon seit siebzehn-

hundert Jahren einer oder der andere sollte bedacht haben. Was nun schon, vor kurz oder lang, einmal eingewendet worden, darauf wird, wie leicht zu glauben, auch wohl seyn geantwortet worden. Aber der Ungenannte dachte ohne Zweifel: ein anderes ist, auf etwas antworten; ein anderes, etwas beantworten. Daher bot er alles auf, was ungefähr noch dienen konnte: Altes und Neues, mehr oder weniger Bekanntes, Argumente und Argumentchen. Und das mit seinem guten Rechte. Denn der zwanzigmal geschlagene Soldat kann endlich doch einmal siegen helfen.

Wenn man aber nun schon, da ich aus dem Werke des gründlichen und bündigen Mannes — (gründlich und bündig kann man seyn, wenn man von der Wahrheit auch noch so weit entfernt bleibt —) nichts als Fragmente mittheilen können und wollen; wenn man, sage ich, nun schon mit höhnischem Achselzucken, mit halb mitleidiger, halb ärgerlicher Miene über ihn herfährt, von aufgewärmtem Brei spricht und das Schicksal der Theologen beklagt, die noch immer auf Dinge antworten sollen, die auf Treue und Glauben ihrer Lehrer und ihrer Lehrer Lehrer längst beantwortet sind: so muß ich freundschaftlich rathen, den grellen Ton ein wenig sanfter zu halten, dieweil es noch Zeit ist. Denn man möchte sonst sich ganz lächerlich gemacht haben, wenn man endlich erfährt, wer der ehrliche, unbescholtene Mann ist, über den man so christmilde gespöttelt; wer der unstreitige Gelehrte ist, den man so gern zum unwissenden, muthwilligen Laffen erniedrigt hätte.

Das ist nichts als Gerechtigkeit, die ich seiner Person widerfahren lasse. Die Gerechtigkeit seiner Sache steht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mann, der Unwahrheit unter entgegengesetzter Ueberzeugung in guter Absicht eben so scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr werth, als ein Mann, der die beste, edelste Wahrheit aus Vorurtheil mit Verschreiung seiner Gegner auf alltägliche Weise vertheidigt.

Will es denn Eine Classe von Leuten nie lernen, daß es schlechterdings nicht wahr ist, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe? Es ist nicht wahr, sag' ich; aus keinem geringeren Grunde, als weil es nicht möglich ist. Was wollen

sie denn also mit ihrem Vorwurfe muthwilliger Verstockung, geflissentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszustaffiren, die man Lügen zu seyn weiß? Was wollen sie damit? Was anders, als — — Nein; weil ich auch ihnen diese Wahrheit muß zu gute kommen lassen; weil ich auch von ihnen glauben muß, daß sie vorsätzlich und wissentlich kein falsches, verleumderisches Urtheil fällen können, so schweige ich und enthalte mich alles Wiederscheltens.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu seyn vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!

II.

Noch einmal: es ist ledig meine Schuld, wenn der Ungenannte bis jetzt so beträchtlich nicht scheint, als er ist. Man lasse ihn diese fremde Schuld nicht entgelten.

Was kann er dafür, daß ich nur Fragmente seiner Arbeit fand, und aus Fragmenten gerade nur eben diese bekannt machte? Er selbst würde, um sich in seinem besten Vortheile zu zeigen, vielleicht ganz andere Proben ausgesucht haben, wenn er sich nicht vielmehr alles Probegeben verbeten hätte.

Denn wie kann man auch von einer weitläuftigen zusammengesetzten Maschine, deren kleinste Theile auf eine einzige große Wirkung berechnet sind, eine Probe geben? Ein Vorbild wohl, ein Modell wohl. Aber wer hat jemals ein Gewicht oder eine Unruhe, eine Feder oder ein Rad zur Probe von einer Uhr gegeben?

Auch fühle ich wohl, daß in diesem Betracht — aber auch nur in diesem — ich selbst mit meinen Proben besser zu Hause geblieben wäre. Und warum blieb ich nicht auch? Weil ich das nämliche damals noch nicht fühlte? oder weil mich die Güte der Proben selbst verführte?

Das letztere, wenn ich die Wahrheit bekennen soll; das letztere. Ich gab ein Rad, eine Feder nicht als Probe der Uhr, sondern als Probe ihres gleichen. Das ist: ich glaubte allerdings, daß auch in den einzelnen Materien, in welche die gelieferten Fragmente schlagen, noch nicht besseres und gründlicheres geschrieben worden, als eben diese Fragmente. Ich glaubte allerdings, daß z. E. außer dem Fragmente von der Auferstehungsgeschichte noch nie und nirgends die häufigen Widersprüche der Evangelisten, die ich für wahre Widersprüche erkannte, so umständlich und geflissentlich ins Licht gesetzt worden.

Das glaubte ich, das glaub' ich noch. — War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenannten Meinung? Wollte ich darum, will ich darum eben dahinaus, wo er hinaus wollte?

Mit nichten! — Ich gab den Vordersatz zu, und läugnete die Folge.

Ich gab den Vordersatz zu, weil ich nach vielfältigen aufrichtigen Versuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie schlecht es mit allen evangelischen Harmonien bestellt sey. Denn, überhaupt von ihnen zu reden, getraue ich mir, nach eben den Regeln, welche sie zum Grunde legen, schlechterdings ohne Ausnahme alle und jede verschiedene Erzählungen der nämlichen Begebenheit in nicht mindere Uebereinstimmung zu setzen. Wo Geschichtschreiber nur in der Hauptsache übereinkommen, bietet die Methode unserer evangelischen Harmonisten allen übrigen Schwierigkeiten Trotz. Man soll sie so toll nicht erdenken können; ich will sie gar bald in Ordnung haben, und mein jedesmaliges Verfahren mit ihnen mit dem Verfahren irgend eines berühmten Harmonisten belegen. —

Aber ich läugnete meinem Ungenannten die Folge. — Und wer hat sich je in der Profangeschichte die nämliche Folgerung erlaubt? Wenn Livius und Polybius und Dionysius und Tacitus eben dieselbe Ereignung, etwa eben dasselbe Treffen, eben dieselbe Belagerung jeder

mit so verschiedenen Umständen erzählen, daß die Umstände des einen die Umstände des andern völlig Lügen strafen; hat man darum jemals die Ereignung selbst, in welcher sie übereinstimmen, geläugnet? Hat man sich nie getraut, sie eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege ausgesonnen, jene widerspenstige Verschiedenheit von Umständen wenigstens, gleich stößigen Böcken, in einen engen Stall zu sperren, in welchem sie das Widereinanderlaufen wohl unterlassen müssen?

Das wahre Bild unserer harmonischen Paraphrasen der Evangelisten! denn leider bleiben die Böcke darum doch immer stößig, wenden darum doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander und reiben sich und drängen sich. — Ei, mag auch! Genug, daß der unverträglichen Böcke eben so viele in dem engen Stalle sind, als der geduldigen, einverstandenen Schafe nur immer hineingehen würden.

O der schönen Eintracht! — Ohne eine solche immer gährende, brausende, aufstoßende Harmonie sollten Livius und Polybius, Dionysius und Tacitus nicht glaubwürdige Geschichtschreiber seyn können? —

Possen! denkt der freie offene Leser, der sich nicht muthwillig durch kleine Sophistereien um den Nutzen und das Vergnügen der Geschichte bringen will, Possen! Was kümmert mich der Staub, der unter jedes Schritten auffliegt? Waren sie nicht alle Menschen? Hier hatte nun dieser oder jener nicht so gute Nachrichten, als der dritte! Hier schrieb der eine vielleicht etwas hin, worüber er gar keinen Gewährsmann hatte. Nach Gutdünken! Nach seinem besten Ermessen! So ein Umstand war ihm just noch nöthig, um einen Uebergang zu haben, um eine Periode zu runden. Nun dann, da steht er! — Kann ich verlangen, daß gleiche Schritte auch gleichen Staub erregen?

So denkt, sag' ich, der freie offene Kopf, der die Schranken der Menschheit und das Gewerbe des Geschichtschreibers ein wenig näher kennt. — Kreuzige und segne dich immer darüber, gute ehrliche Haut, die du beredet worden, ich weiß nicht, welche Untrüglichkeit bis in der kleinsten Faser eines guten Geschichtschreibers zu suchen! Hast du nie gelesen, was ein Geschichtschreiber[1] selbst, und zwar einer von

[1] Vopiscus.

den allerpünktlichsten, sagt? Neminem scriptorum, quantum ad historiam pertinet, non aliquid esse mentitum. Vollständige Begebenheiten freilich nicht; ganze Thatsachen freilich nicht; aber so von den kleinen Bestimmungen welche, die der Strom der Rede auch wohl ganz unwillkürlich aus ihm herausspielt. Welcher Geschichtschreiber wäre jemals über die erste Seite seines Werks gekommen, wenn er die Belege aller dieser kleinen Bestimmungen jedesmal hätte bei der Hand haben müssen? Nordberg straft in solchen kleinen Bestimmungen Voltairen hundertmal Lügen, und doch ist es das noch lange nicht, was Voltairen zum romanhaften Geschichtschreiber macht. So straff den Zügel in der Hand kann man wohl eine Chronik zusammenklauben; aber wahrlich keine Geschichte schreiben.

Wenn nun Livius und Dionysius und Polybius und Tacitus so frank und edel von uns behandelt werden, daß wir sie nicht um jede Sylbe auf die Folter spannen: warum denn nicht auch Matthäus und Marcus und Lucas und Johannes?

Ich habe mich schon erklärt, daß ihr besonderer Vorzug, durch einen näheren Antrieb des heil. Geistes geschrieben zu haben, hier nichts verschlägt. Aber wer darauf besteht, verräth, warum es ihm zu thun ist. — Nicht um die Glaubwürdigkeit der Auferstehung, die unter unauflöslichen Widersprüchen der Evangelisten leiden möchte, sondern um seine einmal eingesogenen Begriffe von der Theopneustie. Nicht um das Evangelium, sondern um seine Dogmatik.

Und doch, selbst die crudesten Begriffe von der Theopneustie angenommen, getraue ich mir zu beweisen, daß, wenn die Evangelisten einmal einander widersprechende Nachrichten von der und jener bei der Auferstehung vorgefallenen Kleinigkeit hatten (sie konnten sie aber so leicht haben, sie konnten sie fast so unmöglich nicht haben, weil sie so spät hernach schrieben, weil sie von dem wenigsten, oder von gar nichts Augenzeugen gewesen waren), daß, sag' ich, der heil. Geist ihnen diese widersprechende Nachrichten nothwendig lassen mußte.

Der Orthodoxist — (nicht der Orthodox. Der Orthodox tritt auf meine Seite. Auch mache ich den Unterschied zwischen Orthodox und Orthodoxist nicht zuerst:) der Orthodoxist sagt ja selbst, daß es der Weisheit des heil. Geistes nicht unanständig gewesen, anscheinende

Widersprüche in die Erzählungen der Evangelisten mit einfließen zu lassen, damit so weniger der Verdacht der Abredung, den eine gar zu sichtliche Uebereinstimmung erwecken würde, auf sie fallen könne.

Ganz recht! Aber warum denn nur anscheinende Widersprüche? — So hätte wahrlich der heil. Geist auch nur ein anscheinendes Mittel gebraucht, jenen Verdacht von den Evangelisten abzulenken! Denn was sind anscheinende Widersprüche? Sind es nicht Widersprüche, die sich endlich in die vollkommenste Uebereinstimmung auflösen lassen? — Nun da ist sie ja wieder, die vollkommene Uebereinstimmung, die der heil. Geist vermeiden wollte, weil sie so sehr nach Verabredung schmeckt. Der ganze Unterschied wäre ja nur, daß die Evangelisten in diesem Falle ihre Verabredung meisterlich hätten zu verstecken gewußt. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten ihre Erzählung, damit sie nicht nach vorläufiger Vereinständniß geschrieben zu haben scheinen möchten. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten sie aber so, daß ihnen auch kein Widerspruch zur Last fallen konnte. Unsere nächsten Nachkommen, dachten sie, die dem Dinge noch auf die Spur kommen könnten, wie alle die Bäche doch nur aus einer Quelle geflossen, lassen sich durch das Labyrinth unserer Erzählung von dieser Nachsuchung abhalten. Und wenn dergleichen Nachsuchung nicht mehr möglich ist, so wird man schon den Faden zu unserem Labyrinthe finden, und diese versteckte Eintracht wird ein neuer Beweis unserer Wahrhaftigkeit werden.

Ich wette eine Million Jahre von meiner Seligkeit, daß die Evangelisten so nicht gedacht haben! Aber daß diese Spitzfindigkeit doch einem einfallen kann; daß man sich so etwas doch als möglich denken muß: was veranlaßt offenbarer dazu, als unsere kunstreichen Harmonien?

Sollte man sich nicht erst erkundigt haben, ob in dem ganzen weiten Umfange der Geschichte ein einziges Exempel anzutreffen, daß irgend eine Begebenheit von Mehreren, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich einer nach dem andern gerichtet (wenn sie in ein ähnliches Detail kleiner Umstände gehen wollen, als womit wir die Auferstehungsgeschichte ausgeschmückt finden), ohne die offenbarsten, unauflöslichsten Widersprüche erzählt worden? Ich

biete aller Welt Trotz, mir ein einziges solches Exempel zu zeigen. Nur merke man die Bedingungen wohl: von Mehreren, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich einer nach dem andern gerichtet. — Ich bin von der Unmöglichkeit eines solchen Exempels eben so gewiß überzeugt, als von meinem eigenen Daseyn.

Wenn sich nun in der ganzen unendlichen Weltgeschichte ein solches Exempel nie gefunden, nie finden wird, nie finden kann: warum verlangt man denn, daß uns gerade die Evangelisten dieses Exempel sollen geliefert haben?

Weil sie der heil. Geist trieb? darum? — Weil freilich arme Menschen dem Irrthume unterworfen sind; aber nicht der heil. Geist? darum?

Nimmermehr! nimmermehr! — Denn der heil. Geist, um sich als den zu zeigen, der er ist, hat schlechterdings nichts thun können, was eben so wohl die Wirkung der feinsten Büberei seyn könnte. Auch nur könnte. Nicht das, was die ägyptischen Zauberer dem Moses nachthun konnten (wahr oder nur zum Schein nachthun konnten), sondern was Moses allein thun konnte, bekräftigte seine Sendung.

Noch hat sich, so viel ich weiß, kein Orthodox einfallen lassen, daß der Antrieb des heil. Geistes die Evangelisten allwissend gemacht habe. Das ist: was die Evangelisten vor diesem Antriebe nicht wußten, das wußten sie auch unter und nach diesem Antriebe nicht. Erfuhren sie also durch den Antrieb des heil. Geistes nichts mehr, so erfuhren sie auch nichts besser. Denn man kann nichts besser erfahren, ohne etwas mehr zu erfahren; indem alle unsere falschen Urtheile nur daher entstehen, weil wir Erkenntnißgründe nicht genug haben, und aus Abgang der wahren, uns mit angenommenen behelfen.

Mitwirkung des heil. Geistes genug, wenn er nur den zum Schreiben antrieb, in dem er die wenigsten und unerheblichsten Mißbegriffe erkannte; nur über dessen Schrift besonders wachte, der diese wenigen unerheblichen Mißbegriffe von geschehenen Dingen in keine nothwendige Verbindung mit seinen Lehrsätzen gebracht hatte. Der gesunde Verstand, der sich damit nicht begnügt, wird des Dinges bald so viel haben, daß er sich lieber mit gar nichts begnügen will.

In diesem Verstande kann man sagen, daß niemand mehr Ungläubige gemacht hat, als der sogenannte Rechtgläubige.

Allerdings ward die neue Religion auf damalige Ueberzeugung von der Auferstehung Christi gegründet, welche Ueberzeugung sich auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen mußte. Nun haben wir, die wir jetzt leben, diese Augenzeugen nicht mehr unter uns; haben nur Geschichtschreiber von den Aussagen dieser Augenzeugen, in welchen Geschichtschreibern sich nur das allgemeine Resultat von den Aussagen dieser Augenzeugen unverfälscht erhalten konnte; und gleichwohl soll unsere jetzige Ueberzeugung von der Auferstehung Christi nicht gegründet genug seyn, wenn sie sich bloß auf jenes Resultat der Aussagen gründet, und sich nicht zugleich auf die völlige Uebereinstimmung der Geschichtschreiber von diesen Aussagen gründen kann? — Da wären wir, die wir jetzt leben, schön daran!

Und gleichwohl möchte ich gar zu gern behaupten, daß wir, die wir jetzt leben, auch in diesem Puncte besser daran sind, als die, zu deren Zeiten die Augenzeugen noch verhanden waren. Denn der Abgang der Augenzeugen wird uns reichlich durch etwas ersetzt, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor sich, auf den sie, in Ueberzeugung seiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieses große Gebäude selbst aufgeführt vor uns. — Welcher Thor wühlt neugierig in dem Grunde seines Hauses, bloß um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? — Setzen mußte sich das Haus freilich erst an diesem und jenem Orte. — Aber daß der Grund gut ist, weiß ich nunmehr, da das Haus so lange Zeit steht, überzeugender, als es die wissen konnten, die ihn legen sahen.

Ein Gleichniß, welches mir hier einfällt, wird nichts verderben. Gesetzt, der Tempel der Diana zu Ephesus stünde noch in seiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände sich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe, sogar der Name des weisen Mannes wäre noch bekannt, der zu einer so sonderbaren Grundfeste den Rath gegeben. Eine Grundlage von Kohlen! von morschen zerreiblichen Kohlen. Doch darüber wäre ich hinweg; ich begriffe sogar,

daß Theodorus wohl so uneben nicht geurtheilt haben möchte, daß Kohlen, wenn sie die Holznatur abgelegt, den Anfällen der Feuchtigkeit widerstehen müßten. Sollte ich wohl, bei aller dieser wahrscheinlichen Vermuthung a priori, an der ganzen historischen Aussage deßwegen zweifeln, weil die verschiedenen Urheber derselben über die Kohlen selbst etwa nicht einig wären? Weil Plinius etwa sagte, es wären ölbäumene Kohlen gewesen; Pausanias aber von ellernen und Vitruvius von eichenen Kohlen spräche? O der Thoren, die diesen Widerspruch, so Widerspruch als er ist, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehen, in deren vom Feuer zerrütteten Textur eben sowohl der Oelbaum, als die Eiche und Eller zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen streiten, als die großen Ebenmaaße des Tempels bewundern wollten!

Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest seyn muß. Denn es trägt, und trägt so lange. Ist noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre, kein Fenster aus seinem rechten Winkel gewichen, so ist dieser rechte Winkel freilich ein augenscheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde, aber er ist doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieser, an dieser will ich meine Betrachtungen weiden; in dieser, in dieser will ich dich preisen, lieber Baumeister! Preisen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte, oder doch nur auf lauter Seifenblasen ruhete.

Daß die Menschen so ungern sich mit dem befriedigen, was sie vor sich haben! — Die Religion ist da, die durch die Predigt der Auferstehung Christi über die heidnische und jüdische Religion gesiegt hat, und diese Predigt soll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug gewesen seyn, als sie siegte? Ich soll glauben, daß sie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich jetzt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweisen kann? —

Nicht viel anders ist es mit den Wundern, durch welche Christus und seine Jünger die Religion gepflanzt. — Mögen doch die jetzigen

Nachrichten von ihnen noch so zweifelhaft, noch so verdächtig seyn; sie wurden ja nicht für uns Christen gethan, die wir jetzt leben. Genug, daß sie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die sie haben sollten! Und daß sie die gehabt haben, beweist das noch immer fortdauernde Wunder der Religion selbst. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrscheinlich machen, die bei ihrer ersten Gründung sollen geschehen seyn. Aber auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion gründen, wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht ist! — — Es sey herausgesagt! Wenn ich jemals so richtig, so klug zu denken fähig bin, so ist es um meinen Verstand geschehen. Das sagt mir mein Verstand jetzt. Und habe ich jemals einen andern Verstand, so hatte ich nie einen.

Die Wunder, die Christus und seine Jünger thaten, waren das Gerüste und nicht der Bau. Das Gerüste wird abgerissen, sobald der Bau vollendet ist. Den muß der Bau wenig interessiren, der seine Vortrefflichkeit nur aus dem abgerissenen Gerüste beweisen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuthen lassen, daß ein eben so großer Meister zu dem Gerüste müsse gehört haben, als zu dem Baue selbst. — Kann wohl seyn! — Aber borgen und wagen will ich doch im geringsten nichts auf diese Vermuthung; noch weniger will ich, durch dieses Vorurtheil von dem Gerüste, mich im Geringsten abhalten lassen, den Bau selbst nach den eingestandenen Regeln einer guten Architektur zu prüfen. —

Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein, so tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr jetzt täglich schlägt.

Wie? Es soll nicht wahr seyn, daß eine Lüge historisch ungezweifelt bewiesen werden könne? Daß unter den tausend und tausend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geschichte Anlaß geben, daß unter diesen tausend und tausend Dingen auch wohl ungeschehene Sachen mit unterlaufen könnten? Es soll nicht wahr seyn, daß unendliche Facta wahre unstreitige Facta gewesen, für die uns dennoch die Geschichte zu wenige, zu unwichtige Zeugnisse hinterlassen, als daß wir sie ohne Leichtsinn glauben könnten?

Das soll nicht wahr seyn? — Freilich, wenn es wahr ist, wo bleiben alle historische Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion? — Wo sie wollen! Wäre es denn ein großes Unglück, wenn sie endlich einmal wieder in den Winkel des Zeughauses gestellt würden, in welchem sie noch vor funfzig Jahren standen?

III.

Bei dieser meiner Gesinnung von der historischen Wahrheit, die weder aus Scepticismus entsteht, noch auf Scepticismus leitet, war es also gewiß keine ernsthafte Aufmunterung, wenn ich in meinen Gegensätzen schrieb: „Der Mann, der die Untrüglichkeit der Evan„gelisten in jedem Worte behaupten wolle, finde auch hier (in der „Auferstehungsgeschichte) noch unbearbeitetes Feld genug.“ Ich setzte freilich hinzu: „Er versuche es nun, und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unseres Fragments.“ Aber in diesem Tone schreckt man auch ab, und das wollte ich. Abschrecken wollte ich. Denn ich sagte weiter: „Nur beantworte er sie alle, diese gerügten Widersprüche. „Bloß diesem und jenem etwas wahrscheinliches entgegensetzen, und „die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt keinen „beantworten.“

Nun habe ich nie erwartet, daß man auf meine Ermunterung irgend etwas thun, oder auf meine Abschreckung irgend etwas unterlassen müsse. Mein Gewissen giebt mir das Zeugniß, daß ich so eitel zu seyn nicht fähig bin. Alles, was ich mir in diesem Puncte selbst vorwerfen kann, ist dieses, daß es mich aber doch ein wenig befremdet, wenn auf meine Ermunterung etwas zu thun, gerade das nämliche unterlassen, und auf meine Abschreckung etwas zu unterlassen, gerade das nämliche gethan wird.

Doch auch diese Befremdung ist wahrlich nicht Stolz, ist wahrlich nicht Unleidlichkeit, von meinem guten Nachbar Ja für Nein, und Nein für Ja zu hören. Ich kann mir nur nicht gleich einbilden, daß ich meinen guten Nachbar, oder daß mich mein guter Nachbar gehörig verstanden. — So horche ich denn noch einmal hin, — und dann auf ewig nicht mehr. —

Wahrhaftig also, lieber Nachbar? wahrhaftig? — Auf alle, auf alle die gerügten Widersprüche hast du dir getraut, zu antworten? befriedigend zu antworten? — Und glaubst wirklich nun nicht weniger geleistet zu haben, als du dir getraut? —

So würde ich freundschaftlich meinem Nachbar unter vier Augen zusprechen, wenn ich ihn kennte, wenn ich seinen Namen zuverlässig wüßte, und ich mir seine Bekanntschaft durch Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe zu erwerben hoffen dürfte. Aber ich weiß seinen Namen nicht, und er weiß meinen.

Er weiß ihn, ob er ihn schon nicht genannt hat. Er hat mich namentlich ganz aus diesem Streite gelassen, es ist ihm keine einzige nachtheilige Beziehung auf mich entfahren. Er hat mich für das genommen, was ich bin. Für einen Aufseher von Bücherschätzen, der (wie diese Leute einmal sind!) sich unbekümmert läßt, ob das Seltene, das er mittheilt, auch in allem Betracht gut ist, oder nicht; wenn es nur selten ist. Dafür hat er mich genommen, und ich danke ihm aufrichtig, daß er mich wenigstens für nichts Schlimmeres genommen.

Nur bedaure ich zugleich, daß ich mich bei seiner Darstellung auf eine vermeinte Herausforderung in derjenigen Entfernung nicht halten kann, in welcher mich zu halten er mir so gütig freistellen wollen. Und das zwar aus folgender Ursache nicht.

Wenn es wahr ist, daß mein Ungenannter ein eben so unwissender als boshafter Mann ist; wenn es wahr ist, daß alle seine Einwürfe, alle seine gerügten Widersprüche unzähligemal schon gemacht und gerügt, aber auch bereits eben so oft abgewiesen und beantwortet worden; wenn es wahr ist, daß er schnurstracks wider einander laufende Behauptungen in der Auferstehungsgeschichte gefunden, bloß weil er sie finden wollen, nicht weil er das Unglück gehabt, sie wirklich dafür zu halten; wenn es wahr ist, daß man bloß seine Schmähschrift in die eine und die Bibel in die andere Hand nehmen darf, um beiden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; wenn alles das wahr ist, — (der Spruch ist gerecht! Ich spreche ihn über mich selbst aus, breche über mich selbst den Stab!) so bin ich, ich, sein von ihm ungebetener Herausgeber, nicht allein eben so strafbar, sondern noch weit strafbarer, als er selbst.

Und das, das sollte ich — (Mit dem Seyn hat es keine Noth. Daß ich das nicht **bin**, braucht nur Einer zu wissen. Der weiß es.) — das sollte ich ruhig auch nur **scheinen** wollen? Ich müßte nicht wissen, daß die Welt mehr darauf achtet, was man scheint, als was man ist. Und einmal muß ich doch mit der Welt leben, und will mit ihr leben.

Mein Ungenannter vielleicht hatte das Zeug einmal im hitzigen Fieber hingeschrieben, aber Gott hatte ihn wieder zu gesunder und kalter Ueberlegung kommen lassen; er war nur verhindert worden, den Bettel ganz zu vertilgen. Nun komme ich, ich, der ich doch wohl auch wissen könnte und sollte, worauf sich der Ungenannte bloß im hitzigen Fieber nicht zu besinnen vermochte, nämlich, daß alles das nichts als abgedroschenes und längst den Flammen überantwortetes Stroh sey; nun komme ich, und vollführe eine Sünde, die ich auszuhecken und zu entwerfen nicht einmal den Verstand hatte; vollführe eine Sünde, damit der arme Teufel ja nichts einbüßt, bloß um eine Sünde zu vollführen, und Aergerniß zu geben. — Daß ich sage: ich räumte nur seinen Vordersatz ein, und läugnete die Folgerung, das macht meine Sache nicht um ein Haar besser. Denn die Leute, die ich ärgere, halten es für eben so wichtig, den Vordersatz zu läugnen, als die Folgerung nicht zuzugeben. Ja sie glauben die Folgerung nur, **weil** und **so fern** das Gegentheil des Vordersatzes seine Richtigkeit hat.

Aber wie? Weil ich sehe und überzeugt bin, daß man meinem Ungenannten nicht die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die ihm gebührt; weil ich finde, daß man es sich ebenso leicht macht, ihn zu widerlegen, als mich es schwer dünkt; weil ich bemerke, daß man ihm die Karten in die Hand practicirt, die man sich am besten zu stechen getraut, muß ich darum überhaupt sein Vorfechter werden? Das will ich denn auch wohl bleiben lassen! Wer mit solchen Fuscheleien spielt, und glauben kann, er habe sein Geld gewonnen und nicht gestohlen, der glaube es immerhin! Der Zuschauer, der auf die Finger zu gut Acht gab, thut am besten, er schweigt.

Schweigt? — Aber wenn er nun auf die Hand des betrogenen Spielers gewettet hat? — So kann er freilich nicht schweigen, wenn

er sein Geld nicht muthwillig verlieren will. Dann ist der Fall kitzlich. Er gehe mit seinem Muthe zu Rathe, und wette wenigstens nicht weiter. — —

Nun, so schränke ich mich denn auch in dem Ueberreste dieser Duplik lediglich auf das ein, was ich von den Behauptungen des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; auf die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte der Evangelisten.

Von diesen habe ich behauptet, und behaupte noch: sie nirgends so kräftig auf einander gehäuft, nirgends so deutlich auseinander gesetzt zu wissen. Irre ich mich, so nenne man mir doch den Mann oder das Buch, wo eben das eben so gut zu lesen ist. Meine Verwunderung, ein solches Werk nicht gekannt zu haben, kann nur durch die andere Verwunderung übertroffen werden, wenn man mir zugleich auch ein Werk nennt, worin das alles schon seine Abfertigung erhalten, welches ich eben so wenig gekannt hätte. Auch eben so wenig noch kenne. Denn daß, seit heute und gestern, wenigstens die Unterredungen meines guten Nachbars dieses Werk nicht geworden, will ich mit seiner Erlaubniß nunmehr näher zeigen.

Wie weit mich meine Geduld auf diesem Wege begleiten wird, weiß ich wahrlich noch selbst nicht. Ob bis ans Ende; ob durch alle zehn Widersprüche und ihre vermeinten Beantwortungen, das steht dahin! Ich traue es ihr kaum zu. Wozu auch? denn wenn ich nur an einem einzigen Widerspruche zeige, daß er weder durch die gegebene, noch durch irgend eine andere in der Welt zu gebende Antwort sich heben läßt, so habe ich, nach meiner vorläufigen Erklärung, verthan. Wo ein Widerspruch ist, können deren hundert seyn; genug, daß auch deren tausend das nicht beweisen, was mein Ungenannter daraus beweisen will. — Also ohne weiteres zur Sache! Was ich sonst noch zu sagen hätte, wird sich auch finden.

Erster Widerspruch.

„Lucas (XXIII, 56) läßt die frommen Weiber, welche den „Leichnam Christi salben wollten, die Specereien dazu am Freitage „gegen Abend vor Eintritt des Sabbaths oder ersten Ostertages,

„ein kaufen, und Marcus (XVI, 1) am Sonnabende des Abends, „nach unserer Art zu reden, als der Sabbath vorbei war.“

Daß man in diesen verschiedenen Behauptungen vorlängst einen Widerspruch gefunden, erhellt daraus, daß man vorlängst versucht hat, entweder den Marcus nach dem Lucas, oder den Lucas nach dem Marcus umzustimmen.

Die den Marcus nach dem Lucas umstimmen wollen, sagen, daß in den Worten *διαγενομενου του σαββατου ἠγορασαν ἀρωματα* das *ἠγορασαν* auch wohl jam empta habebant heißen könne, indem öfter die unbestimmte Zeit anstatt der längst vergangenen gebraucht werde. Sie übersetzen also: „Als der Sabbath „vergangen war, hatten die Weiber bereits vorher Specereien ge„kauft;“ und ich darf wohl sagen, daß dieses unter den protestantischen Gottesgelehrten die angenommenere Auslegung bisher gewesen.

Mein Ungenannter hatte also Recht, sich bloß an diese Auslegung zu halten, gegen welche er, ein wenig pedantisch zwar, aber doch vollkommen gründlich erwies, daß die duo genitivi consequentiam designantes hier nicht zuließen, das *ἠγορασαν* in der längst vergangenen Bedeutung zu nehmen. Der ungenannte Gegner meines Ungenannten muß auch — (Aber wie soll ich diese zwei Ungenannte in der Folge am schicklichsten und kürzesten bezeichnen? Der Ungenannte bleibt der Ungenannte, und weil ich den ungenannten Gegner meines Ungenannten einmal meinen Nachbar zu nennen veranlaßt worden, so bleibe er mein Nachbar. Sollte er diese Benennung übel nehmen? Wie könnte ich in ihm einen Mann besser bezeichnen, mit dem ich gern in Ruhe und Friede leben möchte, als durch das Wort Nachbar?) Mein Nachbar also muß auch weder beim Glassius noch beim Wolf, auf die wir von dem deutschen Ausgeber des englischen Bibelwerks verwiesen werden, ein Exempel fürs Gegentheil gefunden haben, sonst er wohl darauf bestanden, und nicht eine so gefährliche Volte geschlagen haben würde.

Denn wahrlich, wenn das keine gefährliche Volte ist, so giebt es gar keine. Weil Mareus sich nicht nach dem Lucas umstimmen läßt, so will er nun mit aller Gewalt den Lucas nach dem Marcus umstimmen.

Da Marcus nicht gemeint haben kann, daß die frommen Weiber die Specereien schon gekauft hatten, ehe der Sabbath vergangen war, so soll nun Lucas gemeint haben, daß sie sie nicht eher gekauft, als bis der Sabbath vergangen war. „Ei freilich!" dachte mein guter Nachbar, der nun einmal für allemal überzeugt war, daß wenn das Schloß nicht rechts aufgehen will, es nothwendig links aufgehen müsse: „ei freilich! das ist ja auch ganz leicht zu erweisen. Denn einmal sagt doch Lucas nicht mit ausdrücklichen Worten, daß die Specereien den Freitag Abend gekauft worden; sondern er sagt nur, daß sie von den Weibern gekauft worden, nachdem sie den Freitag Abend von dem Grabe zurückgekommen. Nun kann zwar, wie jeder weiß, *ὑποςρεψασαι ἡτοιμασαν ἀρωματα* nicht wohl anders verstanden werden, als daß sie Specereien unmittelbar nach ihrer Zurückkunft bereitet; doch da folgt bald darauf ein *μεν*, das im Deutschen nicht ausgedrückt ist, und von dem mir die guten Leute, für die ich schreibe, schon auf mein Wort glauben werden, daß es nachdem inzwischen bedeute (denn *μεν* bloß durch zwar geben, will nicht langen) und der Evangelist also sichtbar der Meinung damit vorbeugen wollen, daß die Zubereitung der Specereien Freitag Abend vorgenommen worden. Getrost also den Versikel: *ὑποςρεψασαι δε ἡτοιμασαν ἀρωματα και μυρα και το μεν σαββατον ἡσυχασαν κατα την ἐντολην*, übersetzt: zurückgekommen vom Grabe, bereiteten sie die Specereien und Salben, nachdem sie inzwischen (zwischen dem Zurückkommen und Bereiten, zwischen dem participio und verbo, denn das bedeutet das *μεν* hier sichtbar) den Sabbath nach dem Gesetze geruhet hatten."

Ist es möglich, lieber Nachbar, ist es möglich, daß sich Ihre Feder — (denn daß Ihr Verstand mit fortmußte, begreife ich —) nicht sichtbar sträubte, als Sie dieses niederzuschreiben im Begriff waren? — Wenigstens, will ich hoffen, haben Sie sich nachher um den Beweis von der sichtbaren Bedeutung Ihres theuern, von keinem einzigen Uebersetzer noch bemerkten *μεν*, umgethan; haben nachher ein paar Stellen aufgesucht, wo *μεν* möglicherweise, obschon mit eben so wenig Grunde, diese sichtbare Bedeutung haben

könnte. Das will ich hoffen, das muß ich hoffen, denn Sie sind ein ehrlicher Mann; Sie haben sich nicht auf einen Belag stillschweigend bezogen, von dem Sie wußten, daß Sie ihn nicht haben könnten, sondern Sie haben bloß einen Belag stillschweigend vorausgesetzt, von dem Sie annahmen, daß er Ihnen nicht fehlen könnte. Aber nun, lieber Nachbar, heraus damit! — ob ich schon voraus sehe, daß er eine Revolution in der ganzen Geschichte anrichten wird, die nicht klein ist. Denn welche Folge von Begebenheiten ist gegen dieses erwiesene μεν gekettet genug? Welche Wirkung läßt sich nicht dadurch zur Ursache, welche Ursache nicht zur Wirkung machen? Es giebt keine Hysteraprotera mehr, wenn dieses μεν erwiesen wird.

Immerhin! nur heraus mit dem Beweise — denn wissen Sie, lieber Nachbar, wenn Sie ihn mißgünstig zurückbehalten, wissen Sie, was man alsdann sagen wird und muß? — Daß Sie Ihre Leser zum Besten gehabt, daß Sie lieber den Originaltext des N. T. für eine wächserne Nase erklären, als einen Widerspruch in ihm zugeben wollen, der von ganz und gar keiner Erheblichkeit ist. — Keines von beiden möchte ich, um alles in der Welt, nicht von mir sagen lassen, wenn ich ein Theolog wäre.

Aber sind Sie denn einer, lieber Nachbar? — Woher weiß ich denn, daß Sie einer sind? — Wie man doch gewisse Dinge so leicht annehmen kann! — Erst nun fange ich an, gerade das Gegentheil anzunehmen. Denn nur so sind Sie entschuldigt, und ich möchte Sie gar zu gern entschuldigen.

Ein Theolog, denke ich nun, hätte mir die Blöße gewiß nicht gegeben, die mir dieser gutmeinende Laie giebt. Auch werden die Theologen gewiß gegen diese Blöße protestiren. Wie können sie auch anders? Das Feuer ist ja noch nicht so nahe, daß man schon zum Fenster herabspringen muß. Ich selbst, der ich kein Theolog bin, wüßte noch eine ganz andere Antwort, wenn mir so viel daran gelegen wäre, diesen ersten Widerspruch zu heben.

Und welche? Ohne erst lange nachzusuchen, ob schon vor mir jemand auf eben den Einfall gekommen, will ich ihn hersetzen. Ist er zu brauchen: desto besser! Ich behaupte nur in Thesi, daß es in den Erzählungen der Evangelisten, ihrer Glaubwürdigkeit unbeschadet,

Widersprüche geben können; aber in Hypothesi, ob dieses und jenes wirklich ein Widerspruch sey, behalte ich mir alles Recht vor, die Sache noch erst genauer zu untersuchen. Dergleichen einzelne Untersuchungen mögen ausfallen, wie sie wollen: ich verliere und gewinne nichts dabei. Und wenn ich etwas dabei sagen kann, wodurch ein anderer, der nicht wie ich denkt, etwas zu gewinnen vermeint: warum soll ich ihm die Freude nicht machen? Auch ist es aufrichtiger für seinen Gegner mit zu sehen.

So denn also! — Wie wenn man den Evangelisten allen beiden Recht geben könnte? Nicht zwar dadurch, daß man den einen und den andern, auf der grammatischen Folter, das nämliche sagen ließe. Auch nicht dadurch, daß man, wie jemand gemeint hat, die frommen Weiber zu zwei verschiedenenmalen Specereien kaufen läßt, den Freitag nur so viel, als sie in der Geschwindigkeit noch haben konnten, und den Sonnabend Abend das übrige. So hätte es ihnen allenfalls in einem kleinen Städtchen ergehen können, aber schwerlich wohl in Jerusalem. Sondern dadurch, daß man auf das ἑτοιμαζειν des Lucas aufmerksam mache, und es in seiner weitern Bedeutung hier gelten lasse. Wenn denn einmal die Weiber, als sie den Freitag gegen Abend vom Grabe zurückkamen, durchaus nicht mehr Zeit sollen gehabt haben, die Specereien zu kaufen, mit baarer klingender Münze zu bezahlen: sagt denn das auch Lucas von ihnen? Er sagt ja nur ἡτοιμασαν ἀρωματα; und nicht ἠγορασαν. Aber, wird man sagen, wie kann man Specereien bereiten, die man noch nicht gekauft hat, und doch kaufen muß? Das ist es eben: ἑτοιμος heißt nicht bloß προχειρος, der gleich bei der Hand ist, der gleich zur Hand schafft, sondern auch nur προθυμος, der gleich willig und entschlossen ist, etwas zur Hand zu schaffen. Folglich heißt auch ἡτοιμασαν nicht bloß præparabant *manibus*, sie machten zurecht, durch eine Art von Handarbeit, sondern auch præparabant *animo*, curabant ut præparata haberent, sie thaten sich um, sie sorgten, daß sie sie in Bereitschaft haben möchten. Sie gingen nicht in die Gewölbe der Specereihändler, die freilich wohl schon geschlossen waren, und kauften, sondern sie nahmen sich nur vor zu kaufen, erkundigten sich nur, wo sie am besten zu kaufen wären, denn sie

waren fremd. Und das durften sie thun, wenn auch der Sabbath schon längst angegangen war; das war ihnen, durch das Gebot am Sabbath zu ruhen, im geringsten nicht untersagt. — So wie auch den heutigen Juden noch nicht. Denn wäre ihnen mit dem Kaufen, auch das Denken an das Kaufen am Sabbath verboten: so würde der Sabbath wohl blutselten gehörig von ihnen gefeiert. Kaufen und versteigern sie nicht selbst am Sabbath, nicht selbst in der Synagoge, nicht selbst die Ehre, die Gesetzrolle an irgend einem feierlichen Tage aus ihrem Schranke nehmen und auf das Pult des Vorlesers tragen zu dürfen? Genug, wenn sie das Geld dafür nicht am Sabbath erlegen! — Kurz man übersetze ἡτοιμασαν ἀρωματα durch destinabant aromata, providebant aromatibus: und was ist dann noch zu erinnern? — Daß auch ἑτοιμαζειν im N. T. an mehreren Orten nichts als destinare heißt, davon hat Grotius bereits die Exempel gesammelt; nur sehe ich keinen Grund, es mit ihm einzig auf destinationem divinam einzuschränken. — Und nun weiter!

Zweiter Widerspruch.

„Johannes, bei welchem Joseph von Arimathia und Nicodemus „den Leichnam Christi in allen Stücken nach der Weise der Juden be- „statten; Johannes sagt nicht, daß die Weiber ihn salben wollen. „Aber Marcus und Lucas, welche nur melden, daß Joseph von Ari- „mathia den Leichnam bloß in feine Leinwand gewickelt, also nicht „gesalbet habe; Marcus und Lucas sagen, daß die Weiber, die diese „tumultuarische unvollständige Bestattung des Joseph von Arimathia „mit angesehen hatten, nach Verlauf des Sabbaths den Leichnam „Christi auch salben wollen. Beim Johannes thun Joseph und Nico- „demus alles, und die Weiber thun nichts und wollen nichts thun. „Beim Marcus und Lucas thut Joseph von Arimathia nicht alles, „und die Weiber wollen nur spät hernach thun, was Joseph zu thun „vergaß, oder nicht Zeit hatte. So einig also Johannes mit sich selbst „ist; so einig Marcus und Lucas mit sich selbst sind: so sehr wider- „spricht Marcus und Lucas dem Johannes, und Johannes dem „Marcus und Lucas."

Und das, dächte ich, wäre klar. Wenigstens ist mir es noch klar, nachdem ich alles sorgfältig erwogen, was mein guter Nachbar dawider vorbringt, und fast ein wenig zu grämlich vorbringt. Denn er nennt diesen Widerspruch geradezu einen erträumten Widerspruch, und sagt: „Eine Sache thun wollen, die ein anderer schon gethan hat, die sich aber auch zweimal thun läßt, das streitet offenbar nicht mit einander." Freilich nicht, lieber Nachbar. Aber ist denn die völlige Bestattung eines Leichnams, wobei nichts vergessen worden, was die Gebräuche des Landes und Volkes erfordern, dergleichen nach dem Johannes die Bestattung des Joseph und Nicodemus gewesen, ist denn die etwas, was sich zweimal thun läßt? von vernünftigen Leuten zweimal thun läßt? Gründet sich bei dem Marcus und Lucas denn nicht offenbar die vorgehabte Balsamirung der Weiber, auf die nicht völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia? So wie die völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia und Nicodemus beim Johannes doch wohl der Grund ist, warum er von einer vorgehabten Balsamirung der Weiber nichts sagt? Völlige Bestattung und nicht völlige: das widerspricht sich doch? — Gestehen Sie, lieber Nachbar, Sie haben gar nicht einmal eingesehen, worauf es hier eigentlich ankömmt! — Wenn bei Einem Evangelisten alles beide stünde; wenn Ein Evangelist sagte, daß Joseph und Nicodemus die Leiche auch gesalbt hätten, und ebenderselbe sagte nicht weniger, daß ihn die Weiber ebenfalls salben wollen; und man wollte alsdann diesen Evangelisten in Widerspruch mit sich selbst setzen, so käme Ihre Antwort noch ein wenig zu Passe. Denn alsdann wäre es durch diesen Evangelisten selbst festgesetzt, daß die Salbung eines Leichnams zweimal geschehen könne, und wir müßten uns alle mit bloß möglichen Gründen begnügen, warum sie zum zweitenmale unternommen worden. Da aber kein Evangelist von so einer doppelten Salbung spricht; da diese vorgehabte doppelte Salbung nur in der Harmonie steht, und doch wohl nicht auch die Harmonie von dem h. Geiste eingegeben ist: so ist es bloß gefabelt, guter Nachbar, wenn Sie sagen, daß vielleicht die erste Salbung den lieben accuraten Weiberchen nicht gut genug gewesen; daß vielleicht die hebräischen Weiber in Galiläa andere Salbungsgebräuche gehabt, als in Jerusalem üblich waren;

daß es vielleicht ein doppeltes Salbungsgeschäft gegeben, eines für Fäulniß und Verwesung, welches die Männer besorgen müssen, und eines für Wohlgeruch, womit sich die Weiber abgaben. Alles das ist bloß gefabelt, lieber Nachbar, und ohne allen Grund in der Geschichte gefabelt. Besonders Ihr Einfall von dem doppelten Balsamirungsgeschäfte, der dem Hrn. A. so sehr gefällt, hätte doch wohl erst müssen anderweits aus der Geschichte erwiesen werden, damit er nicht einzig und allein aus eben dem Umstande abgesondert scheine, zu dessen Beglaubigung Sie ihn anwenden. Nicht?

Doch die Grundlosigkeit dieses Einfalls vom doppelten Salbungsgeschäfte, ist noch bei weitem nicht seine schlimmste Seite. Wenn wir ihn gelten lassen, lieber Nachbar, sehen Sie denn nicht, daß er den Johannes offenbar Lügen straft? Johannes sagt, daß Joseph und Nicodemus den Leichnam Christi so begraben, ganz so, wie die Juden zu begraben pflegen. Und Sie sagen mit Ihrem raren Einfalle: nein, nicht so, nicht ganz so, denn sie hatten nur die eine Hälfte der Salbung, die Salbung wider die Fäulniß vollzogen, und die andere Hälfte, des Wohlgeruchs wegen, war noch übrig, und wie billig, den frommen Weibern übrig gelassen worden, deren Nase so eckel ist.

O der trefflichen Harmonie, die zwei widersprechende Nachrichten, die wörtlich bei den Evangelisten stehen, nicht anders vereinigen kann, als durch Erdichtung einer dritten Nachricht, von der kein einziger Evangelist eine Sylbe sagt!

O der erbaulichen Harmonie, die einen Evangelisten von dem armseligen elenden Widerspruche eines andern Evangelisten (armselig und elend, wegen der Unbeträchtlichkeit des Umstandes) auf keine andere Weise retten kann, als daß sie diesen oder jenen an einem andern Orte zum Lügner macht.

Dritter Widerspruch.

„Matthäus sagt, daß vor den Augen der Maria Magdalena, „und der andern Maria, geschehen sey, was die übrigen Evangelisten „sie, bei Annäherung des Grabes, bereits geschehen finden lassen."

Mein Ungenannter gründet sich auf das *ἰδοὺ ἐγένετο* beim Matthäus; und es könnte wohl seyn, daß es Matthäus so verstanden habe. Doch Sie haben Recht, lieber Nachbar; *ἰδοὺ* ist öfters bloß eine Partikel der Aufmunterung für den Leser, und zeigt nicht immer an, daß die Sache in Gegenwart der dabei gedachten Personen geschehen sey. *Ἐγένετο* mag auch immerhin heißen, es war geschehen. — Aber warum ließen Sie es nun bei dieser Antwort nicht bewenden? Warum wollten Sie Ihren Gegner nicht bloß schlagen, sondern vernichten? Warum muß er Ihnen nun gleich ein Mann seyn, der Abend und Morgen nicht unterscheiden wolle?

Die Strafe dieser Unbarmherzigkeit ist Ihnen auf dem Fuße gefolgt. Denn Sie haben sich dadurch in eine weitere Auflösung verwickelt, deren Folge Sie unmöglich gehörig können überdacht haben. Ich meine die Sätze (S. 131), die Ihnen so klar und richtig scheinen, daß die Verwirrung derselben Vorsatz werden muß. — Vorsatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen! Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr schaudern würde, als diesen, wenn ich ihn objective als möglich denken könnte. Daß er subjective möglich ist, höre ich leider. Aber Sie müssen ganz etwas anders dabei denken, als ich, oder Sie könnten die schmähsüchtige Grausamkeit nicht haben, ihn so wiederholt zu machen.

Nun lassen Sie uns doch die Sätze näher betrachten, die so klar und richtig seyn sollen. Mir graulet, eine Menge unnöthiger Worte machen zu müssen. Aber vielleicht, daß mir andere wohl noch unnöthigere Worte, deren ich mich in meinem Leben schuldig gemacht, darum vergeben werden!

Ihr erster Satz also: „den Sonnabend spät Abends gingen die „beiden Marien nach Christi Grabe, bloß zuzusehen, ob es noch un„gestört sey, kamen aber allem Ansehen nach zu ihrem Zwecke nicht, „weil es schon zu spät war. Matthäus XXVIII.“

Und das ist einer von den Sätzen, die man nicht in Zweifel ziehen kann, ohne den Vorsatz zu haben, sich zu irren? So hat Grotius denn auch schon diesen unseligen Vorsatz gehabt. Denn er schreibt[1] aus-

[1] Ad Matth. c. XXVIII. v. 2.

drücklich: Apud Matthæum vero hoc loco agi de aliqua itione vespertina, qua nihil relatu dignum acciderit, matutinam ad quam sequentia omnia pertinent silentio omitti, nihil habet probabilitatis. Lassen Sie doch einen Mann, lieber Nachbar, weil er nicht denkt wie Sie, sondern wie Grotius, nicht gleich einen von den Elenden seyn, die Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen. Freilich; nicht unterscheiden können, das sieht nun freilich dem Grotius wohl ähnlich. Ich will mich wohl hüten, Ihnen auch über mich ein solches Urtheil abzulocken. Sie sollen Recht haben.

Es folgt Ihr zweiter Satz, mit welchem ich den dritten sogleich verbinde: „Den Sonntag Morgen sehr früh gingen sie in „Gesellschaft verschiedener anderer Weiber wieder dahin, in der „Absicht, seinen Leib zu salben. Marc. XVI. 2. Luc. XXIV. 1. „Auf diesem Wege wurden sie gewahr, daß der Stein vor dem „Grabe weg, und es folglich geöffnet war. Marc. XVI. 3. 4. „Luc. XXIV. 2."

Die Weiber gingen wieder dahin? Was haben Sie denn, lieber Nachbar, für Grund zu diesem Wieder? Matthäus sagt ja nicht, daß auf jenen unfruchtbaren Abendbesuch ein neuer gefolgt sey. Und die übrigen Evangelisten sagen ja nicht, daß vor dem frühen Morgenbesuche der Weiber schon ein anderer vorhergegangen sey. Woher wissen Sie denn also das Wieder? — Was wissen zwar? — Die Bedürfniß Ihrer Harmonie erfordert es anzunehmen. Das ist genug! Allerdings. —

Kömmt Ihr vierter Satz: „Maria Magdalena, die unruhigste „unter ihnen, sahe es, weil sie voraus ging, am ersten, und kehrte „sogleich, ohne weiter bis zum Grabe zu gehen, um, dem Petrus und „Johannes die Nachricht, welche sie für ganz gewiß hielt, zu bringen, „daß der Leib Christi weggenommen sey. Joh. XX. 1. 2."

Die arme Maria Magdalena! — Läuft nicht schon genug Thorheit und Böses auf ihrer Rechnung? Muß sie auch noch so eine Närrin werden, der lieben Harmonie zu gefallen? — Wie? Maria konnte bloß daher, weil sie von weitem den Stein vom Grabe abgewälzt sahe, bloß daher schließen, daß der Leichnam Christi nicht mehr darin befindlich sey? Vergaß sie denn in dem Augenblicke, in welcher Absicht

sie selbst herkam? Sie wollte mit ihren Gespielinnen ja auch den Stein vom Grabe wälzen. Sie war ja schon darum besorgt gewesen, wer ihnen wälzen hülfe. Und doch wollte sie den Leichnam Christi nicht verschleppen, sie wollte ihn nur salben. Und ihr fiel nicht erst ein, daß ihr andere in eben dieser Absicht wohl schon könnten zuvorgekommen seyn? Sie sahe nicht erst hin, ob es nicht so wäre? Sie schließt nur — wenn das anders schließen heißen kann: der Stein ist weg, also ist auch der Leichnam weg? So schließt sie, und läuft und läuft, sonst möchten Petrus und Johannes nicht zeitig genug erfahren, was für eine unbesonnene Närrin sie ist. — O gewiß, wenn diese Maria Magdalena hier so schließen, so handeln können: — wie kann man noch zweifeln? — so war sie Magdalene die Sünderin, das ist, die Hure. Denn nur eine Erzhure kann so leichtsinnig schließen. Nur durch solche leichtsinnige Schlüsse werden Mädchen zu Huren. — Auch war sie ohne Zweifel die nämliche Maria Magdalena, aus welcher Christus sieben Teufel austrieb. Ein achter Teufel, bei dem sich die übrigen länger zu wohnen schämten, war in ihr zurückgeblieben: der alberne Teufel der Unbesonnenheit. Ohne den dümmsten von allen Teufeln konnte sie nicht so schließen. Und doch läßt man sie so schließen, der lieben Harmonie zu gefallen. — Wahrlich, wenn die Nachricht, die Maria Magdalena auf diese Weise dem Petrus und Johannes brachte, die erste Verkündigung der Auferstehung Christi seyn sollen: so ist diese erste Verkündigung eine große Armseligkeit gewesen!

Man sage nicht, daß man sich nicht darum zu bekümmern, oder daran zu ärgern habe, wie voreilig und unbesonnen Maria Magdalena hier erscheine; genug, daß sie Johannes nicht anders schildere. Und was sagt Johannes? — „Da sie sieht, daß der Stein vom Grabe hinweg war, da läuft sie und kommt zu Simon Petro und zu dem andern Jünger, welchen Jesus lieb hatte.“ — Sie läuft, und sieht wirklich nicht erst in das Grab? Johannes will wirklich nicht, daß wir das dabei in Gedanken ergänzen sollen? Er ließ es nicht aus, weil es sich von selbst versteht? Er ließ es aus, weil es wirklich nicht geschehen war? — Nun, so ist Maria Magdalena nicht nur eine unbesonnene Närrin, sondern noch dazu eine unverschämte Lügnerin.

Denn sie spricht zu den Jüngern: „Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“ Wie konnte sie das sagen, wenn sie nicht einmal zugesehen hatte, ob er auch wirklich weggenommen wäre? Sagt sie nicht mit diesen nämlichen Worten, daß sie wirklich zugesehen habe? — Nur darum, weil sie es hier selbst sagt, hielt Johannes für überflüssig, es die Zeile vorher von ihr zu sagen. — Oder ist das kein Lügner, der seine Vermuthungen für Facta ausgiebt?

Doch ich will auf dieser Verleumdung der armen Maria Magdalena — es ist eine wahre, wahre Verleumdung — nicht weiter bestehen. Es soll auch damit seyn, wie mein Nachbar es haben will. Denn ich will seine Sätze hier gar nicht widerlegen, ich will sie vielmehr annehmen und mich mit ihnen nur zum Matthäus wenden, um zu sehen, wie dieser dabei wegkömmt.

Präge dir, mein geduldiger Leser, diese vier Sätze wohl ein, und lies nunmehr mit mir bei dem Matthäus: „Am Abend aber des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des ersten Feiertages der Sabbathen, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu besehen. Und siehe, es geschah ein groß Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu und wälzete den Stein von der Thüre und setzte sich darauf, und seine Gestalt war wie der Blitz und sein Kleid weiß wie der Schnee. Die Hüter aber erschracken für Furcht und wurden, als wären sie todt. Aber der Engel antwortete und sprach: fürchtet euch nicht!“ —

Und so weiter! Es ist genug, mein Leser. Aber wissen muß ich, ob du es auch recht begriffen hast, wie viel du in diesen wenigen Worten des Matthäus gelesen? — Und sieh', da fällt denn folgendes Gespräch unter uns vor:

Ich. Wie viel also, freundlicher Leser, hast du jetzt bei dem Matthäus gelesen?

Du. Wie viel? hm!

Ich. Ha! ich errathe dich. Es ist wahr; ich muß nicht fragen, wie viel? sondern: wie vielerlei?

Du. Das sollt' ich meinen!

Ich. Also wie vielerlei?

Du. Wie willst du, daß ich dir antworte? Nach dem gesunden Menschenverstande? oder nach den Sätzen deines Nachbars?

Ich. Ich hoffe ja, daß beides einerlei seyn wird.

Du. Mit nichten! Denn nach dem gesunden Menschenverstande habe ich nur einerlei gelesen; indem alles ja vollkommen so fortlief, als ob es nur Ein Anfang, nur Ein Fortgang und nur Ein Ende Einer und eben derselben Begebenheit wäre. Ich nehme an, wir hätten ausgelesen.

Ich. So laß den gesunden Menschenverstand ein wenig schlafen, und antworte mir auf die andere Weise. Wie vielerlei nach den Sätzen meines Nachbars?

Du. Dreierlei. Erst: einen vorgehabten und angefangenen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was. Zweitens: eine Erscheinung, erschienen, ich weiß nicht wem. Drittens: einen Morgenbesuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie.

Ich. Warum sagst du: einen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was?

Du. Weil ihm das Ende fehlt, und dein Nachbar selbst nicht weiß, was daraus geworden. Es geht damit bis auf die Worte: „sie kamen, das Grab zu besehen." Sie k a m e n, übersetzt dein Nachbar durch: sie g i n g e n. Sie gingen also, sagt er: „aber das Thor war „entweder schon zu, oder sie wurden von der Wache gewarnt, nicht „weit zu gehen, wenn sie vor dem Thorschlusse wieder in die Stadt „wollten." Kurz, sie machten, was man nennt, einen F l e i s c h e r g a n g. Und diesen Fleischergang hielt dennoch der heil. Geist für wichtig genug, ihn aufzeichnen zu lassen. Denn er kam aus herzlicher Liebe zu Jesu.

Ich. Recht hübsch für eine Predigt! — Aber warum sagtest du: eine Erscheinung, erschienen, ich weiß nicht wem?

Du. Weil sie den Weibern nicht geschehen seyn soll, und die Hüter, welche darüber erschracken und vor Furcht wurden, als wären sie todt, auch nicht viel davon abbekommen haben können.

Ich. Endlich warum sagtest du: ein Morgenbesuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie?

Du. Weil sich dieser Morgenbesuch mitten im Gespräche mit dem

Engel anfängt. „Aber der Engel antwortete ihnen und sprach.“ So sind sie denn da, die frommen Weiber, und niemand hört sie weder ausgehen, noch ankommen. Wenn auch das antwortete des Engels nicht voraussetzt, daß sie ihn vorher gefragt, so müssen sie doch schon wenigstens da gewesen seyn, und irgend eine Miene der Bestürzung und Neugierde gemacht haben, auf die ihnen der Engel Auskunft ertheilte. Sie waren also da, und weil sie von gestern Abend nicht mehr da waren, so waren sie da einzig und allein durch das mächtige Wollen deines Nachbars.

Ich. Spottest du seiner?

Du. Warum sollte ich nicht? — O daß ich nur recht könnte! Denn spottet auch Er nicht eines ehrlichen Geschichtschreibers, der gerade deßwegen so albern und dumm erzählen soll, weßwegen er ein Muster aller Erzähler seyn müßte, und seyn könnte, deßwegen, weil ihm der heil. Geist die Feder geführt?

Ich. Ja sieh nur, lieber Leser, der heil. Geist sah nicht sowohl auf das, was er jeden Evangelisten insbesondere schreiben ließ, als auf das, was man über siebzehnhundert Jahre aus den Nachrichten ihrer aller zusammensetzen würde.

Du. Und das ist es eben, was ich für Spötterei erkläre. Doch Spötterei sagt hier noch viel zu wenig. Er lästert, dein Nachbar lästert, und die einzige Entschuldigung, die ich ihm leihen kann, ist die: er weiß nicht, was er sagt.

Ich. Ei, ei! lieber Leser, lieber Leser! Also willst auch du nicht begreifen, „daß man kurz seyn müsse, wenn man verschiedene wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen will?“ [1]

Du. Freilich nicht; denn wie soll ich Unsinn begreifen wollen? Alles, was ich begreife, ist das, daß man kurz ist (nicht kurz seyn müsse), wenn man verschiedene Begebenheiten in wenig Worten erzählt. Oder, daß man verschiedene wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen müsse, wenn man kurz seyn will.

Ich. Nun, nun, nimm es mit dem Nachbar nicht so genau. Sein Herr A. verstand ihn doch. Und du verstehst ihn ja auch. Aber du

[1] S. Fünfte Unterredung, S. 130.

willst ihn nicht verstehen, du willst nicht. Du willst nicht wissen, „daß jedem Geschichtschreiber frei steht, aus einer Reihe von Begeben„heiten, die er sämmtlich zu erzählen nicht nöthig hält, diejenigen „auszuheben, welche er seiner besondern Absicht am gemäßesten „findet.“ [1]

Du. Das will ich nicht begreifen? O das begreif' ich sehr wohl und sehr gern.

Ich. Du willst nicht begreifen, „daß der Leser nicht berechtigt „ist zu schließen: was ein Geschichtschreiber, der die Kürze liebt und, „wie man aus andern sieht, manches ausläßt, hinter einander erzählt, „das ist unmittelbar auf einander gefolgt.“ [2]

Du. Das will ich nicht wissen? O das weiß ich recht wohl. Aber er, dein Nachbar, will nicht wissen, will nicht begreifen —

Ich. Will nicht? — Soll ich denn das Will nicht auch von Dir vertragen? Verschone mich damit! Verschone dich selbst damit, günstiger Leser, wie man dich in allen Vorreden nennt. Denn dieses Will nicht, worüber nur Gott richten muß, weil nur Gott darüber richten kann, ist so ungünstig, so garstig, so giftig! Laß es dem Nachbar, der es sich nun einmal angewöhnt hat. Wenn er wüßte, wie weh es thäte, er würde es selbst nicht brauchen. — Also, was wolltest du sagen, daß er nicht begreift? —

Du. Er begreift nicht, daß alles, was er da schwatzt, nicht zur Sache gehört. Denn ganz ein anders ist, aus mehreren Begebenheiten nur die zweckmäßigsten wählen, und die andern übergehen; und ganz ein anders, aus zwei verschiedenen Begebenheiten nur Eine machen. Jenes darf der Geschichtschreiber, jenes muß er oft. Aber dieses darf er schlechterdings nie. Und dieses, nicht jenes; dieses, was schlechterdings kein Geschichtschreiber thun darf, er sey von dem heil. Geiste inspirirt oder nicht; dieses, was er schlechterdings nicht thun darf, wenn er nicht ein elender unzuverlässiger Geschichtschreiber in beiden Fällen seyn und bleiben will; dieses fällt durch die Sätze deines Nachbars dem Matthäus zur Last.

Ich. Das wäre!

[1] Ebend. S. 132.
[2] Ebend. S. 132.

Du. Wie albern du dich stellst! — Oder heißt das nicht aus zwei Begebenheiten eine machen, wenn man von jener den Kopf nimmt, und den Schwanz wegläßt, und von dieser den Kopf wegläßt, und den Schwanz nimmt, und Kopf von jener und Schwanz von dieser unmittelbar an einander hängt, ohne im geringsten auch nicht durch eine einzige Partikel anzuzeigen, daß Schwanz von jener und Kopf von dieser fehlen?

Ich. Das thäte nun freilich wohl Matthäus nach den Sätzen meines Nachbars! — Aber wenn der Schwanz von jener und der Kopf von dieser nun nichts enthielt, was der Mühe des Erzählens werth war? —

Du. Nun ja doch, so konnte er sie weglassen! Aber er wußte doch, daß er sie weglasse? in seiner Seele mußte doch eine Idee davon seyn, daß jener Kopf nicht zu diesem Schwanze und dieser Schwanz nicht zu jenem Kopfe gehöre?

Ich. Allerdings.

Du. Und du glaubst, der heil. Geist hätte es sich für unanständig oder für zu schwer gehalten, diese Idee von Zusammendrängung und Verstümmelung zweier Begebenheiten in Eine, welche in der Seele des Matthäus doch liegen mußte, durch irgend eine kleine Partikel mit anzudeuten? Hätte der heil. Geist dem Matthäus die Feder ungeführt gelassen: ich bin gewiß, Matthäus selbst, Matthäus allein würde schon, auch eben so kurz, in seinen Worten zu unterscheiden gewußt haben, was so unterschieden in seinem Kopfe war. — Also, sage deinem Nachbar von meinetwegen —

Ich. Nein, nein; ich will meinem Nachbar von deinetwegen nichts sagen. Du bist zu bitter, ungeduldiger Leser. Tritt ab! tritt ab! —

— Ich will lieber von meinetwegen den Nachbar noch bitten, alles dieses — wenn es ihm schon ein wenig zu beißend sollte gesagt seyn, — wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit salzen soll? — ruhig und sorgfältig zu überlegen, und mir bei Gelegenheit wissen zu lassen, ob er noch seine Sätze für so klar und richtig hält, daß ihre Verwirrung nur V o r s a tz seyn könne? Vornehmlich beschwöre ich ihn, wohl in Erwägung zu ziehen, ob es nicht besser ist, ob es nicht ehr-

furchtsvoller gegen die Schriften des N. Testaments gedacht ist, lieber von gar keiner Harmonie in solchen Dingen wissen zu wollen, als eine anzunehmen, wobei einer der Evangelisten so schändlich in den Koth getreten wird.

Vierter Widerspruch.

„Die Engel betreffend, die nach der Auferstehung Christi in und „um dem Grabe erschienen, ist der Widerspruch der Evangelisten „allgemein. Sie sind weder in Ansehung der Anzahl derselben, noch „in Ansehung des Standorts derselben, noch in Ansehung der Reden „derselben mit einander zu vereinigen.“

Diesen Widerspruch, so vielfach er auch seyn mag, möchte ich herzlich gern meinem Nachbar Preis geben. Nicht zwar, als ob er ihn gehoben hätte, als ob er ihn ohne die grausamste Verletzung des Textes, dem er Ehrerbietung schuldig ist, gegen den er so viel Ehrerbietung zu haben vorgiebt, gehoben hätte. Ganz und gar nicht!

Denn, wenn es auch wahr wäre, daß in den Worten des Marcus (XVI, 5), *και εισελϑουσαι εἰς το μνημειον εἰδον νεανισκον καϑημενον ἐν τοις δεξιοις*, nicht nothwendig läge, daß ihnen der Engel im Hereingehen innerhalb dem Grabe zur rechten Hand erschienen; wenn es auch wahr wäre, daß man den Marcus vielmehr so verstehen müsse, „die Weiber wären des Engels erst nach „ihrem Eingange ins Grab, entweder beim Heraussehen oder beim „Herausgehen aus demselben vor dem Grabe ansichtig geworden;“ entsteht sodann nicht die unbeantwortliche Frage, warum sie denn auch nicht gleich beim Hereingehen ins Grab den Engel linker Hand sitzen gesehen? Er saß ja schon davor auf dem Steine, den er abgewälzt hatte, ehe die Weiber noch herbeikamen. Ist denn ein Engel, dessen Gestalt wie der Blitz ist, ein Ding, das man so leicht übersieht?

Auch ist es ja aus dem Matthäus offenbar, daß die Weiber den Engel auf dem Steine vor dem Grabe sahen, ehe sie hereingingen, daß sie nur auf seine Aufmunterung, auf sein Geheiß hereingingen: „Kommt her und sehet die Stätte!“ Alles, was vor diesen Worten vorhergeht, spricht der Engel ja augenscheinlich mit den Weibern vor

dem Grabe. Nur was darauf folgt, spricht er mit ihnen innerhalb dem Grabe. — Es ist ganz unglaublich, mit was für einer blinden Dreistigkeit diese Erzählung des Matthäus zur Bestätigung dessen angeführt wird, was man mit solcher Gewaltsamkeit aus den Worten des Marcus erzwungen! — [1]

Bei dem Lucas nun gar sollen alle beide Engel draußen vor dem Grabe gesessen haben, und von den Weibern nicht eher gesehen worden seyn, als bis sie wiederum aus dem Grabe herausgekommen. Wie war denn das möglich? Waren die Weiber blind im Hereingehen? Oder waren die Engel nur erst sichtbar im Herausgehen?

Und wozu alle diese Unwahrscheinlichkeiten? alle diese Winkelzüge? Damit nirgends mehr als zwei Engel herauskommen, weil die Evangelisten deren höchstens nur zwei erwähnen? damit der Engel, der auf dem Steine vor dem Grabe sitzt, immer fein mitgezählt werden kann? O Armseligkeit aller Armseligkeit! — für den mit Engeln so zu knickern, dem sie Legionenweise zu Dienste stunden!

Ja, wir knickern nur so damit, höre ich meinen Nachbar sagen, um die Evangelisten bei Ehren zu erhalten!

Nicht die Evangelisten, Nachbar! sondern eure engbrüstige, lahme, schielende, thersitische Harmonie der Evangelisten. Thersitisch: denn sie ist eben so ungestalten als schmähsüchtig gegen jeden Evangelisten insbesondere. Die, die, weil sie so ganz euer Werk ist, soll nichts leiden!

Was? es wäre den Evangelisten nicht anständiger, wenn ich sagte: kalte Widerspruchklauber! seht ihr denn nicht, daß die Evangelisten die Engel nicht zählen? Das ganze Grab, die ganze weite Gegend um das Grab wimmelte unsichtbar von Engeln. Da waren nicht nur zwei Engel (gleich als ein Paar Grenadier, die vor der Behausung des abmarschirten Generals zurückgelassen werden, bis sein ganzes Gepäcke abgeführt worden), da waren deren Millionen. Es erschien nicht immer der eine und eben derselbe; nicht immer die nämlichen zwei. Bald erschien der, bald jener; bald an dieser Stelle, bald an einer andern; bald allein, bald in Gesellschaft; bald sagten sie das, bald jenes. —

[1] Fünfte Unterredung, S. 133.

Auf so eine abwechselnde, unstete, weder an ein gewisses Moment der Zeit, noch an einen gewissen Punct des Raumes zu heftende, auch in dem nämlichen Augenblicke, an der nämlichen Stelle zwei oder mehreren verschiedenen Personen verschiedentlich vorkommende Erscheinung scheinen mir die Worte zu deuten, welche Matthäus zwar nur von dem Einen herabfahrenden Engel braucht: ἠν δε ἡ ἰδεα αὐτου ὡς ἀςραπη; „die Idee, das Bild desselben war wie Blitz." Denn ἰδεα ist hier wohl noch etwas anders, als προσωπον, und wenn damit, wie Grotius will, auf eine Stelle des Daniels nach der Uebersetzung der Siebziger gesehen würde, so wäre ja wohl auch das in dieser Stelle befindliche προσωπον gebraucht worden. Ἰδεα heißt auch sonst nirgends das bloße Angesicht, wohl aber der totale Eindruck, den irgend etwas sichtbares Zusammengesetztes macht. Also: die Sichtbarwerdung des herabfahrender Engels wirkte wie Blitz, und wer auf diese Wirkung jemals Acht gegeben hat, wird wissen, daß in dem erschütterten Auge der nämliche Eindruck zurückbleibt. welchen ein starrer Blick auf gefrorenen Schnee im Sonnenglanze zu verursachen pflegt, welches in den folgenden Worten: και το ἐνδυμα αὐτου λευκον ὡσει χιων, „und seine Hülle weiß wie der Schnee," sehr malerisch ausgedrückt wird. —

Und das, das ist die Antwort — Man nenne sie immerhin mehr poetisch als wahr. — In solchen Fällen ist mir das Würdigste das Wahrste. — Das ist die Antwort, um deren willen mir dieser ganze vierte Widerspruch so kümmerlich, so klein, so ganz in dem ängstlichen Geiste der Harmonie, die er bestreiten soll, gedacht vorkömmt, daß ich mich keinen Augenblick länger darnach umsehen mag.

Fünfter Widerspruch.

„Beim Lucas berichten Maria Magdalena und die übrigen „Weiber dem Simon Petrus und Johannes und übrigen Jüngern, „die wirklich geschehene Auferstehung Christi, die sie von den Engeln „vernommen; bei dem Johannes aber meldet Maria Magdalena „nur allein dem Petrus und Johannes nur allein, nur allein, daß

„sie das Grab geöffnet gefunden, und der Leichnam des Herrn dar„aus entwendet worden."

Diesen Widerspruch hat man vorlängst damit zu heben gesucht, daß man angenommen, Maria Magdalena sey zweimal zum Petrus gekommen, habe ihm zweimal Nachrichten gebracht (die erste, welche Johannes meldet, und die zweite, deren Lucas gedenket;) und Petrus sey, zufolge ihrer zweimaligen Nachricht, zweimal zu dem Grabe gegangen. Mein Ungenannter aber sagt, daß der doppelte Gang des Petrus zum Grabe nicht zu erweisen stehe, indem der Hingang, von welchem Lucas (XXIV. 12.) rede, ganz ungezweifelt eben derselbe sey, dessen Johannes (XX. 2.) gedenke, welches sich durch die fast identischen Ausdrücke zu Tage lege, welche beide Evangelisten davon brauchen.

Was sagt nun mein Nachbar hierzu? Er sagt Anfangs,[1] daß dieser vermeinte Widerspruch aus dem Irrthum herrühre, „daß „Magdalena mit unter den Weibern gewesen, welche die erste Er„scheinung der Engel hatten." — Und war sie denn das nicht? Ist denn das so ein ausgemachter Irrthum? Weiß denn mein Nachbar nicht einmal, daß die Väter der Kirche es als eine Maxime angenommen haben, daß Maria Magdalena bei allen und jeden Erscheinungen, deren von den vier Evangelisten gedacht wird, gegenwärtig gewesen, um sogleich mit Irrthümern um sich zu werfen? Wenigstens dächte ich doch, wäre es augenscheinlich, daß der, welcher diesen angeblichen Irrthum hegt, den Worten des Matthäus mehr Gerechtigkeit widerfahren lasse, als der den Matthäus, wie ich gezeigt habe, so unbesonnen zwei verschiedene Begebenheiten in Eine kneten läßt. Doch die Autorität des Matthäus — weil er ihr so halsbrechend doch einmal ausweichen zu müssen geglaubt, und eine Calumnie leichter gemacht als widerrufen ist — auch bei Seite gesetzt: sagen es denn nicht auch Marcus und Lucas mit ausdrücklichen Worten, daß Maria Magdalena bei der ersten Erscheinung der Engel gegenwärtig gewesen? Freilich nennt Lucas sie nicht namentlich bei dem Hingange: aber er nennt sie doch namentlich bei der Rückkunft. (XXIV. 10.) Oder ist das bei dem Lucas eben angezogenen Orts, nicht die erste Erscheinung der

[1] Fünfte Unterredung, S. 186.

Engel, auf welche unmittelbar folgt: Es war aber Maria Magdalena und Johanna und Maria Jakobi, und andere mit ihnen, die solches den Aposteln sagten."

Daß mein Nachbar aber ja nicht glaube, daß ich nicht gelesen, was er an einer andern Stelle [1] über die namentliche Benennung der Maria Magdalena beim Marcus und Lucas sagt! Ich habe es gewiß gelesen, ich habe es zehnmal gelesen, ich habe es mit aller Aufmerksamkeit gelesen, deren ich fähig bin, aber Gott ist mein Zeuge, ich verstehe ihn nicht. Das ist das gelindeste, was ich hier sagen kann; und doch will ich mich den Eckel nicht abhalten lassen, seine Worte getreulich abzuschreiben. Vielleicht daß sie mir in dem Abschreiben deutlicher werden. Ich habe mir schon öfter etwas in das Gedächtniß und in den Verstand geschrieben. Gelingt mir das auch jetzt, und ich bekenne es nicht, so möge dieses Hülfsmittel nie bei mir wieder anschlagen!

Alles, was ich noch bis jetzt in den Worten meines Nachbars begreife, ist dieses: „daß, wie es mit dem Marcus seyn soll, so sey es auch mit dem Lucas." [2] — Und wie ist es denn mit dem Marcus? — Hier fängt mein Unverstand an. An Worten zwar, sich zu erklären, läßt es der Nachbar nicht fehlen. Schade nur, daß man manchmal, selbst vor Menge der Worte, den Sinn nicht sehen kann. „Unter den Weibern, sagt er, die zum Grabe Jesu, ihn zu „salben, gingen, nennt Marcus v. 1. die Maria Magdalena zuerst, „ohne Zweifel, weil sie die Sache am meisten betrieben." — Kann wohl seyn. Wer wird wider diese gründliche Vermuthung etwas haben, der schon weiß, wie gern die Marien den Herrn salbten! — „Darauf erzählt er v. 5—8 die Erscheinung des Engels, mit Vor„beilassung des Umstandes, den wir aus dem Johannes wissen, daß „sich nämlich Magdalena von den übrigen entfernt, und die erste Er„scheinung nicht mit gehabt habe." — Zugegeben! ob ich gleich nicht recht weiß, was ich zugebe. Ob Marcus diesen Umstand weggelassen, weil er ihn nicht wußte, oder weil er ihn der Kürze wegen, als eben nicht wichtig, übergangen. — „Wenn er nun v. 9. 10. meldet, daß

[1] Dritte Unterredung, S. 90.
[2] Dritte Unterredung, S. 92.

„die bei dem Grabe vorgefallene Erscheinung den Jüngern treulich „berichtet sey —“ — Was? wie? in diesen angezogenen Versikeln soll die Erscheinung, welche die Weiber ohne die Maria gehabt, berichtet seyn? und getreulich berichtet seyn? Habe ich den rechten Marcus nicht vor mir? oder hatte ihn mein Nachbar nicht vor sich? In diesen Versikeln wird ja eine ganz andere Erscheinung, die Maria Magdalena ganz allein gehabt, von der Maria Magdalena ganz allein, den Jüngern berichtet. Und es ist so wenig wahr, daß unter der Erzählung dieser Erscheinung, welches eine Erscheinung Christi in eigener Person war, jene erste Erscheinung, welche beim Marcus und Lucas nur eine Erscheinung von Engeln ist, mit begriffen gewesen, daß sie schlechterdings nicht mit darunter begriffen gewesen seyn **kann**, indem Marcus in dem vorhergehenden 8ten Versikel ausdrücklich sagt, daß die Weiber von ihrer Erscheinung der Engel **keinem Menschen ein Wort** gesagt, *ουδενι ουδεν ειπον*. Aber hören wir den Nachbar nur erst ganz aus. „Wenn Marcus „nun v. 9. 10. meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erschei„nung den Jüngern treulich berichtet sey, so nennt er unter den Er„zählern die allein, welche er v. 1. zuerst nannte, und erwartet billig „von seinen Lesern, daß sie sich wieder in der schon berührten Gesell„schaft denken sollen.“ — Aber was hilft es denn, daß der Leser so billig ist, als ihn nicht Marcus, sondern der Nachbar verlangt? Was hilft es denn? Gut, Maria ist nun wieder in der Gesellschaft der übrigen Weiber; diese übrigen Weiber sagen ja **keinem Menschen ein Wort**, *ουδενι ουδεν*, von ihrer bei dem Grabe gehabten Erscheinung. Woher wußte denn Maria etwas davon? Wie kann sie den Jüngern etwas **treulich** berichten, wovon sie ganz und gar nichts weiß? Oder meinen Sie wohl, lieber Nachbar, daß das *ουδενι ουδεν*, **keinem Menschen ein Wort**, hier nicht so genau zu nehmen, weil es doch nur von Weiberchen gesagt werde, weil es ganz unglaublich, weil es moralisch unmöglich sey, daß Weiberchen von einer Erscheinung *ουδενι ουδεν*, keinem Menschen ein Wort sollten gesagt haben, weil Weiberchen doch immer einen guten Freund oder eine gute Freundin haben, die sie als ein zweites Selbst betrachten, dem sie alles vertrauen können, ohne es jemand in der Welt

vertraut zu haben. Meinen Sie so? Nachbar, Nachbar, Sie sind ein loser Schalk! Wenn das im Grunde auch so wäre, so muß man es aus Höflichkeit gegen das Geschlecht doch nicht sagen; am wenigsten muß man es in einer evangelischen Harmonie sagen. Freilich wird durch einen solchen erzsatyrischen Zug, durch eine solche spaßhafte Wendung, auch eine evangelische Harmonie lustiger zu lesen; aber doch auch nichts weiter als lustiger, gründlicher nicht um ein Haar. — — Gott! Gott! ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch mit einem Texte, welchen er von dir eingegeben zu seyn glaubt, so umgehen kann! — Doch wir haben den Nachbar noch nicht ganz ausgehört. „Hat Marcus gut gefunden, kurz zu seyn, wie er denn sichtbar der „allerkürzeste ist, und daher den mehr erwähnten Umstand von der „Entfernung der Magdalena vorbei zu lassen, so konnte er nicht an„ders sprechen, als: Jesus erschien ihr in Gesellschaft der übrigen, ohne „welche er sie nicht aufführt, zuerst." — Höre ich einen Menschen im Schlafe sprechen, oder was höre ich? Weil Marcus s i c h t b a r der kürzeste ist, denn er hat sichtbar die wenigsten Kapitel: so darf er Dinge für wahr ausgeben, die nur alsdann wahr wären, wenn das was er der Kürze wegen übergeht, auch ganz und gar nicht geschehen wäre? Erwachen Sie doch, Nachbar, und lassen Sie uns unsere fünf Sinne nur ein wenig zusammen nehmen! Ich schüttle Sie, und frage: Wußte Marcus den Umstand, den er überging, und den wir aus dem Johannes wissen, oder wußte er ihn nicht? — Ich nehme den letzten Fall zuerst. Wußte er ihn nicht; glaubte er vielmehr das Gegentheil; glaubte er, daß Maria Magdalena sich nie von den übrigen Weibern entfernt habe: nun freilich, so konnte er ungefähr so schreiben, als Sie ihn schreiben lassen. Ich sage, u n g e f ä h r so, nicht g a n z so. Denn er konnte nur sagen, daß Magdalena m i t u n t e r d e n E r s t e n gewesen, denen Christus nach seiner Auferstehung erschienen; nicht aber, daß Maria Magdalena s c h l e c h t w e g d i e e r s t e gewesen, die Christus dieses Vorzugs gewürdigt. (Daß er sie schlechtweg, vorzugsweise sie allein, die erste nennet, das muß also in einer ganz andern Rücksicht geschehen, wie ich weiterhin erklären will.) Allein, worüber streiten wir denn sodann, lieber Nachbar? — Schlafen Sie mir nicht wieder ein, weil Sie hören, daß wir um nichts

streiten! — Worüber streiten wir dann? Wenn Marcus einen Umstand der Auferstehungsgeschichte nicht wußte, den Johannes wußte; wenn er diesem seinen Nichtwissen gemäß schrieb und schreiben durfte, war es denn möglich, daß er nicht in Widerspruch mit dem fiel, der den nämlichen Umstand wußte, und diesem seinen Wissen gemäß schrieb und schreiben durfte? Jeder baute ja weiter auf das, was er wußte, oder nicht wußte; und was der Eine nicht wußte, nahm er ja als nicht geschehen an. Sie geben die Quelle aller Widersprüche zu, Nachbar, und wollen nur, daß sie nicht fließen soll. Sie halten, wie ein spielendes Kind, den Ausbruch des Strahls mit der Hand zurück, als ob Sie ihn immer mit Ihrem Händchen zurückhalten könnten, als ob der Strahl das Händchen endlich doch nicht wegpressen, und das Kindchen noch oben drein bespritzen würde! — Ha! Sie machen große Augen? Hat Sie das tändelnde Gleichniß so munter gemacht? — Da es also nur lächerlich seyn würde, wenn Sie, unter der Voraussetzung, daß die Evangelisten nicht alle die nämliche vollständige Nachricht von dem gehabt, was bei der Auferstehung Christi vorgefallen; unter dem Eingeständniß, daß der heilige Geist einen jeden nach dem Maaße seiner eingezogenen Kundschaft, auf bestes Wissen und Gewissen, schreiben lassen — da es, sage ich, nur lächerlich seyn würde, wenn Sie, unter dieser Voraussetzung, unter diesem Einverständniß, sich anmaßen wollten, alle nunmehr natürlicher und nothwendiger Weise unter den Evangelisten eintretende Widersprüche zu heben — — aber wie wird Ihnen auf einmal, Nachbar? Warum so zornig? Mit stummem Grimme weisen Sie auf Ihre eigene Worte, „hat Marcus für gut gefunden den mehr erwähnten Umstand von der Entfernung der Magdalena vorbei zu lassen;“ und weisen nochmals auf das, hat er gut gefunden. Ich verstehe! Sie wollen sagen, daß es Ihnen nicht eingekommen, den ersten Fall meines überflüssigen Dilemma hier anzunehmen. Marcus müsse ja wohl gewußt haben, was er für gut befunden, vorbei zu lassen. Warum ich mich also bei etwas so lange aufhalte, woran Sie nie gedacht hätten? — Nun, nun, lieber Nachbar, werden Sie nur nicht ungehalten, daß ich erst das annehmen wollen, was noch das leidlichste wäre, was mir Ihre Behauptung etwas weniger abscheulich machte. Ich wollte nicht so

zufahren, und es Ihnen gleich auf den Kopf zusagen, daß Sie denn also dem Marcus nichts geringers als eine vorsetzliche Lüge Schuld geben. Denn hören Sie doch nur! — Aber daß Sie mir nicht wieder einschlafen! — Wenn Marcus, nach dem zweiten Falle des Dilemma, den Sie annehmen, den Umstand wußte, daß sich Maria Magdalena von ihren Gespielinnen abgesondert und wieder nach der Stadt gelaufen, sobald sie das Grab eröffnet gesehen; wenn er wußte, daß Maria Magdalena bei der Erscheinung also gar nicht zugegen gewesen, die indeß ihren Gespielinnen geschah; wenn er diese Erscheinung die erste Erscheinung des auferstandenen Christus nennet: wie kann er denn gesagt und geschrieben haben, daß Maria Magdalena diese erste Erscheinung in derjenigen Erscheinung gehabt habe, bei welcher er wußte, daß sie gar nicht zugegen gewesen war? Wie kann er denn das gesagt und geschrieben haben, ohne vorsetzlich eine Unwahrheit sagen und schreiben zu wollen? Heißt denn nicht vorsetzlich lügen, vorsetzlich etwas für Wahrheit ausgeben, wovon wir gar wohl wissen, daß es nicht Wahrheit ist? Wird eine vorsetzliche Lüge denn darum weniger vorsetzliche Lüge, weil ich sie machen muß, wenn ich dem, was ich zuvor gesagt, gleichförmig bleiben will? Oder wird sie eben dadurch noch um so viel vorsetzlicher? Wer hieß dich denn von vorn herein die Sache so mangelhaft einleiten, die Umstände so verstümmeln, daß du nothwendig eine Lüge sagen mußt, wenn man deine Verstümmlung, deine mangelhafte Einleitung nicht merken soll? — O Zeter! Der Mann ist schon wieder eingeschlafen. Nun so schlaf' denn — und daß dich nie die Schande wecke, ein so alberner Calumniant eines Evangelisten gewesen zu seyn! — Und doch müssen wir nur bis ans Ende hören, was der Mann in der Töserei seiner Schlafsucht alles schrieb und drucken ließ. „Marcus, träumt er weiter, meint „also offenbar mit diesen Worten die erste Erscheinung, welche den „Weibern sämmtlich widerfuhr, und die nennt er mit Recht die erste, „ob sie gleich, nach dem Johannes, die Magdalena nicht mit, sondern nachher eine allein hatte." Was einem im Traume nicht alles offenbar dünkt! Mit den Worten: „Jesus aber, da er auferstanden war, früh am ersten Tage der Sabbather, erschien er am ersten der Maria Magdalena, von welcher er sieben Teufel ausgetrieben hatte;"

mit diesen Worten soll Marcus offenbar nicht die Erscheinung meinen, deren Johannes (XX, 14.) gedenkt, sondern die Erscheinung, von der Matthäus und Lucas sagen, von der Marcus selbst kurz vorher gesagt, daß sie die frommen Weiber zugleich gehabt? Offenbar! Wenn ich doch erfahren könnte, wem diese schöne offenbare Fratze zuerst offenbar geworden! Mit den Harmonien des Clericus und Lamy, welche beide in dem nämlichen Jahr 1699 herauskamen, schließt sich meine Belesenheit in dieser Art Schriften, und bis dahin finde ich nicht die geringste Spur davon. Verzeiht mir also, ihr neuern Harmonisten, die ich nur den Namen nach kenne, wenn ich vielleicht gegen euch ungerecht bin, indem ich glaube, daß ein so seltener Pfifferling ganz allein auf meines Nachbars Miste gewachsen ist. Ich wüßte nicht, wo er sonst hätte wachsen können; es wäre denn, daß auch ihr, letzte Erben des harmonischen Geistes, Miste hättet, die eben so treffliche Schwämme hervortrieben.

Doch alle diese Höhnerei prallt auf mich selbst zurück, wenn ich nicht zeige, wie und in welchem Betracht Marcus denn sonst eine andere Erscheinung die erste nennen können, wenn ihm nicht die, welche den sämmtlichen Weibern geschahe, die erste seyn solle. — Wie? und in welchem Betracht? das wußte der Nachbar wirklich nicht? wirklich nicht? O so hat er nie das Kapitel des Marcus im Zusammenhange gelesen: und er ist ein Laie, er ist ein Laie, und kein Theolog. Nicht als ob die Laien nicht auch müßten die Kapitel im Zusammenhange lesen, aus welchen sie einen Versikel erklären wollen: es ist nur eher von einem treuherzigen Laien, der, mit Luthern zu reden, aber eben so irrherzig als treuherzig ist, zu besorgen, daß er es unterläßt, als von einem Theologen.

Mehr nämlich braucht es schlechterdings nicht, als das Kapitel des Marcus im Zusammenhange zu lesen, um den garstigen Pilz auf des Nachbars Miste zu zertreten, an dem sich auch ein Schwein vergiften könnte. Denn wem fällt es denn nicht sogleich in die Augen, und wem ist es denn noch nicht sogleich in die Augen gefallen, daß Marcus in seinem 16ten Kapitel eine zweifache Kundmachung der Auferstehung Christi erzählt, eine minder authentische und eine ganz authentische? Die minder authentische ist die Kundmachung derselben durch Engel,

und geht bis auf den 9ten Versikel. Die ganz authentische fängt mit dem 9ten Versikel an, und besteht in den persönlichen Erscheinungen Christi, deren er vornehmlich drei gedenket, unter welchen und andern ihres gleichen, Marcus so ausdrücklich sagt, daß die der Maria Magdalena ganz allein geschehene die allererste gewesen. — Ich schäme mich vor mir selbst, daß ich scheinen muß, eine solche Catechismusmilch meinem Leser noch vorkauen zu wollen. Aber muß man nicht, jenen verzauberten Kehlen zu gefallen, die oft an einem Tropfen reiner Milch ersticken wollen, und pfündige Kieselsteine ohne Würgen herabschlucken? So mächtig kämpft ihre unglückliche Idiosynkrasie mit allem, was lauter ist, und Nahrung gewährt!

„Ja! wird mein Nachbar antworten, wer die biblischen Schrift„steller nur so lesen dürfte, daß er bloß Acht hätte, was jeder selbst „sagt! Wenn man nicht immer bei jedem auch ein Auge auf alle „übrige haben müßte! Ei freilich, so kann jeder Bauer den Marcus „erklären. Aber wir, wir Theologen — — (wenn er anders diese „fallende Larve wieder unter den Hut zu stecken wagt) wir Theologen „dürfen den Marcus durchaus nicht ohne den Matthäus erklären. „Denn was hülfe es denn nun, daß wir den Marcus so verstünden, „wie ihn jedes Kind verstehen kann, wenn Matthäus dadurch in die „Enge käme? Denn erzählt Matthäus nicht ausdrücklich, daß den „vom Grabe zurückkommenden Weibern, wo sie nichts als die Bot„schaft der Engel vernommen, unter Weges nach der Stadt zu, auch „Christus in eigener Person erschienen sey? Diese Erscheinung muß „ja doch wohl früher gewesen seyn, als die, welche der Maria Mag„dalena allein (nach Johannis XX, 14.) geschah, da sie den Herrn „für den Gärtner ansah. Wenn nun Marcus in seinem 9ten Ver„sikel eben diese Erscheinung meint, so war sie ja nicht die erste, und „er konnte nur in so fern sagen, daß Maria Magdelena die erste „persönliche Erscheinung Christi gehabt, als er zu verstehen gab (aber „selbst nicht glaubte), daß Maria Magdalena immer bei den gesamm„ten Weibern geblieben, und mit diesen zugleich auf dem Rück„wege nach der Stadt den auferstandenen Christus zuerst ganz „allein gesehen hätte?“ —

Dieß ist doch nach des Nachbars Meinung? Nicht? — Er schläft;

aber antwortet ihr, die ihr seine Reden im Schlafe für Orakel gehalten! — Nicht?

Und nun muß ich doch erst noch einen Augenblick auf seine Seite treten, und anmerken, daß dem ungeachtet noch Rath für seine liebe Harmonie gewesen wäre, ohne den Marcus so häßlich zu zerplacken. Wenn er es nicht weiß, wie es zu machen, daß die Erscheinung Christi beim Johannes (XX, 14.) noch immer (nach Marcus XVI, 9.) die erste bleibt, ungeachtet Christus auch den sämmtlichen Weibern auf dem Rückwege erschienen; so lerne er es von dem Dichter.[1] — Aber freilich, was ist von einem Dichter zu lernen? Der Dichter will das mit seiner profanen Einbildungskraft zwingen, was nur mit der heiligen Exegetik gezwungen werden muß.

Doch dieser ungenutzte Vortheil ist es nicht, was ich hier meinem Nachbar zur Last zu legen gedächte. Ich gedächte vielmehr, ihm bloß eine kleine Frage vorzulegen, — wenn er wach wieder ist, versteht sich — die nicht bloß den gegenwärtigen einzelnen Fall, sondern das ganze Harmonienwesen betrifft.

Nämlich — denn darin sind wir ohne Zweifel doch einig? daß, wenn ein einzelner weltlicher Geschichtschreiber vollkommen mit sich selbst übereinstimmt, so daß das, was er selbst sagt, zusammenhängt und natürlich auseinander fließt, man die Widersprüche, in die er durch die natürlichste Erklärung seiner Nachrichten mit andern Geschichtschreibern geräth, lieber auf seiner Rechnung stehen lassen, als durch eine minder natürliche Erklärung seiner Worte ihn mit andern vergleichen, und ihn dadurch in Widerspruch mit sich selbst bringen muß. — Ich dächte nicht, daß jemand in der Welt dieses in Abrede seyn könnte. Denn woher weiß man, ob der Geschichtschreiber, den ich so auf seine Kosten mit andern übereinstimmig machen, mit diesen andern hat übereinstimmig seyn wollen? Ob er nicht vielmehr eben da, wo er mit andern nicht übereinkömmt, diese andere stillschweigend hat widerlegen wollen? — Und nun meine Frage! — Wenn dem so ist, sollte man nicht die nämliche Gerechtigkeit, die wir jedem weltlichen Geschichtschreiber erweisen, vor allen Dingen den Evangelisten, die doch auch Geschichtschreiber seyn sollen, und sind,

[1] Messias, vierzehnter Gesang.

widerfahren lassen, ehe und bevor wir sie zu Werkzeugen des heil. Geistes machen, der sich ihrer auf so verschiedene Art bedienen konnte?

Sollten wir das, wäre es nicht mehr als billig: wo bliebe eure Harmonie, Wortklauber, Sinnverdreher? Eure! Ich meine nicht jene bessere, die sich begnügt, ein einstimmiges Resultat zu erhalten, und kleine Nebenumstände, die in diesem nichts verändern, so verschieden, so widersprechend seyn läßt, als sie wollen. Ich meine nicht eine Harmonie, mit der sich die Christen zu Tatianus' Zeiten begnügten. Ich meine eine Osiandrische, oder wie die gemilderten Osiandrischen Namen haben (denn sie sind doch alle mehr oder weniger Osiandrisch), — kurz eine Harmonie, wie sie nur in dem Lutherthume entstanden ist, wie sie nur in dem falschverstandenen Lutherthume entstehen können. Diese, diese Harmonie wächserner Nasen, die einen jeden Evangelisten in jeder Sylbe retten will, um aus ihnen allen ein Ding zusammen zu setzen, das kein einziger Evangelist für das Seine erkennen würde; diese Harmonie, gegen welche allein die Einwürfe meines Ungenannten gerichtet sind, die allein diese Einwürfe hervorgebracht hat, wo bleibt sie? wer braucht sie? wer mag sie? wenn wir die Evangelisten vor allererst als gesunde natürliche Menschen schreiben lassen.

Ja, denkt der Orthodoxist, die Evangelisten sind aber auch nicht gesunde natürliche Menschen, sie sind weit mehr. Nun dann, so scheue ich mich nicht zu sagen, daß ihnen dieses Mehr sehr theuer zu stehen kommt. Man hat jeden von ihnen einzeln zum elendesten Geschichtschmierer herabgewürdigt, um sie zusammen in corpore über alle menschliche Geschichtschreiber zu erheben. —

Aber dieses Allgemeine bringt mich zu weit von dem einzelnen Falle, der mich hier beschäftigen soll. Zurück zu ihm. Was ich überflüssiges gesagt, habe ich auf Veranlassung der ohne allem gleichen seyenden und ewig bleibenden Mißhandlung des Marcus gesagt, deren sich mein Nachbar unterfangen. Und wohl mir, dem man leicht eine Uebertreibung Schuld geben könnte, daß der vorsichtige Nachbar seine Meinung nochmals mit andern Worten wiederholt. Denn auf eine Zwischenrede, deren sich sein Herr A. unterfängt, um ihm zu überlegen zu geben, ob man nicht gar sagen könne, „Marcus habe

„es nicht einmal gewußt, daß Magdalena eine eigene Erscheinung „allein gehabt," auf diese Zwischenrede antwortet er sehr bedächtig, wie folgt: „Das wollte ich wohl nicht gern sagen" — — daß nämlich Marcus nichts von der besondern Erscheinung gewußt, welche Maria ganz allein gehabt. Wie klug! ja nichts gegen den Marcus behaupten zu wollen, worüber wenigstens ein ganzer Versikel desselben (XVI, 9.) für untergeschoben und eingeflickt hätte erklärt werden müssen! — „Sondern, fährt er fort, dafür will ich lieber, was ich gesagt, wie„derholen." — Nun gut, ich will es mit ihm wiederholen, um ganz sicher zu gehen. Denn das Herz schlägt mir noch immer von Mitleid, einen ehrlichen Mann, der unstreitig die beste Absicht gehabt, so etwas wüstes und wildes sagen zu lassen. Er wiederholt also: „Da „Marcus nicht erwähnt, daß Magdalena von den übrigen gelaufen" — (ob er es schon wußte) — „sondern sie in deren Gesellschaft nach „dem Grabe gehen läßt" — (welches er schlechterdings nicht hätte thun müssen, da er jenes wußte) — „die Erscheinung des Engels „und seinen Auftrag an sie meldet, und der Ausrichtung desselben erwähnt:" — (Der Magdalena hatte der Engel nichts aufgetragen, denn sie war nicht dabei gewesen, und von Ausrichtung des Auftrags des Engels an die übrigen Weiber, sagt Marcus nicht ein Wort. Er sagt vielmehr ausdrücklich, daß sie diesen Auftrag nicht ausgerichtet, *ουδενι ουδεν ειπον* denn *ουδενι* durch nemini *obvio* zu übersetzen, und so das allgemeine N i e m a n d auf die ersten die besten, die ihnen begegnet, einzuschränken, denen sie ihre gehabte Erscheinung nur nicht an den Kopf werfen wollen, ist in der That lächerlicher, als die obige Spöttelei zu Hülfe zu rufen. Was Marcus den gesammten Jüngern (v. 10. 11.) melden läßt, ist augenscheinlich bloß und allein der Bericht der Maria Magdalena von der ihr besonders geschehenen Erscheinung. Denn Maria kömmt da ganz allein, erzählt ihnen ganz allein, daß der Herr lebe, *και εθεαθη υπ' αυτης*, nicht *υπ' αυτων*. Und da dieses alles so ist, — man höre doch; denn so was treffliches kann man nicht oft genug hören! —) „so meint Marcus die Erscheinung, welche die vereinigten Weiber „hatten, und das war ganz recht die erste." — (Aber wenn diese Erscheinung, die nur Matthäus allein hat, die weder Marcus noch

Lucas haben, worauf Marcus also auch keine Rücksicht nehmen wollen, noch nehmen können, so ganz recht die erste war; wie kann denn Marcus sagen, daß sie der Maria Magdalena, und der Maria Magdalena allein geschehen? Er wußte ja, daß sie ihr nicht einmal mit geschehen war. Und wäre sie ihr auch mit geschehen gewesen, hätte er aus diesem Grunde nicht eben so wohl sagen können, daß der Herr der Maria Jacobi, oder der Johanna, oder der Salome zuerst erschienen wäre? Was hätte denn Maria Magdalena für ein Vorrecht gehabt, daß er nur von ihr sagt, der Auferstandene sey ihr zuerst erschienen? —) „Jeder Leser," wiederholt sich mein Nachbar weiter, als ob er sich bewußt wäre, ganz etwas außerordentlich Kluges und Sinnreiches gesagt zu haben, „jeder Leser, „der nichts vom Johannes weiß, muß ihn so verstehen, — (widerlegt, oder es ist nie etwas in der Welt widerlegt worden!) — und „wer den Johannes gelesen, sieht leicht, warum Marcus Magdalenens Erscheinung die erste heißt, weil er nämlich die damit „meint, welche den Weibern, unter denen er sie zuerst namhaft macht, „gegeben war." — Welch ein Grund! Weil Marcus die Maria Magdalena bei einer Gelegenheit zuerst namhaft macht, wo er sie gar nicht hätte namhaft machen sollen, so muß das, was er klar und deutlich und mit Bestande der Wahrheit bei einer andern Gelegenheit von ihr sagt, nicht von dieser, sondern von jener Gelegenheit zu verstehen seyn! —

Und nun wäre ich glücklich wieder da, wo ich oben meinen ersten Absprung nahm, bei den Worten des Nachbars „wie es mit dem „Marcus ist, so ist es auch mit dem Lucas" — Also nur noch dieses Einzige von jenem. — Es waren auch einmal Leute, die sich in verschiedenes nicht finden konnten, was Marcus von dem auferstandenen Christus erzählt, und denen besonders der neunte Versikel, *Αναστας πρωτον ἐφανη Μαριᾳ τῃ Μαγδαληνῃ*, an welchem sich der Nachbar ein so herrliches Denkmal gestiftet, ein gewaltiger Anstoß war, weil er, wie Hieronymus sagt,[1] diversa atque contraria Evangelistis ceteris narrare videatur: — und was thaten diese Leute? — Weil sie so fein nicht waren, als der Nachbar, weil sie so

[1] Man sehe die Anmerkung des Millius.

viel Exegetik und Griechisch nicht verstanden, als der Nachbar; — denken Sie einmal selbst, lieber Nachbar, — (ich hoffe, daß Sie dieser Weihrauch aufweckt) — denken Sie einmal — so unterstunden sich diese unwissenden Grützköpfe, den ganzen Versikel, mit allem was darauf folgt, für einen fremden spätern Zusatz zu erklären, und den Marcus in ihren Exemplaren mit ἐφοβουντο γαρ zu beschließen. — War das nicht erschrecklich? War das nicht eine so lästerliche Verwegenheit, als nur immer eine zu denken? — Und doch, (unter uns, Nachbar!) wollte ich ebenfalls lieber nicht allein diesen einen Versikel, nicht allein den ganzen Marcus, nicht allein alle vier Evangelisten, sondern geradezu das ganze Neue Testament, mit sammt der Offenbarung, unter das alte Eisen werfen, als mir erlauben, einem einzigen Orte darin so mitzuspielen, als Sie dem Versikel des Marcus mitzuspielen sich erdreistet. Unter uns!

Und nun auch gar dem Lucas mitspielen wollen, „mit dem es „eben so seyn soll, wie mit dem Marcus." Denn auch er, sagen Sie, übergeht — (aber wußte doch?) „den oft genannten Umstand, den „wir aus dem Johannes wissen, und nennt unter den Erzählerinnen „der Vorfälle beim Grabe die Maria Magdalena zuerst, ob sie gleich „bei der ersten Erscheinung nicht gegenwärtig, und auch die erste Er„zählerin wohl nicht gewesen war. (Wie auch das Lucas gar wohl wußte, der wider sein besseres Wissen nur so verwirrt schreibt, weil ihm der heil. Geist die Feder führt. — Kleinigkeit! Aber nun paß auf, gähnender Leser, es wird was zu lachen geben.) „Ganz allein, „fährt der Nachbar fort, ganz allein hatte Maria Magdalena die erste „Erscheinung gehabt, — (Nachbar, besinnen Sie sich! Nachbar, woher wissen Sie denn das? —) „vorzüglich voll schien sie davon zu „seyn, mehr als den andern war ihr den Jüngern zu sagen aufge„geben, und daher wird ihr Bericht, als verschieden von dem, den „die Gesellschaft gebracht, besonders genannt, und diesem nicht un„billig vorgesetzt, ob er gleichwohl eine Stunde später eingelaufen „seyn mochte." — Fern sey es von mir, daß ich hier das seltsame Antiklimax rügen sollte, dem zu gefallen der Evangelist wissentlich und vorsetzlich ein Hysteronproteron begangen hätte. Freilich ein menschlicher Geschichtschreiber hätte eben darum, weil der Maria

Magdalena mehr als den andern, den Jüngern zu sagen, aufgetragen worden, eben darum, wenn es auch die Zeitordnung nicht erfordert hätte, ihren Bericht später beigebracht, weil man natürlicher Weise das Wenigere vorangehen läßt. Aber ein übermenschlicher, ein inspirirter Schriftsteller; ja der! — und so muß ich hiervon schweigen. Nur meine schon eingeworfene Frage muß ich in ihr völliges Licht stellen, wenn mein Leser lachen soll, — falls er vor Gähnen dazu kommen kann. „Ganz allein, sagt der Nachbar, hatte Maria Magdalena die erste Erscheinung gehabt.“ — Wirklich, Nachbar? Ums Himmels willen, wo haben Sie denn das her? Das einzige Zeugniß, daß Maria ganz allein zuerst den Auferstandenen persönlich gesehen habe, ist ja der nämliche Versikel beim Marcus (XVI, 9.), den Sie von dieser Erscheinung nicht wollen gelten lassen; von dem Sie erwiesen zu haben glauben, daß darin diejenige Erscheinung die erste genannt werde, die Maria Magdalena mit den übrigen Weibern auf dem Rückwege zugleich gehabt. Der einzige Johannes, der noch eben die Erscheinung (XX, 16.) erzählt, von welcher ich sage, nicht Sie, daß der von Ihnen so gemißhandelte Versikel des Marcus rede, sagt ja mit keiner Sylbe, daß sie die erste gewesen. Denn ob er schon keine andere vorher erzählt, so folgt doch daraus nicht, daß auch keine vorhergegangen. Woher wissen Sie es denn also, daß Magdalena ganz allein die erste persönliche Erscheinung Christi gehabt? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die nämliche Stelle zum Beweise sowohl für die gewöhnliche, als für die neuerdings von Ihnen hineingelegte Meinung brauchen wollen? Sie werden ja nimmermehr, wie jener Geizhals, das Futter wieder in der Krippe suchen, von welchem Sie wissen, daß Sie es Ihren eigenen Pferden herausgestohlen? — Und doch ist es so. Wahrlich, so lange es Ausleger auf der Welt giebt, glaube ich nicht, daß Einem sein untreues Gedächtniß einen so lächerlichen Possen gespielt habe. Merken Sie sich doch, wenigstens aufs künftige, lieber Nachbar, daß, nach dem Lügner, kein Mensch unter der Sonne ein gutes Gedächtniß nöthiger hat, als — der elende Ausleger. —

Wenn ich hier voller Verdruß und Eckel die Feder aus der Hand würfe, wer könnte es mir verdenken? — Ich bin bis an die Hälfte

der Widersprüche, und habe unter allen fünfen nicht Einen widerlegt gefunden, da es schon für mich genug wäre, wenn nur Einer unwiderlegt geblieben wäre! — Dem ungeachtet muthig an die andere Hälfte nur auch!

Sechster Widerspruch.

„Nach dem Matthäus ist der auferstandene Jesus der Maria „Magdalena auf dem Rückwege zur Stadt erschienen, und nach dem „Johannes vor der Thür des Grabes."

Legt einem unbefangenen, von keinen harmonistischen Flickereien etwas wissenden, vernünftigen Leser den Matthäus und Johannes vor, und hört, was er sagt. Wenn sich das nicht widerspricht, so widerspricht sich nichts. Und wie? gestehen denn selbst die Harmonisten nicht, daß hier offenbar ein Widerspruch bleiben würde, wenn sie nicht zu machen wüßten, daß Matthäus das nicht sagt, was er doch sagt? Würde der Nachbar selbst den Matthäus so mißhandeln, wie ich oben gezeigt habe, daß er thut, wenn Matthäus, natürlich verstanden, mit dem Johannes zu vereinigen wäre? — Matthäus nennt die Maria Magdalena unter den Weibern, die den Leichnam Christi zu salben ausgehen, und am Grabe die Erscheinung der Engel haben, ausdrücklich; eben das thut Marcus ausdrücklich; eben das thut Lucas ausdrücklich, und keiner von allen dreien läßt es mit einer Sylbe vermuthen, daß sie von den übrigen Weibern, ehe sie ganz an das Grab gekommen, abgegangen. — Aber Johannes soll diesen Umstand doch haben. — Johannes? — So sagt wenigstens der Nachbar. „Daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen sie zum „Grabe ausging, nicht blieb, sondern nach der Entdeckung, daß es „geöffnet sey, zurück lief, erzählt Johannes so deutlich, daß es wirklich unbescheiden ist, ihn mit dem Matthäus in Widerspruch zu „setzen." Hier muß ich wiederum zweifeln, ob ich und der Nachbar einerlei Text des Johannes haben? Unmöglich können wir ihn haben. Denn was in seinem so deutlich stehen soll, das steht in meinem gar nicht. In seinem soll deutlich stehen, „daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen sie zum Grabe ausging, nicht

blieb." und in meinem steht nicht einmal, daß sie mit andern Weibern ausgegangen. Mein Johannes läßt die Magdalena ganz allein zum Grabe gehen, und weiß von keinen Begleiterinnen, die sie so übereilt, auf den ersten Anblick des eröffneten Grabes, verlassen hätte. Stünde nun in seinem Johannes nichts anders, nichts mehr, würde der Nachbar sich wohl so entscheidend ausdrücken, und seinem Gegner eine **Unbescheidenheit** vorwerfen, der nur Er schuldig wäre? — Doch warum nicht? — Er scheint gerade der Mann zu seyn, der sich am mausigsten macht, wenn er am wenigsten Recht hat. Mein Johannes und sein Johannes sind die nämlichen, und der ganze Unterschied liegt nur darin, daß ich den Johannes mit bloß ungetäuschten Augen, er hingegen durch die Brille seiner Harmonie liest. In seiner Harmonie steht es, nicht im Johannes, daß Maria, so bald sie von fern das Grab eröffnet sieht, die übrigen Weiber mir nichts dir nichts verlassen habe, und nach der Stadt geeilt sey. Bei dem Johannes ist sie weder so unhöflich, noch so unbesonnen. Oder will man sie mit dem Dichter lieber furchtsam als unbesonnen machen?

Und die Bewohnerin Magdala's kam, sah offen das Grabmal,
Weggewälzet den Fels, floh, rief's den andern entgegen,
Eilte zurück nach Jerusalem. Aber die Kommenden ließen
Sich nicht schrecken, und gingen heran. —

Gleich viel! Ihr Betragen ist immer gleich unbegreiflich, indem schwerlich ein Weib aus Furcht wegläuft, wo sie sieht, daß mehrere ihres Geschlechts stehen bleiben, oder auch mehr Weiber schwerlich stehen bleiben, wo sie sehen, daß Eine aus Furcht davon läuft. Aber es ist ja so sichtbar, warum Maria Magdalena eine so lächerlich furchtsame, oder eine so lächerlich unbesonnene Rolle spielen muß. Ließe man sie mit den übrigen Weibern ganz herangehen, so sähe sie mit ihnen zugleich Engel, und nach dem Johannes muß sie noch nichts als das leere Grab gesehen haben, als sie den zwei Aposteln die erste Nachricht bringt. — Arme Magdalene! wären die Evangelisten nichts als menschliche Geschichtschreiber, so bliebst du bei Ehren. Denn man hat noch immer einen menschlichen Geschichtschreiber

lieber etwas nicht recht wissen, als eine Person, die er einführt, unnatürlich abgeschmackt handeln lassen. Aber so sind die Evangelisten göttlich; d. i. — eine schöne Göttlichkeit! — nicht sowohl das, was jeder von ihnen sagt, ist göttlich, sondern das, das ist göttlich, was wir sie alle einstimmig aus unserem hermeneutischen Sprachrohre können sprechen lassen, und du wirst darüber — arme Magdalene! — — die Harlequinin der Harmonie.

„Meinen Unwillen aber über des Mannes Unverschämtheit kann ich hier kaum zurückhalten," sagt der Nachbar von meinem Ungenannten. Behüte Gott, daß meine Leser glaubten, ich selbst wäre im Stande, so etwas von meinem Nachbar zu sagen! Ich wüßte nicht, warum ich Unwillen gegen einen Mann haben sollte, mit dem ich Mitleiden habe. Und Mitleiden muß man ja wohl mit einem Manne haben, der folgendes Raisonnement für so bündig halten kann, daß er es mit einem Trumpfe begleiten darf. „Johannes sagt „klar, Jesus sey der Magdalena am Grabe erschienen, und Matthäus, er sey den Weibern auf der Rückkehr vom Grabe begegnet. „Mußte nun vernünftiger Weise nicht erst bewiesen werden, daß „Magdalena unter diesen Weibern gewesen?" — (Mußte? was braucht das erst erwiesen zu werden? Sagt es nicht Matthäus ausdrücklich? Müssen Sie nicht vielmehr beweisen, daß es Matthäus nicht sagt?) — „Dieses geschieht aber nicht, weil es nach Johann. XX, 1—18 nicht geschehen kann." — Freilich geschieht es nicht, denn es war geschehen, so bald Matthäus schrieb. So bald Matthäus geschrieben hatte, und ehe Johannes schrieb: Wem konnte es auch nur im Traume einfallen, daß Maria Magdalena unter den Weibern nicht gewesen, unter welchen sie Matthäus zuerst nennt? und Marcus nennt, und Lucas nennt? In diesem Zeitraume war es doch wohl ausgemacht und litt keinen Widerspruch, daß Maria Magdalena unter den Weibern gewesen, denen Christus auf dem Wege nach der Stadt erschienen war? Warum muß es denn, nur seitdem Johannes geschrieben, nicht mehr wahr seyn? — Weil es dem, was Johannes schreibt, widersprechen würde? Nun freilich. — Und nichts in den Evangelisten sich widersprechen darf? Und wir sie in allen Worten müssen vergleichen können? — Wer sagt das? Sie vergleichen, wo sie sich

vergleichen lassen, ohne daß dem einen oder dem andern Weh geschieht, wer würde das nicht gern wollen? Aber sie auf Kosten eines oder mehrerer Evangelisten vergleichen, welche darüber zu nachlässigen, elenden Geschichtschreibern werden, welche darüber in Widerspruch mit sich selbst kommen, welche darüber wissentlich und vorsetzlich (wie ich erwiesen habe) Lügen niedergeschrieben haben müssen: welchem gesunden Magen ist eine solche Vergleichung nicht unverdaulicher, als alle die Widersprüche, die man damit verglichen und gehoben zu haben versichert?

„Dennoch, fährt der Nachbar fort, setzt der Ungenannte beide „Evangelisten in Widerspruch, wie die beiden Aeltesten in Israel, „die fälschlich wider die Susanna zeugten.“ — Diese Erläuterung aus der Geschichte der Susanna hat mir auch nicht gefallen. Aber warum nicht? Weil ich mich mein Tage nicht bereden können, daß Daniel die Richter nicht zu einem sehr falschen Schritte verleitet hätte, wenn sie die Aeltesten auf den bloßen Widerspruch, in den sie fielen, verdammt hätten. Ihr eigenes Bekenntniß muß dazu gekommen seyn. Der bloße Widerspruch konnte gegen sie nichts beweisen, sondern er war nur die Gelegenheit einer Ueberraschung, in der sie ihre Verleumdung gestanden. Und so, sage ich, bleibt es zwar allerdings ein eben so großer Widerspruch, wenn die nämliche Erscheinung an zwei verschiedenen Orten soll geschehen seyn, als wenn die nämliche Sache zugleich unter einer Eiche und unter einer Linde soll vorgegangen seyn; aber derjenige, der des ersteren Widerspruchs wegen, wenn er auch immer und ewig in den Evangelisten bleiben müßte, schließen wollte, „also sind die Evangelisten Lügner, also muß man den Evangelisten gar nichts glauben,“ der schließt wirklich eben so übereilt, als die Richter geschlossen haben würden, wenn sie bloß darauf die Aeltesten hätten steinigen lassen, weil der eine eine Eiche für eine Linde, oder der andere eine Linde für eine Eiche angesehen hätten, indem ihre lüsternen Augen nach ganz etwas anderem sahen, als nach den Bäumen der wollüstigen Scene.

Daher mag ich dem Nachbar seinen Trumpf, der unverschämte Mann! auch kaum aufmutzen. Er sah damit vielleicht nicht sowohl auf den Widerspruch, den der Ungenannte zwischen dem Matthäus und Johannes fand, als auf das, was der Ungenannte aus diesem

und dergleichen Widersprüchen folgern zu dürfen glaubte. Da befiel ihn denn ein heiliger Eifer, und ich bin noch sehr wohl mit ihm zufrieden, daß er in diesem heiligen Eifer nur rief: der unverschämte Mann! und nicht gar ein Gott schelte dich, Satan! ausstieß. Was unmittelbar darauf folgt, ist wenigstens so kahl, daß ein förmlicher Fluch nicht übel dazu gepaßt hätte. „Kein Christ hätte „vor ihm den absurden Widerspruch, wenn er da wäre, gesehen? „Es müssen sehr stolze Leute seyn, die so die Religion bestreiten, und „sich für Generalpächter des Menschenverstandes halten.“ — Fürs erste, lieber Nachbar, sind Sie ganz unrecht berichtet, daß dieser Widerspruch zwischen dem Matthäus und Johannes nicht schon längst gerügt worden. Und zum andern, was wäre es denn, wenn auch das nicht wäre, und der Ungenannte ihn schlechterdings zu allererst entdeckt hätte? Es ist bis jetzt in der Welt noch unendlich mehr übersehen, als gesehen worden. Nur Leute, bei denen alles so bleiben soll, wie sie es von ihrem Professor gehört haben, können sich das nicht einbilden, und diese Leute sind der Wahrheit noch viel schädlicher, als die, die Sie so sinnreich Generalpächter des Menschenverstandes, ich weiß nicht wem nach, nennen. Denn was diese gepachtet haben, das haben sie doch, und sie verkaufen es zur Zeit der Noth nur ein wenig theuer. Aber jene! Jene wollen das gar nicht in der Welt leiden, was diese nur ausschließend gepachtet zu haben vermeinen. — Fragen Sie mich aber, lieber Nachbar, wer denn diesen Widerspruch, bei dem wir halten, vor unserem Ungenannten schon gesehen habe? So antworte ich Ihnen nur, daß Augustinus sogar schon darauf geantwortet hat. Aber freilich ganz anders geantwortet hat, als Sie. Augustinus nämlich sagt — Lesen Sie es bei ihm selbst nach.[1] Ich würde nicht fertig, wenn ich vollends mit Ihnen in die ältesten Harmonieen gehen wollte, die Sie mir so wenig zu kennen scheinen.

Siebenter Widerspruch.

„Bei dem Matthäus umfassen die Weiber des Auferstandenen Füße; „beim Lucas ermuntert der Auferstandene selbst die versammelten

[1] De consensu Evangel. L. III. c. 24.

„Eilfe, ihn zu berühren; beim Johannes befiehlt er dem Thomas, ihn „mit der Hand zu betasten; nur von der Maria Magdalena, sagt „Johannes, habe er sich durchaus nicht wollen berühren lassen."

Wenn sich zwei oder mehrere Evangelisten widersprechen, so bin ich, falls ihre Vergleichung nicht nothwendig ist, falls sie nicht höchst natürlich sich ergiebt, sehr geneigt, alles so stehen zu lassen, wie es steht, und den Widerspruch lieber zuzugeben, als ihren zwar verschlissenen, aber immer noch ehrwürdigen Purpur mit meinen abstechenden Lappen zu flicken. Bei weitem aber bin ich so nachgebend nicht, wenn man mich bereden will, daß Ein Evangelist sich selbst widerspreche. Denn wie Mehrere nicht Eins sind, so ist auch Eins nicht Mehrere. Wenn der unterrichtetste, redlichste Erzähler andern, die mit ihm zugleich erzählen, nicht widersprechen soll, so muß er diesen andern, oder diese andere müssen ihm schreiben helfen, und das möchte ich nicht gern auf die Evangelisten kommen lassen. Hingegen, wenn ein Geschichtschreiber sich nicht selbst widersprechen soll, so braucht er nur immer derselbe zu seyn, der er war.

Folglich, da in diesem Widerspruche nicht allein Matthäus und Lucas mit dem Johannes streiten, sondern Johannes auch mit sich selbst uneinig ist, so habe ich ihn von je her unter diejenigen gerechnet, denen mit leichter Mühe zu begegnen sey. Da nämlich Johannes sagt, daß der Auferstandene sich den Betastungen des Thomas nicht nur nicht geweigert, sondern sie vielmehr aufgefordert; und eben dieser Johannes erzählt, daß der Auferstandene von der Maria Magdalena nicht berührt seyn wollen, so kann ich mir nicht einbilden, daß Johannes zwei widersprechende Dinge damit zu verstehen geben wollen; einmal, daß Christus durch seine Fühlbarkeit den zweifelnden Thomas überzeugen, und einmal, daß Christus durch seine Nichtfühlbarkeit die schon überzeugte Magdalena, wenn sie etwa nach ihm griffe, nicht zweifelhaft machen wollen. Denn schlechterdings hat Johannes nur eines von beiden für wahr halten können, entweder daß Christus nach seiner Auferstehung einen fühlbaren körperlichen Körper, oder einen unfühlbaren Scheinkörper gehabt habe.

Und so würde ich ganz gern dem Nachbar zugestehen, daß er auf diesen Widerspruch geantwortet habe, wenn er weniger schnippisch und

verächtlich geantwortet hätte. Aber diesen Ton kann man an einem Manne, der nicht mehr Scharfsinn, nicht mehr Gelehrsamkeit zeigt, als Er, so wenig vertragen, daß man vielmehr dadurch gereizt wird, einen Posten zu vertheidigen, den man gutwillig verlassen wollte.

Gleichwohl will ich ihm in dieser Absicht nur zu Gemüthe führen, daß seine Erklärung der Worte des Johannes (XX, 17), worauf sich seine ganze Antwort gründet, noch lange so ausgemacht nicht sey, als er glaubt. Sie ist zwar freilich die seit 150 Jahren fast allgemein angenommene; aber sie macht doch auch die ganze Stelle so kahl, so leer, so frostig, so komplimentenmäßig, daß nicht zu verwundern, wenn das gesammte Alterthum weit etwas anderes und mehreres darin gesucht hat. Selbst Grotius hängt noch an der alten mystischen Auslegung, und diejenigen, lieber Nachbar, sind eben nicht gleich kranke Köpfe, die diese und mehrere Auslegungen der Neueren für wahre Ausleerungen der ausgelegten Stellen halten.

Achter Widerspruch.

„Nach dem Matthäus und Marcus bescheidet Christus unmittelbar „nach seiner Auferstehung sowohl durch die Engel im Grabe, als „selbst mündlich durch die rückkehrenden Weiber seine Jünger nach „Galiläa, bei dem Lucas aber befiehlt er eben denselben an eben dem „Tage der Auferstehung, daß sie sämmtlich in Jerusalem bleiben „sollten, bis daß der heil. Geist über sie ausgegossen würde, welches „am Pfingstfeste geschah.“

Auch bei diesem Widerspruche, welchen ich unter allen bisher vorgekommenen noch am liebsten möchte beantworten können, ist merkwürdig, daß sich jeder Evangelist einzeln sorgfältig gehütet hat, darein zu verfallen. Denn wenn Jesus beides von seinen Jüngern verlangt hätte, wenn er ihnen beides zu verschiedenen Zeiten befohlen hätte, so würde derjenige Evangelist, welcher das Gebot an die Jünger, nach Galiläa zu gehen, so einschärft (Matthäus), nicht von allen Erscheinungen zu Jerusalem schweigen, und nur der einzigen auf einem Berge in Galiläa gedenken; und derjenige Evangelist, welcher den Auferstandenen seinen Jüngern befehlen läßt, die ersten funfzig Tage

nicht aus Jerusalem zu weichen (Lucas), würde nicht bloß lauter Erscheinungen in Jerusalem erzählen, und selbst diejenige in Jerusalem bei verschlossenen Thüren vorgehen lassen (XXIV, 41), deren eine sehr gleichförmige Johannes (XXI, 1—13) am galiläischen Meere erfolgen läßt.

Und dieses alles hat der Ungenannte so handgreiflich auseinander gesetzt, daß ich hier den Nachbar vornehmlich erwartet habe. Nicht, daß ich hoffen dürfte, er würde leisten, was noch kein Ausleger geleistet hat, sondern weil mir einfiel, daß eine blinde Henne manchmal auch ein Korn findet. Das albernste Gewäsche in den Tag hinein hat oft Gelegenheit zu einem sehr sinnreichen Gedanken gegeben, und gar nicht witzige Leute werden oft durch dringende Verlegenheit, geschwind etwas zu ihrer Vertheidigung sagen zu müssen, sehr witzig. Hier wird, dacht' ich, die blinde Henne brav scharren, und wer weiß, ob nicht gar ein hübsches Steinchen in dem aufgescharrten Miste sich findet? Das Steinchen wäre denn für mich.

Nun denn! Hier ist das Steinchen, das die blinde Henne aufgescharrt hat. Benennen mag es ein anderer, ich halte es für ein Krötensteinchen. Es kann aber auch ein Luchssteinchen seyn, denn hohl ist es.

Pfiffig indeß, werden manche sagen, sey mein Nachbar doch für zehn andere. Denn er begnügt sich, diesen achten Widerspruch in eigner Person nur vorzutragen, und nachdem er ihn vorgetragen, wendet sich sein bescheidenes unterrichtendes B. an das unterrichtete und ihn schon wieder unterrichtende A. mit einem Was sagen Sie dazu? Und nun sagt das A. wie folgt. „Ich sage, was ich öfter „gesagt, unser Autor muß alles durch einander werfen, wenn er „Widersprüche zur Welt bringen will. Es ist wahr, daß die Engel „und Jesus selbst am Tage seiner Auferstehung den Weibern be„fahlen, seinen Jüngern zu sagen, daß sie nach Galiläa gehen, und „ihn da sehen sollten; aber es ist nicht wahr, daß er an eben diesem „Tage ihnen gebot, zu Jerusalem zu bleiben; denn das befahl er „ihnen, am Tage seiner Himmelfahrt, wie jeder sieht, der Ap. „Gesch. I, 3. 4. lesen kann."

So? das ist nicht wahr? wie jeder sehen kann? — Wie froh bin

ich, daß dieses A. sagt, ein Mann, der mir vom Anfange nicht gefallen, weil er ein Zweizüngler ist. Und ein hämischer, boshafter Zweizüngler. — Lieber Nachbar, mit was für Leuten geben Sie sich ins Gespräch! Merken Sie denn nicht, daß dieses tückische A. Sie gern in einen übeln Ruf bringen möchte? Was er da sagt, wird Ihnen Händel machen, weil Sie es mit keiner Sylbe bestrafen.

Oder ernsthafter: Ihr Pfiff, lieber Nachbar, hilft Ihnen nichts, daß Sie eine solche Antwort nicht selbst geben, sondern nur geben lassen. Sie haben zwar vielleicht einmal gehört, daß man in einer Komödie seine Person kann sprechen lassen, wie man will, wenn es nur mit dem einmal angenommenen Charakter derselben nicht streitet; daß man sie fluchen und lügen und lästern kann lassen, so arg man will, und daß kein Mensch den Komödienschreiber dafür muß ansehen wollen. Aber Unterredungen, die zu Untersuchung der Wahrheit geschrieben werden, sind keine Komödien, und der Verfasser solcher Unterredungen muß für alles stehen, was er nicht darin gelegentlich selbst verwirft, oder wenigstens mit einem mißbilligenden Seitenblicke bezeichnet.

Also, lieber Nachbar, was sagen Sie? den Befehl, fürs erste in Jerusalem zu bleiben, habe Christus seinen Jüngern am Tage seiner Himmelfahrt gegeben, wie jeder sehen müsse, der Ap. Gesch. I, 3. 4. lesen könne? — Es ist mir unbegreiflich, wie Sie so etwas so dreist in die Welt schreiben können. Wenn die Bibeln in der Welt noch so rar wären, daß man eine von hundert Meilen her verschreiben müßte, so wäre es noch was. Aber da jeder Ihrer Leser nur die Hand ausstrecken darf, um Sie auf der Unwahrheit zu ertappen — Wahrhaftig, unbegreiflich! ganz unbegreiflich!

So viel ist wahr, daß der Anfang der Apostelgeschichte bis auf den neunten Versikel drei verschiedene Absätze hat, die wohl ein Mann durch einander mengen könnte, der im Schlafe zu lesen gewohnt ist. Die zwei ersten Versikel enthalten einen bloßen Uebergang von dem ersten auf das zweite Buch des Lucas, mit genauer Bemerkung, bis wie weit das erste Buch, sein Evangelium, gehe. Hierauf wiederholt er kürzlich, V. 3. 4. 5. was Christus in den 40 Tagen nach seiner Auferstehung gethan und gesagt, und kömmt sodann, im sechsten

Versikel auf die ganz letzte Begebenheit seines ersten Buchs zurück, von welcher er den Faden wieder aufnimmt. Diese letzte Begebenheit ist die Himmelfahrt Christi, von welcher wir hier, V. 6. 7. 8., noch einen Umstand erfahren, den Lucas, weil er sich auf die Zukunft bezog, lieber zu Anfang des zweiten, als zu Ende des ersten Buchs erzählen wollte.

Wenn nun der Befehl, daß die Jünger fürs erste nicht von Jerusalem weichen sollen, in dem mittelsten Absatze vorkömmt; wenn es nichts weniger als unwidersprechlich ist, daß *συνελϑοντες* v. 6. sich auf *συναλιζομενος* v. 4. bezieht, und Lucas vielmehr im sechsten Versikel von einer ganz andern Versammlung zu reden anfängt, als deren er im vierten Versikel gedenkt, wo nur von einer Versammlung der Eilfe die Rede war, anstatt daß im sechsten Versikel eine weit größere Versammlung von Jüngern zu verstehen, die bei der Himmelfahrt gegenwärtig seyn sollten; wenn es noch im geringsten nicht erwiesen ist, daß das *συναλιζομενος* v. 4. nichts als ein bloßes Zusammenbringen bedeute, und folglich die beiden ältesten Uebersetzer, der Lateinische und Syrische, die es durch convescens geben, völlig unrecht hätten; wenn sogar es höchst wahrscheinlich ist, daß Lucas mit diesem Worte eben nicht wie Xenophon sich ausdrücken, sondern vielmehr auf eine andere Stelle bei sich selbst verweisen wollen:[1] wie können Sie denn sagen, daß jeder, der Apostg. I, 3. 4. lesen könne, sehen werde, Christus habe nicht am Tage seiner Auferstehung, sondern am Tage seiner Himmelfahrt, den Jüngern befohlen, in Jerusalem fürs erste zu bleiben? Ich kann doch auch lesen, und sehe das nicht. Aber freilich, ich will nicht sehen, und ganz recht; ich will mit fremden Augen nicht sehen, sondern mit meinen. — Wenn Sie sich noch begnügt hätten zu sagen, daß jener Befehl in der Apostelgeschichte nicht eben am Tage der Auferstehung gegeben zu seyn scheine: so möchte es noch hingehen, falls er an dieser Stelle allein stünde. —

Denn kurz, wozu alles dieses Spiegelgefechte? — Ihre Versündigung ist hier weit größer, als daß Sie bloß Ihre Meinung in einer streitigen Stelle ganz offenbar finden. So was widerfährt uns allen.

[1] V. Boisii Veteris Interpretis cum recentioribus Collatio, p. 347. Conf. Stockius ad. l. q.

Das wäre des Rügens nicht werth. Dabei kann man noch immer ein sehr ehrlicher Mann seyn. Aber, Nachbar, auch dabei, wenn man nicht allein eine streitige Stelle als nicht streitig für sich anführt, sondern noch dazu eine anderweitige, nicht im geringsten streitige Stelle, die ausdrücklich wider uns ist, **wissentlich** verschweigt? Auch dabei? — Ich lasse es gelten, wenn man auf dem Katheder disputirt, wo man sich nur seinem Pro loco würdig zeigen soll. Da gilt allerlei Münze. Aber wenn man vor den Augen der ganzen Welt als ein unparteiischer Untersucher der Wahrheit auftritt, der mit gutem Gewissen muß sagen können, *οὐ σπευδω νικησαι κακως, ἀλλα ζητησαι ἀληϑως:* ist es auch da noch erlaubt, solche Adjunctenstreiche zu spielen?

Es hat nämlich jener Befehl in der Apostelgeschichte nicht allein eine solche Parallelstelle, aus welcher er erklärt werden **kann**; sondern er hat sogar eine solche, aus welcher er nothwendig erklärt werden **muß**, weil es Parallelstelle des nämlichen Verfassers ist. Der nämliche Lucas, welcher in seiner Apostelgeschichte den Tag, da jener Befehl gegeben worden, nicht bestimmt genug ausdrückt, drückt sich in seinem Evangelio so bestimmt darüber aus, daß schlechterdings keine genauere Bestimmung der Zeit möglich ist. Denn wann läßt er ihn da geben, jenen Befehl? Nicht in der Versammlung der Eilfe, in welcher der Auferstandene **ein Stück vom gebratnen Fische und Honigseims** aß? Und wann war diese Versammlung? War es nicht die nämliche, bei welcher sich die zwei Jünger, welche nach Emmaus gegangen waren, einfanden? Und wann gingen diese Jünger nach Emmaus? War es nicht am dritten Tage nach der Kreuzigung Christi? wie sie selbst sagen. War es nicht, wie sie selbst sagen, am Abende des nämlichen Tages, an dessen frühen Morgen die Weiber das Gesicht der Engel gesehen hatten? — Also, am Tage der Auferstehung? —

Was ist hierwider einzuwenden? Nichts, schlechterdings nichts. Entweder hat Christus, nach dem Lucas, seinen Jüngern sogleich am Tage der Auferstehung befohlen, in Jerusalem zu bleiben, oder es ist bei allen Evangelisten nichts klar, nichts ausgemacht. Denn das Deutlichste, was sie uns irgendwo sagen, ist nichts deutlicher, als das.

„Aber, mein Gott!“ muß ein ehrlicher Christ denken, der unter diesen Dornen zu wandeln nie für gut befunden, „wenn schlechterdings „wider jene Stelle im Evangelio des Lucas nichts einzuwenden ist, „wie helfen sich denn gleichwohl die Harmonisten?“ Wie sie können, liebe Seele. Das ist, auf die schändlichste, heilloseste, unverantwortlichste Weise. Und da dürfte ich fast meinem Nachbar eine Ehrenerklärung thun. Er ist im Grunde nichts schlimmer, als sie alle, und wenn in Gesellschaft unsinnig seyn, den Unsinn entschuldigt, so ist er hinlänglich entschuldigt. Eben die Stelle, die er hier verschweigt, hat sie längst zu einem Verfahren genöthigt, bei welchem ich eben so gern die mangelhaften Stücke eines zerrissenen Briefes, mit welchen der Wind spielt, zu meiner Bibel machen möchte. Zu einem Verfahren, welches auch nur stillschweigend billigen, zur Schande der Evangelisten laut erklären heißt, daß in ihnen überall nichts aus dem Zusammenhange zu erklären sey; daß alle ihre Nachrichten, alle von ihnen eingeschaltete Reden Christi, nichts als feuchter Sand sind, der sich nur so lange zusammenballet, als man ihn nicht reibt.

Sie sagen nämlich: Lucas brauche in seinem Evangelio eine Anticipation, und lasse Christum daselbst etwas weit früher sagen, als er es wirklich gesagt habe, welches er selbst Apostelg. I, 3. 4. zu verstehen gebe. — Vollkommen wie Toinette der Medicus im eingebildeten Kranken! Die Weise der heiligen Lehrer, mit Luthern zu reden, die Schrift so zu erklären, daß sie helle klare Sprüche nehmen, und machen damit die dunkeln Wankelsprüche klar: diese Weise war so alt, so abgenutzt! Warum sollen sie das Herz nicht einmal verlegen? warum sollen sie, wenigstens zur Veränderung, das Ding nicht einmal umkehren, und die dunkeln Wankelsprüche nehmen, um damit in die allzuhellen, allzuklaren Sprüche eine angenehme Dämmerung zu bringen?

Oder sie sagen mit andern Worten: Lucas habe, dort in seinem Evangelio, zwei Reden Christi in eine geschmolzen; zwischen dem dreiundvierzigsten und vierundvierzigsten Versikel, die Lucas freilich mit eisernen Klammern verbunden zu haben scheine, die er mit Einem Zuge der Feder geschrieben, oder in Einem Athem seinem Schreiber vorgesagt, liege nicht weniger als eine Zeit von vierzig Tagen; von

dem einen Versikel auf den andern mache Christus mit seinen Jüngern einen kleinen Sprung von Jerusalem bis Bethania. — Und warum nicht? Tausend Jahre sind ja vor Gott wie ein Tag, mit einer Spanne umfaßt er ja die ganze Erde. Folglich sind vierzig Tage vor ihm nur wenige Secunden; folglich ist ihm der Abstand von Jerusalem bis Bethania ein Punct, der in den andern fällt, und aus Vernachlässigung dieser wenigen Secunden, aus dieser Verwechslung der rechten Seite eines Sonnenstäubchens mit dessen linker, wagt man es, dem Lucas ein Verbrechen zu machen? — Sie wären es fähig, diese Herren, ihre harmonische Mißhandlung so zu rechtfertigen. —

Wahr ist es, daß ihnen schon Tatian gewissermaßen vorgegangen, als welcher den neunundvierzigsten Versikel in dem letzten Kapitel des Lucas auf eine eben so gewaltsame Art trennt, und zwischen das wiederholte Versprechen Christi, seinen Jüngern die Verheißung seines Vaters zu senden, und den unmittelbar darauf folgenden Befehl, in Jerusalem zu bleiben, ich weiß nicht wie viel Erscheinungen noch einschaltet, deren die andern Evangelisten gedenken. Aber wie dieses überhaupt für sie nichts beweisen, sondern nur zeigen würde, wie früh es schon Leute gegeben habe, die sich alles mit den Evangelisten erlaubt, um nur ein Ganzes aus ihnen zusammensetzen zu können, das nach ihrem Kopfe wäre: so antworte ich hierauf noch Folgendes insbesondere. Fürs erste ist noch eine große Frage, ob wir den wahren Tatian haben. Zweitens, hätten wir ihn auch, und wäre es eben derselbe, den uns Victor Capuanus aufbehalten, so ist klar, daß sein Werk nichts weniger als eine Harmonie, in dem uns gebräuchlichen Verstande dieses Wortes, ist, oder seyn soll; es ist ein bloßer Faden, auf welchen er taliter qualiter die Erzählungen der Evangelisten gereiht; es ist ein bloßes βιβλιον συντομον, dessen sich die gemeinen Christen in aller Einfalt bedienten. Drittens bitte ich nicht zu vergessen, daß die rechtgläubige Kirche mit der Arbeit des Tatian nur schlecht zufrieden war; nicht allein wegen verschiedener Auslassungen, die er zu Gunsten seiner Enkratitischen Irrthümer machte, sondern auch wegen der Zusammensetzung des beibehaltenen und unverfälschten Textes der Evangelisten selbst. Denn Theodoret giebt ihm eine κακουργιαν της συνθηκης Schuld, worunter ich mir nichts

anders denken kann, als daß er, wo es ihm vortheilhaft gewesen, solcher gewaltsamen Trennungen der Worte des Herren mehrere zu machen sich unterstanden, als diese eine ist, die in dem Werke etwa noch übrig geblieben, das gegenwärtig seinen Namen führt.

Wenigstens ist gewiß, daß keiner von den nachfolgenden Kirchenvätern, weder die Trennung des neunundvierzigsten Versikels, noch die Trennung des dreiundvierzigsten und vierundvierzigsten gebilligt, und sich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen gesucht, daß Christus an dem nämlichen Tage seinen Jüngern in Jerusalem zu bleiben, und nach Galiläa zu gehen, befohlen.

Hieronymus sicherlich nicht, dem Hedibia diesen nämlichen achten Widerspruch meines Ungenannten zur Auflösung vorlegte. Denn Hieronymus sagt bloß, daß die Erscheinungen Christi in Jerusalem für keine eigentliche Erscheinungen zu rechnen, als in welchen er nur pro consolatione timentium videbatur et videbatur breviter, rursumque ex oculis tollebatur. In den Erscheinungen in Galiläa hingegen wäre tanta familiaritas et perseverantia gewesen, ut cum eis pariter vesceretur. Nun ist zwar freilich unbegreiflich, wie Hieronymus fortfahren, Unde et Paulus Apostolus refert, eum *quingentis simul apparuisse discipulis.* Et in Joanne legimus quod piscantibus Apostolis *in littore steterit et partem assi piscis favumque comederit:* quae verae resurrectionis indicia sunt, und unmittelbar darauf hinzusetzen können: In Hierusalem autem nihil horum fecisse narratur. Denn wie war es immer möglich, daß Hieronymus einer Bibelleserin, wie Hedibia war, so etwas schreiben konnte? Hedibia mußte nothwendig sehr sonderbare Begriffe, entweder von der Uebereinstimmung der verschiedenen Exemplare des neutestamentlichen Textes, oder von der Bekanntschaft des Hieronymus mit demselben bekommen. Der auferstandene Christus habe in Jerusalem nicht gegessen? Steht denn nicht in seinem eigenen Lucas: at illi (die in Jerusalem versammelten Jünger, zu welchen die von Emmaus zurückgekehrten kamen) obtulerunt ei partem piscis et favum mellis? Folgt denn nicht auch in seinem Lucas: et cum manducasset coram eis? Wie gesagt, diese Vergeßlichkeit des Hieronymus ist mir ganz unbegreiflich: eben so unbegreiflich als

es mir ist, daß sie sonst niemanden, so viel ich wüßte, vor mir aufgefallen. Dieser einzigen Stelle wegen, wenn ich Herausgeber des Hieronymus gewesen wäre, würde ich, ohne weiteres Bedenken, die ganze Antwort auf die zwölf Fragen der Hedibia, nicht bloß unter die *ἀμφιβολως νοϑα*, sondern geradezu unter die *ψευδεπιγραφα* indocta dieses Kirchenlehrers geworfen haben. Denn was kann ungelehrter für einen Ausleger der Schrift seyn, als wenn ihm die ausdrücklichen Worte derselben so wenig gegenwärtig sind? Wäre es sonst einem wohl zu verdenken, der diese Vergeßlichkeit des Hieronymus nur für angenommen ausgäbe, weil er der Hedibia nichts gescheidteres zu antworten wußte? — Doch was mache ich mir für Sorge? Die Benediktiner, deren neueste Ausgabe ich nicht nachsehen kann, werden da schon andern Rath gefunden haben!

Eben so wenig, und noch weniger als Hieronymus, läßt es sich Augustinus einfallen, jenes doppelten einer den andern aufhebenden Befehls wegen, eine und eben dieselbe Rede beim Lucas halb in Jerusalem, und halb vierzig Tage hernach in Bethania halten zu lassen. Auch geht er mit Beantwortung des daraus entspringenden Einwurfs schon weit feiner zu Werke. Da nämlich Marcus, welcher eben sowohl als Matthäus, den Befehl hat, daß die Jünger nach Galiläa gehen sollen, ganz und gar keiner Erscheinung in Galiläa gedenke; da der Engel beim Matthäus nicht gesagt habe, præcedit vos in Galilæam, ibi *primum* eum videbitis; aut, ibi *tantum* eum videbitis; aut, *non nisi* ibi eum videbitis, als in welchen Fällen Matthäus den übrigen Evangelisten freilich widersprechen würde; da Matthäus den Engel bloß sagen lasse: *ibi eum videbitis*, nec expressum est quando id futurum esset, utrum quam primum antequam alibi ab eis visus esset; an postea quam eum alicubi etiam præterquam in Galilæa vidissent: so glaubt Augustinus, Christus habe zwar freilich wohl den Jüngern versprechen lassen, irgend einmal in Galiläa ihnen zu erscheinen, in der That aber liege doch in dem Befehle, daß sie ihm nach Galiläa folgen sollten, noch ganz etwas anders. Und was? Was anders als ein Mysterium, welches in der wörtlichen Bedeutung des Namens Galiläa, wie die Dotter in der Schale des Eies eingeschlossen liege. Galilæa namque, sagt

er, interpretatur vel transmigratio, vel revelatio. Und nun nehme man das eine oder das andere: die Sache ist klar, und das praecedit vos in Galilæam wäre genau erfüllt worden, auch wenn der auferstandene Christus ganz und gar nicht nach Galiläa gekommen wäre. Denn fürs erste, secundum transmigrationis sententiam, transmigrirte nicht nunmehr die Gnade Christi zu den Heiden? Fürs zweite secundum illud, quod Galilæa interpretatur revelatio: wo sonst als in Galiläa, offenbarte sich Christus zuerst in derjenigen Gestalt, in welcher er dem Vater gleich ist?

Wie nüchtern! wie nüchtern! werden mir die Exegeten seit heute und gestern zurufen. — Meine Herren, es kann wohl seyn. Und obschon auch Hieronymus an einem andern Orte,[1] wo er sich vermuthlich besann, daß jene der Hedibia gegebene Antwort nicht weit reichen möchte, sogar zu einer mystischen Auslegung seine Zuflucht nimmt: die mystischen so wie die allegorischen Auslegungen sind freilich ein wenig nüchtern. Gleichwohl, ich muß es nur zu meiner Schande gestehen, — die nüchternste von allen mystischen und allegorischen Auflösungen unauflöslicher Knoten dünkt mich unendlich besser, als Ihre Alexandrischen, meine Herren, mit dem Schwerte. Denn jene sind doch nur Spiele, leere Versuche, und Ihre sind Mißhandlungen, thätige Vergehungen, die Sie, an einem bloß menschlichen Schriftsteller auszuüben, sich selbst schämen würden. —

Ehe ich hierüber bitterer werde, will ich nur weiter gehen.

Neunter Widerspruch.

„Nach dem Matthäus geschieht die Erscheinung in Galiläa auf „einem Berge, dahin Christus seine Jünger beschieden hatte; nach „dem Johannes geschieht sie am Ufer des Galiläischen Sees bei Tibe„rias. Da und dort unter ganz verschiedenen Umständen."

Das giebt mein Nachbar mit beiden Händen zu. Nur ist dem guten Mann sehr traurig, daß ein Mensch, der doch Berg und See unterscheiden könne, aus zwei so sichtbar verschiedenen Erscheinungen lieber einen Widerspruch schmieden, als sie unterscheiden wollen.

[1] Comment. in Matthæum.

Endlich steht einmal das Wörtchen wollen am rechten Orte. Der Ungenannte wollte nicht, weil er glaubte, nicht zu dürfen. Der Nachbar aber will, ohne sich zu bekümmern, ob er darf.

Zwar sagt der Nachbar, daß weder Matthäus noch Johannes den Ungenannten auf irgend eine Weise veranlassen können, beide Erscheinungen für eine zu halten, daß es folglich kaum werth sey, auf den ganzen Widerspruch zu antworten. Er macht hiermit auch in der That links um, marschirt ab, und schießt Victorie.

Aber, lieber Nachbar, wenn Sie von Ihrer glorreichen Expedition glücklich wieder nach Hause sind, wollen Sie wohl Folgendes in Betrachtung zu ziehen geruhen, um wenigstens ex post zu urtheilen, ob Sie sich den Sieg so leicht hätten machen sollen?

Die Erscheinung, die den Eilfen auf dem Berge geschah, ist die einzige, deren Matthäus gedenkt, deren Matthäus, zu Folge des Versprechens, welches bei ihm der auferstandene Christus seinen Jüngern thun läßt, gedenken mußte. Wäre es daher auch nur Matthäus, aus dem wir unsere Nachrichten von der Auferstehung Christi schöpfen könnten und müßten, so würde man nicht unrecht annehmen, daß diese einzige erzählte Erscheinung auch die einzige geschehene gewesen. Ja, ich bin ganz sicher, daß sodann unsere Theologen schon längst die Gründe ausfindig gemacht hätten, warum der auferstandene Christus nicht mehr als einmal hätte erscheinen können und müssen.

Nun aber, da wir mehrere Evangelisten haben, die eben so glaubwürdig sind als Matthäus, da jene andere Evangelisten mehrere Erscheinungen berichten, so ist freilich aus dem Stillschweigen des Matthäus nicht zu schließen, daß er damit, daß er nur einer Erscheinung gedenkt, andeuten wollen, daß es auch nur eine Erscheinung gegeben. Sondern die Sache ist nunmehr nur die, daß wir die einzige Erscheinung bei dem Matthäus unter die anderweitigen Erscheinungen so einschalten, daß weder jene anderweitige, noch diese eingeschaltete etwas dabei leiden.

Bloß nach den Worten zu urtheilen, die Christus bei der galiläischen Erscheinung auf dem Berge zu seinen Jüngern redet, sollte man meinen, daß diese Erscheinung, wenn es nicht die erste und letzte

gewesen, doch wenigstens die letzte gewiß gewesen seyn müsse. Denn Christus ertheilet ihnen da seine letzten Befehle und nimmt förmlich von ihnen Abschied. Doch da wir aus dem Lucas wissen, daß die Himmelfahrt unfern Jerusalem, und nicht in Galiläa geschehen, und die letzte Erscheinung doch wohl die Erscheinung bei der Himmelfahrt muß gewesen seyn, so fällt die galiläische Erscheinung irgendwo zwischen die übrigen.

Und auch dieses irgendwo läßt sich näher bestimmen, indem wir mehr als eine von den übrigen Erscheinungen angeben können, welche nothwendig vor ihr hergegangen seyn müssen. Nämlich nicht allein alle die einzelnen Erscheinungen am Tage der Auferstehung, bei welchen Thomas nicht zugegen war; nicht allein die Erscheinung acht Tage darauf, welcher Thomas beiwohnte, müssen vor ihr vorhergegangen seyn: sondern sogar die am See Tiberias, welche Johannes berichtet, kann nicht anders als früher gewesen seyn. Dieses erhellet aus Johannis XXI, 14 unwidersprechlich, wo dieser Evangelist letztbenannte am See Tiberias ausdrücklich die dritte an der Zahl nennt, welches, da es ihm selbst widersprechen würde, wenn man es von jeder einzelnen Erscheinung, die etwa nur einer oder wenigen Personen geschehen war, verstehen wollte, nothwendig nur von den solennern unter einer beträchtlichen Anzahl geschehenen Erscheinungen zu verstehen ist, dergleichen die bei verschlossenen Thüren, und diejenige, welche acht Tage darauf erfolgte, gewesen waren. Nach diesen beiden, sagt Johannes, war die am See Tiberias die dritte. Grotius hatte hier keinen glücklichen Einfall, wenn er dieses drittemal beim Johannes auf die Zahl der Tage will gezogen haben, an welchen Christus erschienen. Denn er vergaß in dem Augenblicke, wie die Juden ihre Tage zu zählen pflegen, als wonach sich nicht sagen läßt, daß die Erscheinung bei verschlossenen Thüren mit den Erscheinungen am Grabe an dem nämlichen Tage geschehen wäre. Fallen diese und jene aber auf zwei verschiedene Tage, so war die Erscheinung in Gegenwart des Thomas die dritte, und die am See Tiberias müßte die vierte, nicht die dritte gewesen seyn.

Mag man aber doch jenes drittemal beim Johannes verstehen und auslegen, wie man will: genug, daß die Harmonisten alle, keinen

einzigen ausgenommen, einmüthig die Erscheinung am See Tiberias vor der Erscheinung auf dem Berge vorhergehen lassen. Nun sind dieser Berg und dieser See beide in Galiläa, beide Erscheinungen sind also in Galiläa geschehen, beide sind zu Folge der Verheißung Christi geschehen, daß er seinen Jüngern daselbst sichtbar werden wolle. Und das, lieber Nachbar, sehen Sie, das macht die Schwierigkeit, aus welcher nach der Meinung des Ungenannten, und auch ein wenig nach meiner, bei aufrichtiger Entwicklung, nichts geringers als ein formeller Widerspruch erwächst.

Denn lassen Sie uns doch nur die Erscheinung auf dem Berge etwas genauer erwägen. Derjenige Evangelist (Matthäus), bei dem der auferstandene Christus seinen Jüngern zweimal befehlen läßt, unverzüglich nach Galiläa zu gehen, *wo sie ihn sehen* würden, ist, wie gesagt, der einzige, der dieser Erscheinung auf dem Berge gedenkt, ist der, der sonst durchaus keiner andern Erscheinung gedenkt, ist der, der dieser Erscheinung mit dem Zusatze gedenkt, daß eben auf diesen Berg sie Christus *beschieden*. Gesetzt nun aber auch, daß dieser Zusatz, *dahin sie Christus beschieden hatte*, sich nicht auf den Berg, sondern bloß auf Galiläa bezöge, so bleibt doch noch immer, auch ohne diesen Zusatz, die Erscheinung auf dem Berge die *anberaumte* Erscheinung, und muß folglich, wenn ich schon nicht sage, die erste von allen Erscheinungen überhaupt, aber doch ganz gewiß die erste von allen galiläischen Erscheinungen gewesen seyn. Das ist nothwendig, das ist unwidersprechlich, oder Matthäus (man merke das wohl!), Matthäus, der zu allererst schrieb, der nicht wissen konnte, was und wie viel der heil. Geist nach ihm durch andere Evangelisten würde ergänzen, würde berichtigen lassen, Matthäus hat als Einer geschrieben, in dem nicht ein Funken Menschenverstandes glimmt. Denn so, wie kein vernünftiger Mensch mit seinen Freunden eine zweite, dritte Zusammenkunft verabredet und anberaumt, ohne zu wissen, wo und wann die erste geschehen soll, so kann auch kein vernünftiger Geschichtschreiber von Anberaumung einer Zusammenkunft sprechen, und in Erfolg dieser Anberaumung, ich weiß nicht welcher zweiten, dritten Zusammenkunft gedenken, ohne von der, welche die erste und nächste nach der Anberaumung gewesen, ein Wort zu erwähnen.

Ist es aber nothwendig, lieber Nachbar, daß die Erscheinung auf dem Berge die erste galiläische Erscheinung muß gewesen seyn; ist es zugleich ausgemacht, daß dem ungeachtet die Erscheinung an dem See Tiberias, dem sogenannten galiläischen Meere, vor jener Erscheinung vorhergegangen: nun so haben wir ja zwei erste galiläische Erscheinungen. Zwei erste! — — Zwei gar? Ei, lieber Nachbar, was ist denn das, zwei erste? Ist es ein Räthsel? oder ist es ein Widerspruch? Mir ist es nur ein Räthsel. Dem Ungenannten war es ein Widerspruch. Und Ihnen, Nachbar? O! Ihnen ist es weder das eine, noch das andere. Ihnen sind zwei erste, zwei erste! Sie können nichts, als den Mann beklagen, der zwei so verschiedene Zwei lieber in Widerspruch stellen, als trennen will. Die Kleinigkeit, daß sowohl das eine, als das andere von diesen Zwei in einem und eben demselben Betracht das Erste seyn soll, ist ja so eine Kleinigkeit! —

Mehr will ich hierüber nicht sagen. Wer gewisse Dinge nicht sogleich fühlt, dem sind sie auf keine Weise fühlbar zu machen. Der

Zehnte Widerspruch

ohnedem ist mit dem **neunten** so genau verbunden, daß ich bei Gelegenheit seiner noch alles nachholen könnte, was ich etwa bisher beizubringen vergessen hätte. Ja, er ist, dieser zehnte Widerspruch, nichts als die fernere stückweise Auseinandersetzung des neunten. Und dieser Stücke macht der Ungenannte besonders drei, in welchen allen seine erkannten Widersprüche sehr leicht zu rechtfertigen sind, nachdem wir in dem vorigen den Hauptgrund derselben gesichert haben.

Nämlich wenn der Ungenannte berechtigt gewesen ist, die Erscheinung auf dem Berge und die Erscheinung am Meere in Galiläa für einerlei Erscheinung zu halten, die nur, durch die immer wachsenden Abweichungen der mündlichen Erzählung in den ersten dreißig bis vierzig Jahren, zu solcher Verschiedenheit gediehen (er war zu dergleichen aber dadurch berechtigt, weil die Erscheinung auf dem Berge, als die **anberaumte** Erscheinung, nothwendig die erste, wenigstens die erste in Galiläa seyn mußte, und gleichwohl die Erscheinung am galiläischen Meere, nach der Rechnung des Johannes, noch vor jene

fällt): so ist er allerdings auch berechtigt gewesen, darin einen Widerspruch zu finden, daß Matthäus die galiläische Erscheinung zur ersten macht, Johannes aber vor selbiger zwei Erscheinungen zu Jerusalem vorhergehen läßt.

Nun hätte ich, meines Theils, hierauf bloß geantwortet, daß Johannes die Erscheinungen überhaupt zähle, Matthäus aber nur die erste und vornehmste Erscheinung in Galiläa namhaft mache, als welches nach seiner einmal gemachten Anlage genug war. Doch mein Nachbar weiß den Aal ganz anders zu fassen; weil Matthäus, sagt er, kein Protocoll abgeschrieben habe, weil er nur der einen Erscheinung erwähne, weil er (Er, der erste Evangelist!) nicht für nöthig gehalten, seinen Lesern von mehrern etwas zu melden, so sey aus ihm überhaupt nicht zu schließen, in welcher Ordnung die Erscheinung auf dem Berge gefolgt sey. Freilich, Ordnung ist nur unter den Mehreren, aber Eines, was aus diesen geordneten Mehrern herausgerissen wird, muß doch noch immer Merkmale seines gehabten Platzes behalten, oder man hat, auf eine höchst unvorsichtige Art, dieses Eine für das Einzige erklärt. Auch hat Matthäus seiner einen Erscheinung noch immer jene Merkmale gelassen, indem er sagt, daß es die anberaumte gewesen. Nur die Harmonisten halten für gut, auf diese seine Anberaumung gar nicht zu achten, und ihn die erste die beste Erscheinung aus dem Glückshafen greifen zu lassen. Mein weltkluger Nachbar will ein Gleichniß aus der neuesten Geschichte geben, und sagt: „Es kömmt die Rede auf den letzten Krieg, ich erwähne besonders der Schlacht bei Roßbach; erkläre ich sie dadurch für die erste oder letzte?“ Ei, nicht doch! Sie könnten so einen Fehler machen! Aber, lieber Nachbar, wenn Ihnen ein anderer den ganzen letzten preußischen Krieg in folgendem Epitome erzählen wollte: („Der König, nachdem er fast aus allen seinen Staaten vertrieben war, hatte sich die vornehmsten seiner Feinde, die Franzosen und Reichstruppen, nach Sachsen wie bestellt. Sie kamen voll Uebermuths und Spottes, als hätten sie den Sieg schon in Händen. Aber, wie ein Donnerstrahl aus hellem Himmel überfiel er sie bei Torgau. Da erkannten sie wieder, mit wem sie zu thun hatten, und machten Friede; etliche aber blieben noch seine Feinde“): was würden Sie von einem solchen

Erzähler wohl denken? Würden Sie ihn auch durchhelfen wollen, wie Sie den Matthäus durchzuhelfen suchen? Denn gerade ein solcher Erzähler wäre, nach Ihrer Auslegung, Matthäus. Er ließe Christum seine Jünger nach Galiläa bestellen, wo sie ihn sehen würden, und hierauf verschwiege er nicht allein, daß ungeachtet dieser Bestellung er ihnen erst an andern Orten mehrmalen erschienen sey, sondern gedächte auch nicht einmal seiner ersten Erscheinung dort in Galiläa, gedächte anstatt der ersten, wenigstens anstatt der frühern, welches die am Ufer der See gewesen, einer spätern, und wer weiß wie viel spätern, auf einem Berge! — Aber, Gott Lob, daß Matthäus nur nach Ihrer Auslegung, lieber Nachbar, ein so abgeschmackter Erzähler ist! Nur nach der Auslegung der abgeschmackten Harmonisten ein so abgeschmackter Erzähler! Man bleibe ihm mit diesen vom Leibe, und er erzählt als ein planer gesunder Mann, dessen Erzählung wohl unrichtig seyn kann, aber ungereimt doch wahrlich nicht ist.

Eben so ist es mit den übrigen Umständen beschaffen. Matthäus und Johannes widersprechen sich offenbar in jedem derselben, sobald man annehmen muß, daß die Erscheinungen am See Tiberias und auf dem Berge ursprünglich nur eine Erscheinung gewesen.

Umsonst schreien Sie, lieber Nachbar, so laut und so oft: „Aber „wer heißt euch das annehmen? Aber könnt ihr denn nicht Zwei „zählen? Wer hier nicht Zwei zählen kann, muß nicht wollen!" — Gott erbarms! wir wollten gern, aber wie können wir? Wie können wir Zwei zählen, da wir nicht wissen, wo wir anfangen sollen? nicht wissen, welches wir Eins nennen sollen? Will ich die Erscheinung an dem See mit dem Johannes Eins nennen, so ruft die Erscheinung auf dem Berge: „Nein, ich bin Eins, oder mein Gewährsmann Matthäus war blödsinnig." Will ich nun diese Eins nennen, so ruft mir Johannes entgegen: „Darfst du mich Lügen strafen? Glaubst du, daß ich nicht Drei zählen kann?"— So werden wir ewig von einer Seite zu der andern geworfen; zählen ewig Eins und Eins, und kommen in alle Ewigkeit nicht bis auf Zwei.

Wie bewundere ich Sie, lieber Nachbar! wie bewundere ich Sie! Sie können Zwei zählen, und was das Sonderbarste ist, können mit

dem nämlichen Zahlpfennige in die Hand eines jeden Kindes Zwei zählen! — Ist das Kind artig, so lächelt es und schweigt. —

Und schweigt. — O daß ich nicht auch so artig gewesen bin, wie dieses Kind! daß ich nicht auch jeden neuen Druck des nämlichen Zahlpfennigs für einen neuen Zahlpfennig mehr lächelnd hingenommen und geschwiegen habe!

Doch diese Reue kömmt zu spät, auch ist das Uebel, unter dessen Gefühl sie mich am meisten nagen könnte, überstanden; ich bin fertig. Ich bin fertig, fertig mit Vertheidigen und Beantworten. Nicht zwar fertig mit Vertheidigung meines ganzen Ungenannten, der ich weit entfernt bin, mich zu unterziehen; nicht zwar fertig mit Beantwortung der ganzen Schrift meines Nachbars, die ich nicht einmal ganz lesen mögen, aber doch fertig mit Vertheidigung dessen, was ich von den Fragmenten des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; aber doch fertig mit Beantwortung dessen, was in den Unterredungen meines Nachbars gegen das gerichtet ist, wofür ich mit dem Ungenannten für einen Mann zu stehen, mir einfallen lassen.

Gott verhüte! daß ich mich mit diesem auf ein Mehreres einlassen sollte, was mir etwa, selbst bei der flüchtigen und nur mich betreffende Dinge suchenden Durchlesung, als contraband aufgestoßen wäre. Er behalte z. E., was er von der gänzlichen Unwissenheit eines geistlichen Messias sagt, in welcher die Apostel bei Lebzeiten Christi schlechterdings gestanden, unangefochten! Er behalte unangefochten, was er von dem spöttischen Unglauben der versammelten Jünger sagt, als die von Emmaus zu ihnen eintreten! Er kitzele sich an so scandalösen Albernheiten immerhin, und freue sich, mit dem muthwillig ausgebrochenen und zerschlagenen Schlußsteine eines wichtigen Bogens unbedeutende Lücken zugemauert zu haben! Was geht es mich an? Ich will fertig seyn und bin fertig.

Habe ich aber meine Muße auch so schon nicht zum Besten angewandt, was thut das? Wer weiß, ob ich sie mit etwas anderm nicht noch schlechter angewandt hätte? Mein Vorsatz war es wenigstens, sie gut anzuwenden. Meine Ueberzeugung war es wenigstens, daß ich sie so gut anwenden könne. Ich überlasse es der Zeit, was meine aufrichtig gesagte Meinung wirken soll und kann. — Vielleicht soll

sie so viel nicht wirken, als sie wirken könnte. Vielleicht soll nach Gesetzen einer höheren Haushaltung das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich genießen können. — Ist das, so verzeihe Du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wann und wo sie sich ergießen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwissend mit weggeworfen, so sind deine Goldkörner unverloren!

Nach diesem unwillkürlichen Ausbruche meiner innigsten Empfindung darf ich ruhig auf den Schlamm zurück sehen, den ich hier zu Hause geführt habe.

Auf diesen Schlamm, auf diesen Schlamm, großer Gott! wenn auch einige Goldkörner darunter wären, versetzt trotzig und keck mein Nachbar das vollendete Gebäude seines Glaubens!

Denn hier muß ich meinen Leser an die obigen Standorte erinnern, auf welchen mein Ungenannter und ich und mein Nachbar halten. An meines Ungenannten zu voreiliges auch darum; an mein bescheidenes obschon! an meines Nachbars dreistes denn.

Welch ein Mann mein Nachbar! welch ein Christ! Die Widersprüche, aus welchen mein Ungenannter zu viel schloß; die Widersprüche, die ich der Wahrheit unbeschadet zugebe; diese Widersprüche — Nein, nicht diese Widersprüche — die Antworten, die glücklichen Antworten, die sein Scharfsinn so sonder alle Mühe auf diese Widersprüche fand, — diese seine, — wie man will, — kunstlosen oder kunstreichen Antworten, — was spotte ich? — Diese eckeln Mißgeburten seines eigenen Gehirnes — deren man freilich den langen Tag über nicht so viele ersäufen kann, als er die folgende Nacht wieder auszubrüten im Stande ist, sind das, was seine Ueberzeugung an der Gewißheit der Auferstehung Christi vollendet hat.[1] Zwar zweifelte er nie an diesem großen Vorfalle, aber doch nach dem Angriffe meines Ungenannten, nachdem ihm dieser Gelegenheit gegeben,

[1] Unterr. S. 1.

schärfer zuzusehen, und mit Bewunderung zu bemerken, wie auch in anscheinenden Kleinigkeiten die Evangelisten so genau sind: wie weit stärker und fester ist sein Glaube geworden![1] Und nun sage man mir noch mehr, daß die Einwürfe der Ungläubigen nichts Gutes stiften!

Gott! Gott! worauf können Menschen einen Glauben gründen, durch den sie ewig glücklich zu werden hoffen!

Nur noch ein Wort von mir selbst, und ich schließe. — Ich fühle es sehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt jetzt, da ich diese Duplik[2] ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede seyn, daß ich vieles so warm, so theilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in einer Sache meines einzigen Halses zu sprechen. Besonders wollte ich durchaus nicht über das Edle oder Unedle, über das Moralische oder Unmoralische gewisser Hiebe und Stöße meines Kampfpaares urtheilen, und habe es doch gethan. Ich wollte bloß die Gründe dieses Urtheils meinen Leser beiläufig abnehmen lassen, und habe ihm das Urtheil selbst oft wörtlich vorgesprochen. Was soll ich thun? Mich entschuldigen? Mit der

[1] Unterr. S. 76.

[2] Duplik: nicht Replik. Denn die Evangelisten und mich halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit der unbilligen Aeußerung, daß wegen einiger Widersprüche in Kleinigkeiten den Evangelisten aller Glaube abzusprechen sey. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegensätzen ein, und antwortete ohne Umschweif, was ich für die kürzeste und unfehlbarste Antwort hielt. Diese Antwort mißfiel meinem Nachbar, der sie vermuthlich mehr für eine verdeckte hämische Bestätigung der Anklage als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verschrieene Waare das 999ste mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazin eine frische holen, die mehr Abgang fände. Aber dafür erkläre ich nun auch seine Antwort laut für eben das, wofür er meine stillschweigend erklärt hat: für Anklage der Evangelisten mehr, für nur anders gewandte, aber auf das Nämliche hinauslaufende Anklage, als für Antwort. Und das ist sie auch wirklich: indem es ihm damit nicht um die Glaubwürdigkeit jedes einzelnen Evangelisten, sondern bloß um die Glaubwürdigkeit einer gewissen Harmonie eigener Schöpfung zu thun ist, die, wenn sie erwiesen wäre, die Evangelisten gerade noch verdächtiger machen würde, als sie der Ungenannte zu machen weder Fug noch Willen gehabt hat. Also Duplik.

albernen Miene eines unausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Versprechen, daß ich ein andermal besser auf meiner Hut seyn wolle?

Kann ich das? Ich versprechen? — Ja, ja; ich verspreche: — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennt, nicht warm und theilnehmend werden darf: wann und wo darf er es denn?

Eine Parabel.

— quæ facilem ori paret bolum.
Etymologista vetus

Nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben

an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg. (1)

1778.

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde ehrwürdiger Freund sagen, wenn ich der Mensch wäre, der durch öffentliche Berufung auf seine Freundschaften ein günstiges Vorurtheil für sich zu erschleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr der, der durchaus auf keinen seiner Nächsten dadurch ein nachtheiliges Licht möchte fallen lassen, daß er der Welt erzählt, er stehe, oder habe mit ihm in einer von den genaueren Verbindungen gestanden, welche die Welt Freundschaft zu nennen gewohnt ist. —

Denn berechtigt wäre ich es allerdings, einen Mann Freund zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvorgekommen ist; den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von welcher ihn viele nicht kennen wollen; dem ich noch Verbindlichkeit habe, wenn es auch nur die wäre, daß seine Wächterstimme noch meines Namens schonen wollen.

Doch, wie gesagt, ich suche bloß durch meine Freunde eben so wenig zu gewinnen, als ich möchte, daß sie durch mich verlieren sollten.

Also nur, ehrwürdiger Mann! Ich ersuche Sie, die Güte zu haben, nachstehende Kleinigkeit in einige Ueberlegung zu ziehen. Besonders aber dringe ich darauf, sich über die beigefügte Bitte nicht bloß als Polemiker, sondern als rechtschaffener Mann und Christ auf das baldigste zu erklären rc.

Die Parabel.

Ein weiser thätiger König eines großen großen Reiches hatte in seiner Hauptstadt einen Palast von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in selbem alle um sich versammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur: denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber sie gefiel doch und entsprach doch.

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn sie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten als zu entbehren scheinen.

Sie entsprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Palast stand nach vielen vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollständigkeit da, mit welcher die Baumeister die letzte Hand angelegt hatten, von außen ein wenig unverständlich, von innen überall Licht und Zusammenhang.

Was Kenner von Architektur seyn wollte, ward besonders durch die Außenseiten beleidigt, welche mit wenig hin und her zerstreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenstern unterbrochen waren, dafür aber desto mehr Thüren und Thore von mancherlei Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugsames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfingen, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu so viele und vielerlei Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl schicklicher wäre und eben die Dienste thun würde. Denn daß durch die mehreren

kleinen Eingänge ein jeder, der in den Palast gerufen würde, auf dem kürzesten und unfehlbarsten Wege gerade dahin gelangen solle, wo man seiner bedürfe, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Und so entstand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigsten führten, die von dem Innern des Palastes viel zu sehen die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da Etwas, wovon man bei dem ersten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig sehr leicht und kurz machen müsse, was ihn aber gerade am meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nämlich verschiedene alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Palastes herschreiben sollten; und diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteristik so gut als verloren war.

Ein jeder erklärte sich daher diese Worte und Zeichen nach eigenem Gefallen. Ein jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen neuen zusammen, für welchen neuen nicht selten dieser und jener sich so hinreißen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch andere darauf zu schwören bald beredete, bald zwang.

Nur wenige sagten: „was gehen uns eure Grundrisse an? Dieser oder ein anderer: sie sind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigste Weisheit den ganzen Palast erfüllt, und daß sich aus ihm nichts, als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet.“

Sie kamen oft schlecht an, diese Wenigen! Denn wenn sie lachenden Muths manchmal einen von den besonderen Grundrissen ein wenig näher beleuchteten, so wurden sie von denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Palastes selbst ausgeschrien.

Aber sie kehrten sich daran nicht, und wurden gerade dadurch am geschicktesten, denjenigen zugesellt zu werden, die innerhalb des Palastes arbeiteten, und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowohl bei-

gelegt, als eingeschlummert war, — einsmals um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Palaste!

Und was geschah? Da fuhr jeder von seinem Lager auf, und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaste, sondern in seinem eigenen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte, — nach seinem Grundrisse. „Laßt uns den nur retten! dachte jeder. Der Palast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier steht!"

Und so lief ein jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo, anstatt dem Palaste zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es vorher zeigen wollte, wo der Palast vermuthlich brenne. „Sieh, Nachbar! „hier brennt er! Hier ist dem Feuer am besten beizukommen. — „Oder hier vielmehr, Nachbar, hier! — Wo denkt ihr beide hin? „Er brennt hier! — Was hätt' es für Noth, wenn er da brennte? „Aber er brennt gewiß hier! — Lösch' ihn hier, wer da will. Ich „lösch' ihn hier nicht. — Und ich hier nicht! — Und ich hier „nicht!" —

Ueber diese geschäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Palast, wenn er gebrannt hätte. — Aber die erschrockenen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten.

Die Bitte.

Ein anderes ist ein Pastor, ein anderes ein Bibliothekar. So verschieden klingen ihre Benennungen nicht, als verschieden ihre Pflichten und Obliegenheiten sind.

Ueberhaupt denke ich, der Pastor und Bibliothekar verhalten sich gegen einander, wie der Schäfer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirrt Berg und Thal, durchspäht Wald und Wiese, um ein Kräutchen aufzufinden, dem Linneus noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freut er sich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert ist er, ob dieses neue Kräutchen giftig ist oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich sind — (und wer sagt es denn, daß sie nicht nützlich wären?) — so ist es doch nützlich, daß die Gifte bekannt sind.

Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter seiner Flur, und schätzt

und pflegt nur diejenigen Kräuter, die seinen Schafen die angenehmsten und zuträglichsten sind.

So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufseher von Bücherschätzen, und möchte nicht gern der Hund seyn, der das Heu bewacht, ob ich schon freilich auch nicht der Stallknecht seyn mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt. Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt ist, so zeige ich es an. Fürs erste in unsern Catalogen, und dann nach und nach, so wie ich lerne, daß es diese oder jene Lücke füllen, dieses oder jenes berichtigen hilft, auch öffentlich, und bin ganz gleichgültig dabei, ob es dieser für wichtig, oder jener für unwichtig erklärt, ob es dem einen frommt, oder dem andern schadet. Nützlich und verderblich sind eben so relative Begriffe, als groß und klein.

Sie hingegen, ehrwürdiger Mann, würdigen alle literarische Schätze nur nach dem Einflusse, den sie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu besorglich als zu fahrlässig seyn. Was geht es Sie an, ob etwas bekannt, oder nicht bekannt ist? wenn es nur Einen auch von den Kleinsten ärgern könnte, die Ihrer geistlichen Aufsicht anvertraut sind.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, ehrwürdiger Mann. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht thun, so schelten Sie mich nicht, daß ich die meinige thue, — oder, welches einerlei ist, zu thun glaube.

Sie würden vor Ihrer Todesstunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewußten Fragmente den geringsten Antheil hätten. — Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern, aber vor meiner Todesstunde werde ich nie zittern. Am allerwenigsten deßwegen, daß ich gethan habe, was verständige Christen jetzt wünschen, daß es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäsarea, zu Constantinopel mit den Schriften des Celsus, des Fronto, des Porphyrius, wenn sie es hätten thun können, möchten gethan haben. Um die Schriften des letzteren, sagt ein Mann, der sich auf solche Dinge versteht, gäbe jetzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, ehrwürdiger Mann, daß Sie sagen werden: „Jene alten Feinde der Religion hätten es allerdings verdient,

„daß ihre Schriften sorgfältiger wären aufbehalten worden. Aber „wozu der Neueren ihre aufbewahren, die nach siebzehnhundert Jah„ren doch nichts Neues sagen könnten?"

Wer weiß das, ohne sie gehört zu haben? Wer von unseren Nachkommen glaubt das, ohne es zu sehen? Dazu bin ich der festen Meinung, daß Welt und Christenthum noch so lange stehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftsteller der ersten zweitausend Jahre nach Christi Geburt der Welt eben so wichtig seyn werden, als uns jetzt die Schriftsteller der ersten zweihundert Jahre sind.

Das Christenthum geht seinen ewigen allmähligen Schritt, und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Christenthums sind die Phases desselben, die sich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn' und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Puncte verharren. Gott bewahre uns vor dieser schrecklichen Stockung!

Also, ehrwürdiger Mann, mißbilligen Sie es wenigstens weniger hart, daß ich ehrlich genug gewesen, eben so wohl sehr unchristliche Fragmente, als eine sehr christliche Schrift des Berengarius von ihrem Untergange zu retten, und an das Licht zu bringen.

Doch das ist die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu thun habe. Ich bitte von gewissen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch Recht hätte, von ihnen zu fordern. Und mit dieser Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte ist der Art, daß Sie die Gewährung derselben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir Unrecht gethan; und einem ehrlichen Manne ist nichts angelegener, als Unrecht, welches er nicht thun wollen, und doch gethan, wieder gut zu machen.

Es besteht aber dieses mir zugefügte Unrecht darin, daß Sie eine von mir geschriebene Stelle ganz wider ihren Zusammenhang zu commentiren das Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer, als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichnisse.

Wenn ein Fuhrmann, der in einem grundlosen Wege mit seinem schwerbeladenen Wagen festgefahren, nach mancherlei vergeblichen Versuchen, sich loszuarbeiten, endlich sagt: wenn alle Stränge

reißen, so muß ich abladen; wäre es billig, aus dieser seiner Rede zu schließen, daß er gern abladen wollen, daß er mit Fleiß die schwächsten mürbesten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Befrachter nicht ungerecht, der aus diesem Grunde die Vergütung alles Schadens, selbst alles innern, von außen unmerklichen Schadens, an welchem eben so wohl der Einpacker Schuld könnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte?

Dieser Fuhrmann bin ich; dieser Befrachter sind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe gesagt, wenn man auch nicht im Stande seyn sollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen so geschäftig ist: so bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben. Dieses zu unterstützen, schrieb ich die Stelle nieder, die eine so unmilde Ausdehnung von Ihnen erdulden müssen. Ich soll und muß gesagt haben, daß auf die Einwürfe gegen die Bibel sich schlechterdings nichts antworten lasse; daß es nur umsonst sey, darauf antworten zu wollen. Ich soll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des Christen dem Theologen, je eher je lieber zu nehmen, angerathen haben, damit ein schwacher, aber großsprecherischer Feind desto eher das Feld behaupten könne.

Das ist nicht die wahre Vorstellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwohl kann es bei Ihnen auch nicht Vorsatz gewesen seyn, eine so falsche Vorstellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren, in Zuversicht auf Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu seyn vermeinten, zu hastig, Sie übereilten sich.

Ehrwürdiger Mann, die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größtentheils eben so fertig, ihre Uebereilung zu bekennen; und eingestandene Uebereilung ist oft lehrreicher, als kalte überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie, in einem der nächsten Stücke Ihrer freiwilligen Beiträge, eine so gut als freiwillige Erklärung zu thun, nicht ermangeln werden, des Inhalts: daß allerdings noch ein gewisser Gesichtspunct

übrig sey, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle sehr unschuldig erscheine; daß Sie diesen Gesichtspunct übersehen; daß Sie weiter keine Ursache haben, diesen übersehenen Gesichtspunct, nachdem Sie von mir darauf geführt worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hin gearbeitet.

Nur eine solche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt thun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Absichten verbreiten zu wollen scheinen. Nur nach einer solchen Erklärung darf ich auf das wieder begierig seyn, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern gefallen möchte. Ohne eine solche Erklärung aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie schreiben lassen, — so wie ich Sie predigen lasse.

Das Absagungsschreiben.

Mein Herr Pastor!

Mit vorstehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen, und schon freute ich mich in Gedanken auf den freiwilligen Beitrag, in welchem Ihre heilige Faust das christliche Panier wieder über mich schwenken würde.

Indeß aber entweder mich die Presse, oder ich die Presse nicht genugsam fördern konnte, erhalte ich das 61—63. Stück besagter Beiträge, — und bin wie vernichtet!

Das hat der nämliche Mann geschrieben? Wie soll die Nachwelt, auf welche die freiwilligen Beiträge doch ganz gewiß kommen werden, einen so plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz sich erklären? — Goeze, wird die Nachwelt sagen, Goeze wäre der Mann gewesen, der in Einem Athem gegen einen und eben denselben Schriftsteller sauersüße Complimente zwischen den Zähnen murmeln und aus vollem Halse laute Verleumdungen ausstoßen können? Er hätte zugleich die Katze und den Eber gespielt? Die Katze, die um den heißen Brei geht, und den Eber, der blind auf den Spieß rennt? Das ist unglaublich! In dem 55. Stück ist sein Eifer noch so gemäßigt, noch so ganz anonymisch; er nennt weder Sack noch Esel, auf die sein Stecken zuschlägt, und auf einmal im 61. Stücke ist Lessing namentlich hinten und vorne, muß Lessing namentlich geknippen werden, so oft er den

Krampf in seine orthodoxen Finger bekömmt? Dort will er das Wasser kaum regen, und hier, Plumps! Das ist unbegreiflich! Nothwendig müssen also zwischen dem 55. und 61. Stücke dieser kostbaren Blätter, wie wir sie jetzt haben, alle diejenigen verloren gegangen seyn, die uns dieses Plumps! erklären würden.

So wird die Nachwelt sagen, Herr Pastor. Doch was kümmert Uns die Nachwelt, Herr Pastor, die vielleicht auch so nicht sagen wird? Genug, Sie wissen selbst am besten, wie sehr sich die Nachwelt irren würde; und ich berühre diese Saite bloß, um es bei der jetztlebenden Welt, — versteht sich, der Welt, die wir Beide füllen — zu entschuldigen, falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Herrn Pastor Goeze erlauben dürfte, ihr von dem allzuviel abzuweichen scheinen sollte, den ich noch bisher anzugeben für schicklicher gehalten.

Denn wahrlich, Herr Pastor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich setzen, werden allmählig zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich sie Ihnen alle vorrechne; es würde Sie kitzeln, wenn Sie sähen, daß ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur sagen, was daraus kommen wird.

Ich will schlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verschrieen werden, der es mit der lutherischen Kirche weniger gut meint als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meine, als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte.

Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken Luther'schen Geistes? — Sie? der Sie auch nicht einmal Luthers Schulsystem zu übersehen im Stande sind? — Sie? der Sie mit stillschweigendem Beifall von ungewaschenen, auch wohl treulosen Händen die Seite des Luther'schen Gebäudes, die ein wenig gesunken war, weit über den Wasserpaß hinaus schrauben lassen? — Sie, der Sie den ehrlichen Mann, der freilich ungebeten, aber doch aufrichtig, den Männern bei der Schraube zuruft: schraubt dort nicht weiter, damit das Gebäude nicht hier stürze! — der Sie diesen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

Und warum? — Weil dieser ehrliche Mann zugleich den schriftlich gegebenen Rath eines ungenannten Baumeisters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilligt? unterstützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — Nicht doch! — nur nicht unterschlagen zu dürfen geglaubt.

O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Pastor, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte. — Erst soll uns hören, erst soll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

O daß Er es könnte, Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgültig daher schlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst: wer erlöst uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jetzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde! Wer — —

Aber ich vergesse mich, und würde noch mehr Sie vergessen, Herr Pastor, wenn ich auf eine dergleichen Aeußerung Ihnen vertraulich zuspräche: Herr Pastor, bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden, bis dahin, was aber gewiß kömmt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht besser, unsers Gleichen schwiegen? unsers Gleichen verhielten sich nur ganz leidend? Was einer von Uns zurück halten will, möchte der andere übereilen, so daß der eine mehr die Absichten des andern beförderte als seine eigenen. Wie wäre es, Herr Pastor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den ersten und letzten seyn ließen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich schon verloren habe.

Denn nein, das werden Sie nicht wollen. Goeze hat noch keinem seiner Gegner das letzte Wort gelassen, ob er sich gleich immer das erste genommen. Er wird, was ich zu meiner Vertheidigung sagen müssen, als Angriff betrachten. Denn der Tummelplatz des seligen Ziegra muß ihm nicht vergebens nun ganz angestorben seyn.

Ich beklage: denn sehen Sie, Herr Pastor, es wird mir unmöglich

seyn, nicht gegen Ihren Stachel zu lecken, und die Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen lassen, werden immer krümmer und krümmer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämische Anspielung, jeden, wenn Gott will, giftigen Biß; jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids; jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzet, nur ein Seufzer zu seyn; jede pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre freiwilligen Beiträge spicken und würzen werden, aufmutzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen sollte, als er hat. Auch haben dieserlei Pharmaka ihren Credit längst verloren.

Sondern nur eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht, der einem Jeden Vernunft und Gelehrsamkeit abspricht, welcher Vernunft und Gelehrsamkeit anders braucht, als Sie. Besonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzusammenhängenden Bruchstücken kennen, so schülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann, — nicht Sache gegen Sache — zu schätzen, so war dieser Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind. Das glauben Sie mir indeß, Herr Pastor, auf mein Wort.

Und sonach meine ritterliche Absage nur kurz. „Schreiben Sie, „Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten will; „ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was „mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, wo Sie nicht „Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren.“

Axiomata,

wenn es deren in dergleichen Dingen giebt.

— — acumine pollentibus notionem prædicati in notione subjecti indivulso nexu cum ea cohærentem pervidendi.

Wolfii Ph. r.

Wider den Herrn Pastor Goeze in Hamburg. (2)

1778.

Der Bogen, oder wie viel es geben wird, den ich zu schreiben mich niedersetze, dürfte mir deßwegen sehr sauer werden, weil ich kaum weiß, für wen ich ihn schreibe. Ich weiß nur wider wen, und habe so wenig Hoffnung, daß er auch für den werden könne, wider den er gerichtet ist, daß ich diese Hoffnung kaum in einen Wunsch zu verwandeln wage.

Ueber eine Stelle nämlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich sie mit Ueberlegung und in guter Meinung geschrieben habe, hat der Herr Pastor Goeze in Hamburg Erinnerungen gemacht und in zweierlei Zeitungen abdrucken lassen, die mich lieber als Gegner der christlichen Religion brandmarkten.

Ich mag die Stelle, so wie ich sie geschrieben habe, hier nicht wiederholen. Und das um so viel weniger, da ich den einzelnen Sätzen derselben, die ich wie lauter Axiome dahin gepflanzt haben soll, eine etwas andere Ordnung geben will. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein mein Gegner mich besser verstehen lernt, besonders wenn er findet, daß seine eigenen Einwendungen mir behülflich gewesen, mich besser zu erklären. Vielleicht,

daß durch diese kleine Veränderung allein meine Sätze vollends werden, was sie noch nicht waren. Denn wer weiß nicht, daß Axiomata Sätze sind, deren Worte man nur gehörig verstehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?

Gleich Anfangs stutzt der Herr Pastor gewaltig, daß mir weder die bisherigen Bestreitungen, noch die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion so ganz gefallen. Er stutzt; aber wenn ich ihn nur bewegen kann, das Ding, welches ihn so scheu macht, erst recht anzusehen, so soll er es beruhigt wohl hoffentlich vorbei gehen.

Wenn ich heucheln wollte, dürfte ich mich nur so erklären, daß alle Schuld meiner unbefriedigten Erwartung auf die Bestreitungen der Religion fiele. Daß diese ohne Ausnahme ganz schief und verfehlt sind, wird mir der Herr Pastor gern zugeben. Wenn ich nun sagte: „wie der Angriff, so die Vertheidigung. Was kann der Got„tesgelehrte dafür, daß man seine gute Sache auf keiner andern „Seite mit keinen bessern Waffen angreifen wollen? Wenn man die „Festungen von oben herab belagern wird, so wird man auch darauf „denken, sie von oben herein zu beschirmen."

Doch ich verachte alle Ausflüchte, verachte alles, was einer Ausflucht nur ähnlich sieht. Ich habe es gesagt, und sage es nochmals: auch an und für sich selbst sind die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion bei weitem nicht mit allen den Kenntnissen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem dem Ernste geschrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordern!

Und allerdings ist diese meine allgemeine Aeußerung aus Induction entstanden, und zwar aus einer so vollständigen, so genau erwogenen Induction, als ich in meiner Verfassung zu machen, nur im Stande gewesen.

„Nun, so führe man diese Induction erst vor unsern Augen!" ruft mein Gegner in einem schon triumphirenden Tone mir zu.

Lieber Herr Pastor, ich wünschte sehr, diese Zumuthung wäre nicht gedruckt an mich ergangen. Es ist eine wahre Kanzelzumuthung, und Sie wissen wohl, wie man einer dergleichen Zumuthung begegnet. Ebenfalls durch eine Zumuthung.

Wenn ich sage, alles Quecksilber verraucht über dem Feuer: muß

ich demjenigen zu gefallen, dem die Allgemeinheit meiner Behauptung nicht ansteht, alles Quecksilber aus der ganzen Natur zusammen bringen, und es vor seinen Augen verrauchen lassen? Ich dächte, bis ich das im Stande bin, spräche ich bloß zu ihm: „Guter Freund, „alles Quecksilber, das ich noch über Feuer brachte, das verrauchte „wirklich. Kennst du welches, das nicht verraucht, so bring es, da„mit ich es auch kennen lerne, und du sollst Dank haben.“

Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur seit diesem Jahrhunderte für die Wahrheit der christlichen Religion geschrieben worden, auf die Capelle zu bringen, welch ein Zumuthen! War es dem Hrn. Pastor doch Ernst damit, wollte er nicht bloß mich damit verhöhnen, nicht bloß sich an meiner Verlegenheit weiden, entweder zu widerrufen, oder mich einer Arbeit ohne Ende zu unterziehen: nun gut, so beweise er es durch eine Kleinigkeit. Sie soll ihm nur ein Wort kosten, diese Kleinigkeit.

Nämlich: er nenne mir nur diejenige Schrift, mit welcher ich meinen Versuch des Verrauchens zuerst machen soll. Er nenne mir sie nur, und ich bin bereit. Ist es eine, die ich schon kenne, so darf mir nicht bange seyn. Ist es eine, die ich nicht kenne, und mein Versuch schlägt fehl: desto besser. Ich nehme für eine große Belehrung eine kleine Beschämung gern vorlieb.

Nur Eins muß ich mir dabei ausbedingen. Er muß nicht thun, als ob der, welcher g e w i s s e Beweise einer Sache bezweifelt, die Sache selbst bezweifle. Der geringste Fingerzeig dahin ausgestreckt, ist Meuchelmord. Was kann ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweise zu einer Gewißheit und Evidenz erheben wollen, die sie schlechterdings nicht haben können? Was kann ich dafür, daß man die ganze Sache nicht in den bescheidenen Schranken lassen wollen, innerhalb welchen sie alle ältere Theologen gesichert genug hielten? Oder ist dem Hrn. Pastor die Geschichte der Dogmatik so wenig bekannt, daß er von diesen Veränderungen nichts weiß? Wie kömmt er, und Er insbesondere dazu, sich gegen einen Mann zu erklären, der nur mit diesen Veränderungen unzufrieden ist? Er ist ja sonst kein Freund von theologischen Neuerungen. Warum will er nur diese gegen mich in Schutz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologischen

Schulsprache ausgedrückt habe, die ihm geläufig ist? Ich bin Liebhaber der Theologie, und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewisses System schwören müssen. Mich verbindet nichts, eine andere Sprache, als die meinige zu reden. Ich bedauere alle ehrliche Männer, die nicht so glücklich sind, dieses von sich sagen zu können. Aber diese ehrlichen Männer müssen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem sie an die Krippe gebunden sind. Sonst hört mein Bedauern auf, und ich kann nichts als sie verachten.

So viel von dem Grausale, der dem Hrn. Pastor gleich am Eingange des Wegs aufstieß. Nun von der Stelle selbst, die ich, wie gesagt, nicht ganz in der nämlichen Ordnung, aber doch in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne, gegen die Mißdeutungen des Hrn. Pastors zu retten mich gezwungen sehe. Die logische Ordnung unserer Gedanken ist nicht immer die, in welcher wir sie andern mittheilen. Aber sie ist die, welche vor allen Dingen der Gegner aufsuchen muß, wenn sein Angriff nach der Billigkeit seyn soll. Und so hätte der Hr. Pastor mit dem 3ten meiner Sätze anfangen müssen, wie folgt.

I. (3)

Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört.

Dieses geschrieben zu haben, darf mich nicht reuen. Aber darauf geantwortet haben, wie der Hr. Pastor Goeze darauf antwortet, möchte ich um alles in der Welt nicht.

„In diesem Satze, antwortet er, liegen zwei Sätze. Einmal: „die Bibel enthält das, was zur Religion gehört. Zweitens: die „Bibel enthält mehr, als zur Religion gehört. In dem ersten Satze „räumt der Herr H. das ein, was er in dem vorhergehenden ge„läugnet hat. Enthält die Bibel das, was zur Religion gehört, so „enthält sie die Religion objective selbst."

Ich erschrecke! Ich soll geläugnet haben, daß die Bibel die Religion enthalte? Ich? Wo das? Gleich in dem Vorhergehenden? Doch wohl nicht damit, daß ich gesagt habe: die Bibel ist nicht die Religion? damit?

Lieber Herr Pastor, wenn Sie mit allen Ihren Gegnern so zu Werke gegangen sind! Ist denn seyn und enthalten einerlei? Sind es denn ganz identische Sätze: die Bibel enthält die Religion, und die Bibel ist die Religion? Man wird mir doch nimmermehr in Hamburg den ganzen Unterschied zwischen Brutto und Netto wollen streitig machen? Da, wo so viele Waaren ihre bestimmte Tara haben, wollte man mir auf die heilige Schrift, auf eine so kostbare Waare, nicht auch eine kleine Tara gut thun? — Nun, nun, der Hr. Pastor ist auch wirklich so unkaufmännisch nicht. Denn er fährt fort:

„Der zweite Satz kann zugegeben werden, wenn man einen Un„terschied macht zwischen dem, was wesentlich zur Religion gehört „und zwischen dem, was zur Erläuterung und Bestätigung der Haupt„sätze, welche eigentlich das Wesen der Religion ausmachen, gehört."

Gut! also handeln wir doch schon um das Brutto. Und wie wenn auch ganz unnöthige Emballage darunter wäre? — Wie wenn auch nicht Weniges in der Bibel vorkäme, das schlechterdings weder zur Erläuterung noch zur Bestätigung auch des allergeringsten Satzes der Religion, diene? Was andere auch gute lutherische Theologen von ganzen Schriften der Bibel behauptet haben, darf ich doch wohl von einzelnen Nachrichten in dieser und jener Schrift behaupten? Wenigstens muß man ein Rabbi oder ein Homilet seyn, um nur eine Möglichkeit oder ein Wortspiel auszugrübeln, wodurch die Hajiemim des Ana, die Crethi und Plethi des David, der Mantel, den Paulus zu Troas vergaß, und hundert andere solche Dinge, in einige Beziehung auf die Religion können gebracht werden.

Also der Satz: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehört, ist ohne Einschränkung wahr. Auch kann er durch seinen gehörigen Gebrauch der Religion unendlich vortheilhafter, als durch seinen Mißbrauch ihr schädlich werden. Mißbrauch ist von allen Dingen zu besorgen; und ich hätte nichts dagegen, daß man sich im Voraus darwider deckt. Nur hätte das auf eine passendere Art geschehen müssen, als es in folgendem Zusatze des Hrn. Pastors geschehen ist.

„Soll aber dieser Satz der Bibel zum Nachtheil gereichen, so ist

„er völlig unkräftig, eben so unkräftig, als wenn ich sagen wollte: „Wolfs System der Mathematik enthält Scholia und diese verringern „den Werth desselben.“

Wie gesagt, bei mir soll dieser Satz der Bibel zu keinem Nachtheil gereichen. Er soll sie vielmehr mit Eins unzähligen Einwürfen und Spöttereien entziehen, und in die aufgegebenen Rechte alter Urkunden wieder einsetzen, denen man Ehrerbietung und Schonung schuldig ist.

Mit Ihrem Exempel hiernächst, Herr Pastor, bin ich mehr zufrieden, als Sie glauben. Freilich verringern die Scholia in Wolfs Elementen der Mathematik nicht den Werth derselben. Aber sie machen doch, daß nun nicht alles darin demonstrirt ist. Oder glauben Sie, daß die Scholia eben so gewiß seyn müssen, als die Theoremata? Nicht zwar, als ob nicht auch Scholien demonstrirt werden könnten, sondern sie brauchen es hier nur nicht. Es hieße die Demonstration verschwenden, wenn man alle die Kleinigkeiten damit versehen wollte, die man in ein Scholion bringen und auch nicht bringen kann. — Eine ähnliche Verschwendung der Inspiration ist von eben so wenig Nutzen, aber von unendlich mehr Aergerniß.

II. (4)

Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehrern gleich unfehlbar sey.

Nicht? Sondern was denn? Unwidersprechliche Wahrheit. Unwidersprechlich? dem so oft widersprochen worden! dem noch jetzt so viele widersprechen! So viele, die auch Christen seyn wollen, und Christen sind. Freilich nicht wittenbergisch-lutherische Christen, freilich nicht Christen von Calovs Gnaden. Aber doch Christen, und selbst lutherische Christen, von Gottes Gnaden.

Wenn indeß Calov und Goeze doch Recht hätten! Letzterer führt wenigstens ein so treffliches Dilemma an. „Entweder, sagt er, dieses „Mehrere ist von Gott eingegeben, wenigstens gebilligt, oder nicht. „Ist das erste, so ist es eben so unfehlbar, wie das Wesentliche. „Nimmt man aber das letzte an, so verliert das erste auch seine Zuverlässigkeit.“

Wenn dieses Dilemma richtig ist, so muß es auch gelten, wenn ich anstatt des Mehreren irgend ein ander Subject setze, von welchem das nämliche doppelte Prädicat zu gelten scheint. Z. E. „Das „moralisch Böse ist entweder durch Gott geworden, wenigstens „von ihm gebilligt, oder nicht. Ist das erste, so ist es eben so gött„lich, und also eben so gut, als das Gute. Nimmt man aber das „letzte an, so können wir auch nicht wissen, ob Gott das Gute er„schaffen und gebilligt habe. Denn Böses ist nie ohne Gutes, und „Gutes nie ohne Böses."

Was denkt mein Leser? Wollen wir beide Dilemmata behalten? oder beide verwerfen? Ich bin zu dem letzten entschlossen. Denn wie? wenn sich Gott bei seiner Inspiration gegen die menschlichen Zusätze, die selbst durch die Inspiration möglich wurden, eben so verhalten hätte, wie bei seiner Schöpfung gegen das moralisch Böse? Wie? wenn er, nachdem das eine und das andere Wunder einmal geschehen war, das, was diese Wunder hervorgebracht hatten, seinem natürlichen Laufe überlassen hätte? Was schadet es, daß in diesem Falle die Gränzen zwischen menschlichen Zusätzen und geoffenbarten Wahrheiten so genau nicht mehr zu bestimmen wären? Ist doch die Gränzscheidung zwischen dem moralisch Bösen und dem moralisch Guten eben so unbestimmbar. Haben wir aber darum gar kein Gefühl vom Guten und Bösen? Würden sich deßwegen gar keine geoffenbarte Wahrheiten von menschlichen Zusätzen unterscheiden? Hat denn eine geoffenbarte Wahrheit gar keine innere Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Ursprung an ihr und in ihr keine Spur zurückgelassen, als die historische Wahrheit, die sie mit so vielen Fratzen gemein hat?

Also gegen den Schluß des Hrn. Pastors hätte ich das, und sonst noch manches einzuwenden. Aber er will auch nicht sowohl durch Schlüsse beweisen, als durch Gleichnisse und Schriftstellen.

Und diese letztern, die Schriftstellen, werden doch wohl unwidersprechlich seyn? Wenn sie das doch wären! Wie gern wollte ich den ewigen Zirkel vergessen, nach welchem die Unfehlbarkeit eines Buches aus einer Stelle des nämlichen Buches, und die Unfehlbarkeit der Stelle aus der Unfehlbarkeit des Buches bewiesen wird! Aber auch

die sind so wenig unwidersprechlich, daß ich denken muß, der Herr Pastor hat nur gerade die allerzweifelhaftesten für mich aufgesucht, um die triftigern auf eine bessere Gelegenheit zu versparen.

Wenn Christus von der Schrift sagt, sie zeuge von ihm: hat er damit sagen wollen, daß sie nur von ihm zeuge? Wie liegt in diesen Worten die Homogenität aller biblischen Bücher, sowohl in Ansehung ihres Inhalts, als ihrer Eingebung? Könnte die Schrift nicht eben so wohl von Christo zeugen, wenn auch nur das eingegeben wäre, was sich darin als ausdrückliche Worte Gottes oder der Propheten auszeichnet?

Und die πασα γραφη des Paulus! — Ich brauche den Hrn. Pastor nicht zu erinnern, wem er erst über die wahre Erklärung dieser Stelle genug thun muß, ehe er fortfährt, sich ihrer so geradehin zu bedienen. Eine andere Construction giebt den Worten des Paulus einen so andern Sinn, und diese Construction ist eben so grammatisch, mit dem Zusammenhange eben so übereinstimmend, hat eben so viele alte und neue Gottesgelehrten für sich, als die in den gemeinsten lutherischen Dogmatiken gebilligte Construction, daß ich gar nicht einsehe, warum es schlechterdings bei dieser bleiben soll? Luther selbst hat in seiner Uebersetzung nicht sowohl diese, als jene befolgt? Er hat kein και gelesen, und schlimm genug, wenn durch diese Variante, so wie man dieses και mitnimmt oder wegläßt, die Hauptstelle von dem principio cognoscendi der ganzen Theologie so äußerst schwankend wird.

Endlich das feste prophetische Wort! — Woher der Beweis, daß unter dem prophetischen Worte auch alle historischen Worte verstanden werden? Woher? Die historischen Worte sind das Vehiculum des prophetischen Wortes. Ein Vehiculum aber soll und darf die Kraft und Natur der Arznei nicht haben. Was hat der Hr. Pastor an dieser Vorstellung auszusetzen? Daß es nicht seine, nicht seine wittenbergische Vorstellung ist, das weiß ich. Wenn aber nur das Deutschland durch zwei Zeitungen erfahren sollen, warum hat er sich und mir die Sache nicht noch leichter gemacht? Warum hat er nicht kurz und gut in Bausch und Bogen erklärt, daß meine ganze Stelle den Compendien der wittenbergischen Orthodoxie platter-

dings widerspreche? Zugegeben, und herzlich gern! hätte ich sodann eben so kurz antworten können.

III. (1)

Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion.

Wenn es wahr ist, daß die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehört: wer kann mir wehren, daß ich sie, in so fern sie beides enthält, in so fern sie ein bloßes Buch ist, den Buchstaben nenne, und dem bessern Theile derselben, der Religion ist, oder sich auf Religion bezieht, den Namen des Geistes beilege?

Zu dieser Benennung ist derjenige sogar berechtigt, der das innere Zeugniß des heiligen Geistes annimmt. Denn da dieses Zeugniß sich doch nur bei denjenigen Büchern und Stellen der Schrift mehr oder weniger äußern kann, welche auf unsere geistliche Besserung mehr oder weniger abzwecken: was ist billiger, als nur solcherlei Bücher und Stellen der Bibel den Geist der Bibel zu nennen? Ich denke sogar, es streife ein wenig an Gotteslästerung, wenn man behaupten wollte, daß die Kraft des heiligen Geistes sich eben so wohl an dem Geschlechtsregister der Nachkommen des Esau beim Moses, als an der Bergpredigt Jesu beim Matthäus wirklich erzeigen können.

Im Grunde ist dieser Unterschied zwischen dem Buchstaben und dem Geiste der Bibel der nämliche, welchen andere auch gute lutherische Theologen schon längst zwischen der heil. Schrift und dem Worte Gottes gemacht haben. Warum hat Hr. Pastor Goeze nicht erst mit diesen angebunden, ehe er einem armen Laien ein Verbrechen daraus macht, in ihre Fußstapfen zu treten?

IV. (2)

Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Ganz gewiß hat eine Folge die Natur des Grundsatzes, aus welchem sie hergeleitet wird. Jener ist theils zugegeben, theils erwiesen.

Sind Einwürfe gegen zufällige Erläuterungen der Hauptsätze der christlichen Religion keine Einwürfe gegen die Hauptsätze selbst, so können noch weniger Einwürfe gegen biblische Dinge, die auch nicht einmal zufällige Erläuterungen der Religion sind, Einwürfe gegen die Religion seyn.

Ich brauche also hier nur noch auf die Instanz des Herrn Pastors zu antworten. Freilich, wenn eine Landesverfassung gerade nicht weniger und nicht mehr enthält, als die Landesordnung, so hat derjenige Unterthan, der muthwillige Einwürfe gegen die Landesverfassung macht, auch die Landesordnung muthwillig angegriffen. Aber wozu wären denn sodann ganz verschiedene Benennungen? Warum hieße nicht das Eine sowohl als das Andere Landesordnung oder Landesverfassung? Daß das Eine anders heißt, als das Andere, ist ja ein offenbarer Beweis, daß das Eine auch etwas anders ist, als das Andere. Denn vollkommene Synonyma giebt es nicht. Ist aber das Eine etwas anders, als das Andere, so ist es ja nicht wahr, daß das Eine bestreiten nothwendig auch das Andere bestreiten heißen muß. Denn der Umstand, welcher die zweifache Benennung veranlaßt hat, sey noch so klein, so kann der Einwurf auch doch nur diesen kleinen Anstand betreffen, und das, was der Herr Pastor so spöttisch Antithese nennt, ist völlige Rechtfertigung. Ich will mich an einem Exempel erklären, das ihm ganz nahe ist. Die Sammlung Hamburgischer Gesetze des Herrn Syndicus Klefeker (wenn sie fertig geworden, was ich jetzt nicht weiß,) enthält doch wohl die vollständigste und zuverlässigste Verfassung der Stadt Hamburg? könnte doch wohl auch diesen Titel führen? Wenn sie ihn nun führte, könnte ich keinen Einwurf gegen dieses Werk machen, ohne mich der Autorität der Hamburgischen Gesetze selbst entgegen zu stellen? Könnte mein Einwurf nicht die historischen Einleitungen betreffen, die Herr Klefeker einer jeden Classe von Gesetzen vorausgeschickt hat? Oder haben diese historischen Einleitungen dadurch die Kraft der Gesetze erhalten, weil sie mit den Gesetzen in Einem Bande abgedruckt worden? Woher weiß der Herr Pastor, daß die historischen Bücher der Bibel nicht ungefähr solche Einleitungen seyn sollen? welche Bücher Gott eben so wenig einzugeben oder auch nur zu genehmigen brauchte, als Bürger-

schaft und Rath nöthig hatten, diese Einleitungen in ihren besondern Schutz zu nehmen. Genug, daß Klefekern alle Archive der Stadt offen stunden! Hat er sie nicht sorgfältig genug gebraucht, so brauche sie ein anderer besser, und damit gut. Vielmehr wäre es ein ärgerlicher Mißbrauch, eine unnütze Verschleuderung der gesetzgebenden Macht, wenn man ihr Ansehen an zwei so verschiedene Dinge so ganz gleich hätte vertheilen wollen, an die Gesetze und an die Geschichte der Gesetze.

V. (5)

Auch war die Religion, ehe eine Bibel war.

Hierwider sagt der Herr Pastor: „Aber doch nicht, ehe eine Offenbarung war.“ — Was er damit will, ist mir ganz unbegreiflich. Freilich kann eine geoffenbarte Religion nicht eher seyn, als sie geoffenbart worden. Aber sie kann doch eher seyn, als sie niedergeschrieben worden. Davon ist ja nur die Rede. Ich will ja nur sagen: die Religion war, ehe das geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch von der Bibel gab, die jetzt sie selbst seyn soll. Was soll nun die windschiefe Frage, die mich in meinen eigenen Gedanken irre machen könnte? — Mehr weiß ich hierauf nicht zu erwidern.

VI. (6)

Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb; und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam.

„Alles dieses, sagt der Herr Pastor, kann ich dem Herausgeber einräumen.“ — Kann? warum denn nur kann? — Muß mir der Herr Pastor einräumen.

Muß er mir das aber einräumen, so räumt er mir ja auch zugleich ein, daß das mündlich geoffenbarte Christenthum weit früher gewesen, als das aufgeschriebene, daß es sich erhalten und ausbreiten können, ohne aufgeschrieben zu seyn. Mehr will ich ja nicht, und ich weiß wiederum gar nicht, warum er mir auch hier die Frage

entgegen setzt: „War denn das Christenthum schon, ehe Christus und die Apostel geprediget hatten?“

Diese Frage soll diesen Satz zu seiner Absicht unbrauchbar machen, welche Absicht der folgende Satz enthält. Da wollen wir sehen.

Hier möchte ich vorläufig nur auch gern eine Frage oder zwei thun, bloß um mich zu belehren, bloß den ganzen Sinn des Herrn Pastors zu fassen. — „Wenn, so lange Christus und die Apostel pre„digten, so lange die außerordentlichen Gaben des heil. Geistes in den „Gemeinen wirksam waren, die Fortpflanzung der christlichen Religion „durch mündlichen Unterricht besser zu erhalten war, als durch „Schriften:“ fing der Gebrauch der Schriften erst an, als jene außerordentlichen Gaben aufhörten, oder fing er früher an? Fing er früher an, und ist es unläugbar, daß diese Gaben nicht zugleich mit den Aposteln aufhörten, sondern noch Jahrhunderte fortdauerten: entlehnten in diesem Zeitraume die Gaben den Beweis von den Schriften, oder die Schriften von den Gaben? Jenes hat keinen Verstand; und war dieses: sind wir nicht sehr übel daran, daß die nämlichen Schriften, welche die ersten Christen auf den Beweis der Gaben glaubten, wir ohne diesen Beweis glauben müssen? Fing hingegen der Gebrauch der Schriften nicht eher an, als die Wundergaben aufhörten: woher nehmen wir den Beweis, daß die Schriften in die Stelle der Wundergaben nicht sowohl getreten, als treten sollen?

Und doch erhellet aus der Geschichte, daß dieses allerdings der Fall ist. Allerdings ist zu erweisen, daß so lange die Wundergaben, und besonders die unmittelbare Erleuchtung der Bischöfe, Statt hatten, man aus dem geschriebenen Worte weit weniger machte. Es war ein Verbrechen sogar, dem Bischofe nicht anders, als auf das geschriebene Wort glauben zu wollen. Und das nicht ohne Grund. Denn die *ἐμφυτος δωρεα της διδαχης*, die in den Bischöfen war, war eben dieselbe, welche in den Aposteln gewesen war, und wenn Bischöfe das geschriebene Wort anführten, so führten sie es freilich zur Bestätigung ihrer Meinung, aber nicht als die Quelle ihrer Meinung an.

Dieses bringt mich nahe zu der Absicht wieder zurück, in welcher ich den Satz, bei welchem wir halten, und den nächstvorhergehenden, vorausgeschickt habe. Zu der Folge nämlich:

VII. (7)

Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhangen: sie kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der christlichen Religion auf ihnen beruhen.

D. i. wenn es wahr ist, daß die Religion des Alten und Neuen Testaments eine geraume Zeit schon geoffenbart war, ehe das geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde, und eine noch geraumere Zeit bestand, ehe alle die Bücher fertig wurden, die wir jetzt zum Kanon des Alten und Neuen Testaments rechnen, so muß sie ja wohl ohne diese Bücher sich denken lassen. Ohne diese Bücher, sage ich. Ich sage nicht, ohne den Inhalt dieser Bücher. Wer mich dieses statt jenem sagen läßt, läßt mich Unsinn sagen, um das große heilige Verdienst zu haben, Unsinn zu widerlegen. Nochmals und nochmals: ohne diese Bücher. Auch hat, so viel ich weiß, noch kein Orthodox behauptet, daß die Religion in einem dieser Bücher zuerst, durch eines dieser Bücher ursprünglich geoffenbart worden, und so wie die übrigen dazu gekommen, allmählig mit angewachsen sey. Vielmehr gestehen es gelehrte und denkende Theologen einmüthig, daß in diesen Büchern bloß gelegentlich, bald mehr, bald weniger, davon aufbehalten worden. — Dieses Mehrere oder Wenigere wäre schon wahr gewesen, ehe es gelegentlich schriftlich aufbehalten wurde, und sollte jetzt für uns nur wahr seyn, weil es schriftlich aufbehalten worden?

Hier sucht sich zwar der Herr Pastor mit einer Unterscheidung zu helfen; ein anderes, will er, sey die Wahrheit der Religion, und ein anderes, unsere Ueberzeugung von dieser Wahrheit. „Die Wahrheit „der christlichen Religion, sagt er, beruht allerdings auf sich selbst; „sie besteht auf ihrer Uebereinstimmung mit den Eigenschaften und dem „Willen Gottes, und auf der historischen Gewißheit der Factorum, „auf welche ihre Lehrsätze sich zum Theil gründen. Allein unsere „Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion beruht doch „lediglich und allein auf diesen Schriften.“ Aber, wenn ich diese Worte recht verstehe, so sagt der Herr Pastor entweder etwas sehr Unphilosophisches, oder er schlägt sich selbst, und ist völlig meiner Meinung. Vielleicht auch, daß er sich so unphilosophisch ausdrücken mußte, um

nicht gar zu deutlich meiner Meinung zu scheinen. Denn man überlege doch nur! Wenn die Wahrheit der christlichen Religion theils — (dieses theils hat er freilich nicht buchstäblich hingeschrieben, aber sein Sinn erfordert es doch nothwendig) — wenn sie, sage ich, theils auf sich selbst, d. i. auf ihrer Uebereinstimmung mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes, theils auf der historischen Gewißheit der Factorum beruht, auf die sich einige ihrer Lehrsätze gründen: entspringt nicht aus diesem doppelten Grunde auch eine doppelte Ueberzeugung? Hat nicht jeder einzelne Grund seine Ueberzeugung für sich? Was braucht einer von beiden die Ueberzeugung des andern zu entlehnen? Ist es nicht fauler Leichtsinn, dem einen die Ueberzeugung des andern zu gute kommen zu lassen? Ist es nicht leichtsinnige Faulheit, die Ueberzeugung des einen auf beide erstrecken zu wollen? Warum soll ich Dinge, die ich deßwegen für wahr halten muß, weil sie mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes übereinstimmen, nur deßwegen glauben, weil andere Dinge, die irgend einmal in Zeit und Raum mit ihnen verbunden gewesen, historisch erwiesen sind?

Es sey immerhin wahr, daß die biblischen Bücher alle die Facta erweisen, worauf sich die christlichen Lehrsätze zum Theil gründen; Facta erweisen, das können Bücher, und warum sollten es diese nicht können? Genug, daß die christlichen Lehrsätze sich nicht alle auf Facta gründen. Die übrigen gründen sich, wie zugegeben, auf ihre innere Wahrheit; und wie kann die innere Wahrheit irgend eines Satzes von dem Ansehen des Buches abhangen, in dem sie vorgetragen worden? Das ist offenbarer Widerspruch.

Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Herr Pastor mit einer Zuversicht thut, als ob nur Eine Antwort darauf möglich wäre. „Würde, fragt er, wenn die neutestamentlichen „Bücher nicht geschrieben und bis auf uns gekommen wären, wohl „eine Spur von dem, was Christus gethan und gelehrt hat, in der „Welt übrig geblieben seyn?" — Gott behüte mich, jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese Frage so gerade zu mit Nein zu beantworten wagte! Nein, dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn mir es ein Engel vom Himmel vorsagte. Geschweige, da mir es nur ein lutherischer Pastor in den Mund legen will. — Alles,

was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann: und nur deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlst, wenn sie auch nur wären gepredigt worden, sollten nichts, gar nichts gewirkt haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst, in todte Buchstaben verwandelt, Worte des Lebens geworden seyn? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern? Ist mündliche Ueberlieferung nichts? Und wenn mündliche Ueberlieferung tausend vorsetzlichen und unvorsetzlichen Verfälschungen unterworfen ist: sind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeußerung seiner unmittelbaren Gewalt nicht eben sowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälschungen bewahren können, als wir sagen, daß er die Bücher bewahrt hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes seyn will, und so keck vorgiebt, daß du deine Absicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen lassen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der außer diesem einzigen Wege, den er sieht, alle andere Wege, weil er sie nicht sieht, platterdings läugnet! — Laß mich gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde! —

Wie viel kleine Nachrichten und Begriffe sind nicht auch wirklich durch bloße mündliche Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt worden, ohne deren Hülfe wir schwerlich wohl die Schriften des N. T. vollkommen so verstehen und auslegen würden, als wir mit ihrer Hülfe thun? Dieses gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingestehen, sondern auch von den Protestanten, ob deren es schon wenige zugeben.

Das apostolische Glaubensbekenntniß ist offenbar mehr aus einem mündlich überlieferten Lehrbegriffe entstanden, als unmittelbar aus der Schrift gezogen worden. Wäre es dieses, so würde es gewiß, theils vollständiger, theils bestimmter seyn. Daß es dieses nicht ist, läßt sich weniger aus der Muthmaßung erklären, daß es nur ein Formular für Täuflinge seyn sollen, als daher, daß es den mündlich überlieferten Glauben enthält, der zur Zeit seiner Abfassung, als

man die Bücher des Neuen Testaments so sorgfältig noch nicht durchsiebt hatte, auch den Grund noch nicht erkannte, sie so sorgfältig durchsieben zu müssen, gänge und gäbe war.

Doch wo gerathe ich hin? — Wohin der Hr. Pastor mir leichter ein Kreuz nachschlagen kann, mir lieber einen Fluch nachrufen wird als mir folgen. — Also zurück und weiter.

VIII. (8)

War ein Zeitraum, in welchem sie (die christliche Religion) bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist: so muß es auch möglich seyn, daß alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestünde.

Es ist nicht spöttische Parodie, es ist mein herzlicher Ernst, wenn ich zum Theil die Worte des Hrn. Pastors gegen ihn selbst kehre und sage: „Bei aller Achtung, welche ich für die sonstige Geschicklichkeit „und Verdienste des Hrn. Pastors um die theologische Literatur habe, „kann ich mich doch nicht entbrechen, das, was er gegen diesen Satz „erinnert, entweder für höchst gefährliche Heterodoxie, oder für höchst „hämische Verleumdung zu erklären." — Er wähle! Auch steht ihm beides zu Diensten.

Zuerst also: seine Erinnerungen von Seiten der Verleumdung. — Ein handgreifliches Sophisma! ruft er. Ei! Aber doch wohl nicht nur für einen Mann, an dem die Hand verständiger und rechtgläubiger ist, als der Kopf? „Denn, sagt er, man setze nur für die „Worte: in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus „dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns ge„kommen ist, diese, in welchem gleichwohl noch kein Wort „aus dem von ihr geprediget war, was bis auf uns ge„kommen ist; so wird uns die Falschheit desselben in die Augen „leuchten." — Vortrefflich! — Wo ist der Schriftsteller, dem ich nicht

ein Sophisma, dem ich nicht eine Gotteslästerung anflicken will, sobald ich ihm, statt seiner Worte, andere unterschieben darf? Andere? bloß andere? Wenn es der billige, der christliche Hr. Pastor dabei bewenden ließe! Aber er schiebt mir, statt meiner guten, statt meiner, wenn auch nicht einen wahren Sinn, doch einen Sinn habenden Worte, Worte unter, die schlechterdings gar keinen Sinn haben. Ich sage: die christliche Religion war, ehe von der christlichen Religion etwas aufgeschrieben wurde. Damit soll ich gesagt haben: die christliche Religion war, ehe die christliche Religion gepredigt, geoffenbart wurde. Das ist, ich soll gesagt haben: die christliche Religion war, ehe die christliche Religion war. Bin ich denn aus dem Tollhause entlaufen, um so etwas zu sagen? zu schreiben?

Der Hr. Pastor fährt hierauf fort, mir Dinge vorzuhalten, an denen ich nie gezweifelt habe. Und warum? wozu? Damit seine Zeitungsleser glauben sollen, ich zweifle allerdings daran? — Schön! Seiner sehr anständig!

Nur wenn er nochmals in die Frage fällt: „Woher können wir „nun die Lehren und Thaten Christi und seiner Apostel wissen?" und er sich selbst darauf antwortet: „Allein aus den Schreiben der Evan„gelisten und Apostel:" muß ich mich nochmals gegen dieses Allein verwahren. Mit dem Zusatze, daß der größere Theil der Christen ihm dieses Allein eben so wenig zugiebt. Oder sind die Katholiken keine Christen? Wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ich dächte, wie nur das gegen das Christenthum gelten kann, worauf weder Katholik noch Protestant zu antworten weiß, so müsse auch nur das zum Christenthum gehören, was dem Katholiken und Protestanten gemein ist. Wenigstens kleidet es einen Theologen, von welchem Theile er auch sey, sehr schlecht, einen Satz, von dem er weiß, daß ihn der andere Theil behauptet, in dem Munde eines Dritten, da wo dieser Dritte weder Katholik noch Protestant seyn will, als einen solchen zu verdammen, der die ganze christliche Religion schlechterdings aufhebe.

Und hier fängt sich die Heterodoxie des Hrn. Pastors an. Wie? die christliche Religion selbst würde verloren gehen, wenn es möglich wäre, daß die Schriften der Evangelisten und Apostel verloren gingen? Wie? So hat man noch keinen zuverlässigen Lehrbegriff aus diesen Schriften gezogen, der sich in andern Schriften erhalten würde? So ist derjenige, der seinen ganzen Glauben nur aus einem dergleichen Lehrbegriffe hat, kein Christ? So wird niemand gesund, als wer die Arznei mit sammt der Schachtel verschlingt? — Man gebe nur Acht, nun werde ich müssen gesagt haben, daß nicht allein die Schriften der Evangelisten und Apostel, sondern auch alles das, was jemals aus diesen Schriften gezogen worden, verloren gehen, und dennoch die christliche Religion bestehen könnte. — Nun werde ich müssen gesagt haben, daß die christliche Religion bestehen könne, obgleich die christliche Religion verloren gänge.

Und doch darf man nur auf meine Absicht zurück sehen, in welcher ich die ganze Stelle geschrieben habe, die dem Hrn. Pastor ein solches Aergerniß ist. Ich will Einwürfe gegen den minder wichtigen Theil der Bibel auf ihren wahren Belang herabsetzen. Das ist meine Absicht. Und nur in dieser Absicht sage ich, daß derjenige, dessen Herz mehr Christ ist, als der Kopf, sich ganz und gar an diese Einwürfe nicht kehre, weil er fühle, was andere sich zu denken begnügen, weil er allenfalls die ganze Bibel entbehren könnte. Er ist der zuversichtliche Sieger, der die Festungen liegen läßt und das Land einnimmt. Der Theolog ist der furchtsame Soldat, der sich an den Gränzfestungen den Kopf zerstößt, und kaum das Land darüber zu sehen bekömmt.

A propos! — Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wollte ein abgesetzter lutherischer Prediger aus der Pfalz mit seiner Familie, die aus zusammengebrachten Kindern beiderlei Geschlechts bestand, sich nach einer von den Colonien des brittischen Amerika begeben. Das Schiff, worauf er überging, scheiterte an einer kleinen unbewohnten bermudischen Insel, und von dem Schiffsvolke ersoff, außer der Familie des Predigers, fast alles. Der Prediger fand diese Insel so angenehm, so gesund, so reich an allem, was zur Unterhaltung des Lebens gehört, daß er sich gern gefallen ließ, die Tage seiner Wall-

fahrt daselbst zu beschließen. Der Sturm hatte unter andern eine kleine Kiste an das Land getrieben, in welcher bei allerlei Geräthschaft für seine Kinder auch ein Catechismus Lutheri sich befand. Es versteht sich, daß dieser Catechismus, bei gänzlichem Mangel aller andern Bücher, ein sehr kostbarer Schatz für ihn wurde. Er fuhr fort, seine Kinder daraus zu unterrichten, und starb. Die Kinder unterrichteten ihre Kinder wieder daraus, und starben. Nur erst vor zwei Jahren ward wieder einmal ein englisches Schiff, auf welchem ein hessischer Feldprediger war, an diese Insel verschlagen. Der Feldprediger, — ich könnte es aus seinen eigenen Briefen haben — ging mit einigen Matrosen, die frisches Wasser einnehmen sollten, ans Land, und erstaunte nicht wenig, sich auf einmal in einem ruhigen lachenden Thale, unter einem nackten, fröhlichen Völkchen zu finden, das Deutsch sprach, und zwar ein Deutsch, in welchem er nichts als Redensarten und Wendungen aus Luthers Catechismus zu hören glaubte. Er ward neugierig darob, und siehe! er fand, daß das Völkchen nicht allein mit Luthern sprach, sondern auch mit Luthern glaubte, und so orthodox glaubte, als nur immer ein Feldprediger. Einige Kleinigkeiten ausgenommen. Der Catechismus war, wie natürlich, in den anderthalb hundert Jahren aufgebraucht, und sie hatten nichts davon mehr übrig, als die Bretterchen des Einbandes. In diesen Bretterchen, sagten sie, steht das alles, was wir wissen. — Hat es gestanden, meine Lieben! sagte der Feldprediger. — Steht noch, steht noch! sagten sie. Wir können zwar selbst nicht lesen, wissen auch kaum, was Lesen ist, aber unsere Väter haben es ihre Väter daraus herlesen hören. Und diese haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geschnitten. Der Mann hieß Luther, und lebte kurz nach Christo.

Ehe ich weiter erzähle, Hr. Pastor, waren diese guten Leutchen wohl Christen, oder waren sie keine? Sie glaubten sehr lebhaft, daß es ein höchstes Wesen gebe, daß sie arme sündige Geschöpfe wären, daß dieses höchste Wesen dem ungeachtet durch ein anderes eben so hohes Wesen sie nach diesem Leben ewig glücklich zu machen die Anstalt getroffen. — Hr. Pastor! waren diese Leutchen Christen, oder waren sie keine?

Sie müssen nothwendig sagen: sie waren keine. Denn sie hatten

keine Bibel. — Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester! — Nein, ich erzähle Ihnen von diesem lieben, fröhlichen, glücklichen Völkchen weiter nichts.

Lieber schwatzen wir noch einen Augenblick über ein Ding, von dem es weit verzeihlicher ist, keine richtigen Begriffe zu haben. Der Hr. Pastor will beweisen, daß „überdem mein Satz der Erfahrung „und Geschichte offenbar widerspreche.“ Aber was er deßfalls anführt, ist so kahl, so obenabgeschöpft, daß er dergleichen Tiraden sich höchstens nur in seinen Texten erlauben müßte. Man höre nur. „Von „dem neunten Jahrhunderte an, sagt er, bis auf den Anfang des „fünfzehnten, war ein Zeitraum, in welchem die Schriften der Evan„gelisten und Apostel beinahe verloren gegangen waren. Wer kannte „außer wenigen Gelehrten die Bibel? Sie steckte in Handschriften und „Uebersetzung, bis auf die Erfindung der Druckerei, in den Klöstern.“ Warum sollen vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert der Abschriften des N. Testaments wenigere gewesen seyn, als vom fünften bis aufs neunte? Warum vom fünften bis aufs neunte wenigere, als vom ersten bis aufs fünfte? Gerade umgekehrt; die Codices der neutestamentlichen Schriften vermehrten sich mit der Folge der Zeit. Gerade waren dergleichen Codices im ersten und zweiten Jahrhundert am seltensten, und so selten, daß ganze große Gemeinden nur einen einzigen Codicem besaßen, den die Presbyteri der Gemeinde unter ihrem Schlosse hielten, und den auch, ohne ihre besondere Erlaubniß, niemand lesen durfte. Getraut er sich von dem Zeitraume, den er angiebt, eben das zu erweisen? Ich glaube, meines wenigen Theils, daß in diesem Zeitraume mehr Abschriften der Bibel in dem einzigen Deutschland gewesen, als in den zwei ersten Jahrhunderten in der ganzen Welt, den Grundtext des A. Testaments etwa ausgenommen. Oder will er zu verstehen geben, daß man mit dem neunten Jahrhundert angefangen habe, dem gemeinen Manne die Bibel aus den Händen zu spielen? Das muß er wohl, denn er fährt fort: „Der „große Haufe erfuhr aus derselben nichts mehr, als was ihm die „römische Klerisei davon sagte, und diese sagte ihm nichts mehr, als „was er ohne Nachtheil ihres Interesse wissen konnte. Wie war in „dieser Zeit die christliche Religion, in Absicht auf den großen Haufen,

„beschaffen? War sie mehr als ein verwandeltes Heidenthum?“ — Die strenge Wahrheit ist, daß die Bibel auch vor dem neunten Jahrhunderte nie in den Händen des gemeinen Mannes gewesen war. Der gemeine Mann hatte nie mehr daraus erfahren, als ihm die Klerisei daraus mittheilen wollen. Und so hätte sich die Religion schon weit eher verschlimmern müssen, wenn es nicht wahr wäre, daß sie sich auch ohne unmittelbaren Gebrauch der Bibel erhalten könnte. Cui **assentiunt**, möchte ich aus dem Irenäus hinzusetzen, multæ gentes **barbarorum**, eorum qui in Christum credunt sine charta et **atramento** scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis **salutem**. Endlich, wenn die christliche Religion vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert nur daher so verfiel, weil die Schrift beinahe verloren war: warum hätte sie sich denn nicht allgemeiner wieder aufgerichtet, seitdem die Schrift durch die Druckerei gleichsam wiedergefunden worden? Hat denn die römische Kirche seitdem nur eine einzige ihrer alten Lehren fahren lassen? Giebt es nicht Middletone, die sie noch jetzt für nichts besseres, als für ein abgeändertes Heidenthum halten? Ich bin gewiß, der Hr. Pastor ist dieser erbaulichen Meinung sogar selbst. — Aber die Reformation doch? diese haben wir doch wohl ganz dem ungehindertern häufigern Gebrauch der Bibel zu danken? — Auch das ist so ungezweifelt nicht. Denn die Reformation kam weniger dadurch zu Stande, daß man die Bibel besser zu brauchen anfing, als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen aufhörte. Auch haben wir dem ungehindertern häufigern Gebrauche der Bibel eben so wohl den Socinianismus zu danken, als die Reformation.

So wenigstens denke ich; unbekümmert, wie sehr sich der Hr. Pastor darüber wundert. Ich wundere mich nicht einmal, daß er sich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nämlichen Verhältnisse, daß er sich wundert, und ich mich nicht.

IX. (9)

Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist.

Jede scharfsinnige Unterscheidung läßt sich von einem, der seiner Sprache nur ein wenig mächtig ist, in eine Antithese bringen. Weil nun aber freilich nicht jede Antithese auf einer scharfsinnigen Unterscheidung beruht, weil oft nur ein bloßes Wetterleuchten des Witzes ist, was ein zerschmetternder Strahl des Scharfsinns seyn sollte, zumal bei den lieben Dichtern, so ist der Name Antithese ein wenig verdächtig geworden. Das kömmt nun den Herren sehr gut zu Passe, die, ich weiß nicht, welchen natürlichen Widerwillen gegen allen Scharfsinn haben, besonders, wenn er sich nicht in ihre Alltagsworte kleidet. Sie schreien: Antithese! Antithese! Und damit haben sie alles widerlegt.

Auch diese Antithese sagt nichts! sagt der vielsagende Hr. Pastor. „Denn sind die Evangelisten und Apostel Männer, welche geredet und „geschrieben haben, getrieben durch den heil. Geist, so ist die christ„liche Religion wahr, weil die Evangelisten und Apostel, oder eigent„lich weil Gott selbst sie gelehrt hat. Der zweite Satz steht bloß „müßig da.“

Nun denn! so muß ich schon das Maaß meiner Sünden häufen, und eine Antithese mit einer andern Antithese unterstützen. Auch das, was Gott lehrt, ist nicht wahr, weil es Gott lehren will, sondern Gott lehrt es, weil es wahr ist.

Steht der zweite Satz hier auch müßig? — Ja, wenn wir nicht wüßten, was diese Herren sich für einen schönen Begriff von dem Willen Gottes machten! Wenn wir nicht wüßten, daß, nach ihrem Sinne, Gott etwas wollen könne, bloß weil er es wolle. Und auch das ließe sich in gewissem Verstande von Gott noch sagen, so daß ich kaum weiß, wie ich ihren Unsinn in Worte fassen soll.

X. (10)

Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Das erste Wort, was der Hr. Pastor hierauf erwiedert, ist: Gut! und so freute ich mich schon. Doch er läßt auf dieses Gut ein Aber

folgen, und das sonderbarste Aber von der Welt. Sogleich ist nichts mehr gut, auch das nicht, was wir oben aus seinem eigenen Munde haben.

Oben (VII. 7.) hatte er selbst uns belehrt, daß die innere Wahrheit der christlichen Religion auf der Uebereinstimmung mit den Eigenschaften Gottes beruhe; und nun weiß er auf einmal von dieser innern Wahrheit kein Wort mehr, sondern setzt die hermeneutische Wahrheit entweder lediglich an ihre Stelle, oder erklärt doch wenigstens die hermeneutische Wahrheit für die einzige Probe der innern. Als ob die innere Wahrheit eine Probe noch brauchte! Als ob nicht vielmehr die innere Wahrheit die Probe der hermeneutischen seyn müßte!

Man höre nur. Ich will des Hrn. Pastors vermeinte Widerlegung und meine Antwort in eine Art von Dialog bringen, welcher der Kanzeldialog heißen könnte. Nämlich: ich unterbreche den Hrn. Pastor, aber der Hr. Pastor hält sich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne sich zu bekümmern, ob unsere Worte zusammen klappen, oder nicht. Er ist aufgezogen, und muß ablaufen. Also: Ein Dialog und kein Dialog.

Er. „Gut; aber derjenige, der mir die schriftlichen Ueberlieferungen aus ihrer innern Wahrheit erklären will, muß mich vorher „überzeugen, daß er selbst von der innern Wahrheit derselben eine „richtige und gegründete Vorstellung habe," —

Ich. Vorher? Warum vorher? Indem er das eine thut, thut er ja auch das andere. Indem er mir die innere Wahrheit eines geoffenbarten Satzes erklärt (ich sage erklärt, nicht bloß erklären will), beweist er ja wohl genugsam, daß er selbst von dieser innern Wahrheit eine richtige Vorstellung habe.

Er. — „und daß er sich nicht selbst ein Bild davon mache, das „seinen Absichten gemäß ist."

Ich. Wenn seine Absichten keine innere Güte haben, so können die Religionssätze, die er mir beibringen will, auch keine innere Wahrheit haben. Die innere Wahrheit ist keine wächserne Nase, die sich jeder Schelm nach seinem Gesichte bossiren kann, wie er will.

Er. „Woher aber will er die Erkenntniß der innern Wahrheit „der christlichen Religion nehmen," —

Ich. Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr selbst. Deßwegen heißt sie ja die **innere** Wahrheit; die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von außen bedarf.

Er. — „als aus den schriftlichen Ueberlieferungen, oder aus den „Schriften der Evangelisten und Apostel," —

Ich. Was müssen wir aus diesen nehmen? Die innere Wahrheit? oder unsere erste historische Kenntniß dieser Wahrheit? Jenes wäre eben so seltsam, als wenn ich ein geometrisches Theorem nicht wegen seiner Demonstration, sondern deßwegen für wahr halten müßte, weil es im Euclides steht. Daß es im Euclides steht, kann gegründetes Vorurtheil für seine Wahrheit seyn; so viel man will. Aber ein anderes ist die Wahrheit aus Vorurtheil glauben; und ein anderes, sie um ihrer selbst willen glauben. Beides kann vielleicht in der Anwendung auf das Nämliche hinaus führen, aber ist es darum das Nämliche? — Also ist es bloß die historische Kenntniß der innern Wahrheit, die wir einzig und allein aus den Schriften der Evangelisten und Apostel sollen schöpfen können? Aber der größere Theil der Christen versichert, daß es noch eine andere Quelle dieser historischen Kenntniß gebe: nämlich die mündliche Ueberlieferung der Kirche. Und allerdings ist es unwidersprechlich, daß die mündliche Ueberlieferung einmal die einzige Quelle derselben gewesen, und daß sich schlechterdings keine Zeit angeben läßt, wenn sie nicht bloß zur zweiten Quelle geworden, sondern ganz und gar Quelle zu seyn aufgehört habe. Doch dem sey, wie ihm wolle. Ich will hier nur Protestant seyn; die neutestamentlichen Schriften mögen die einzige Quelle unserer historischen Kenntniß der Religion immerhin seyn. Hat sich die erste einzige Quelle seit siebzehnhundert Jahren nie ergossen? Ist sie nie in andere Schriften übergetreten? Nie und nirgends in ihrer ursprünglichen Lauterkeit und Heilsamkeit in andere Schriften übergetreten? müssen schlechterdings alle Christen aus ihr selbst schöpfen? Darf sich schlechterdings kein Christ an den nähern zugänglichern Tiefen begnügen, in welche sie übergetreten ist? Das, das ist ja nur hier die Frage. — Darf er: warum könnten die Schriften der Evangelisten und Apostel nicht ohne seinen Nachtheil verloren seyn? verloren gehen? Warum dürfte er sie nicht als verloren gegangen ansehen, so oft man

ihm mit Einwürfen gegen Stellen derselben zusetzt, die in dem Wesen seiner Religion nichts verändern? — Darf er nicht, so darf er ohne Zweifel vornehmlich darum nicht, weil bis auf diesen Tag noch kein vollständiger untrüglicher Lehrbegriff aus ihnen gezogen worden, auch vielleicht ein dergleichen Lehrbegriff nun und nimmermehr aus ihnen gezogen werden kann. Denn nur dann wäre es allerdings nothwendig, daß jeder mit seinen eigenen Augen zusähe, jeder sein eigener Lehrer, jeder sein eigener Gewissensrath aus der Bibel würde. Aber wie bedauerte ich sodann euch, arme unschuldige Seelen, in Ländern geboren, deren Sprache die Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die überall noch des ersten Grades einer bessern Erziehung ermangeln, noch überall nicht lesen lernen! Ihr glaubt Christen zu seyn, weil ihr getauft worden. Unglückliche! da hört ihr ja, daß Lesen können eben so nothwendig zur Seligkeit ist, als Getauft seyn!

Er. — „in der gehörigen Verbindung mit den Schriften des „alten Testaments."

Ich. Nun vollends gar! — Ich sorge, ich sorge, liebe fromme Idioten, ihr müßt noch hebräisch lernen, wenn ihr eurer Seligkeit wollt gewiß seyn.

Er. „Ich werde seiner Vernunft hier nichts einräumen, ob ich „gleich allezeit voraussetze, daß die Lehrsätze der Religion, welche mir „als die christliche vorgepredigt wird, nie einem allgemeinen und un„streitigen Grundsatze der Vernunft widersprechen müssen."

Ich. Hr. Pastor! Hr. Pastor! — Also besteht die ganze Vernunftmäßigkeit der christlichen Religion darin, daß sie nicht unvernünftig ist? — Und Sie schämen sich nicht in Ihr theologisches Herz, so etwas zu schreiben? — Schreiben Sie es, so predigen Sie es auch. Und das läßt man Sie in Hamburg predigen?

Er. „Wir erkennen also die Wahrheit der christlichen Religion „nur alsdann, wenn unsere Begriffe von derselben eben diejenigen „sind, welche die schriftlichen Ueberlieferungen, die in der heil. Schrift „enthalten sind, davon in unsern Seelen hervorbringen sollen."

Ich. — Sollen? Aber welche sollen sie hervorbringen? — Können Sie es läugnen, Hr. Pastor, können Sie es sich selbst ver-

hehlen, daß nur wenige Stellen des ganzen N. T. bei allen Menschen die nämlichen Begriffe hervorbringen? daß der bei weitem größere Theil bei diesen diese, bei andern andere Begriffe hervorbringt? Welches sind die rechten, die hervorgebracht werden sollen? Wer soll das entscheiden? Die Hermeneutik? Jeder hat seine eigene Hermeneutik. Welches ist die wahre? Sind sie alle wahr? oder ist keine wahr? Und dieses Ding, dieses mißliche, elende Ding soll die Probe der innern Wahrheit seyn! Was wäre denn ihre Probe?

Er. „Freilich können die schriftlichen Ueberlieferungen der christ„lichen Religion keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat."

Ich. Mich dünkt, Hr. Pastor, daß Sie oben ganz so freigebig nicht waren, wo es Ihnen innere Wahrheit eines Lehrsatzes genug schien, daß er geschrieben da stehe. Sie sind doch wohl nicht nur darum so freigebig, weil Sie aus der Sache, mit der Sie es sind, im Grunde nicht viel machen? weil Ihnen eine geoffenbarte Wahrheit, bei der sich nichts denken läßt, eben so lieb ist, als eine, bei der sich etwas denken läßt?

Er. „Das soll sie aber auch nicht."

Ich. Schön, daß sie nicht soll, was sie nicht kann! — Wenn aber die schriftliche Ueberlieferung der christlichen Religion innere Wahrheit weder geben kann, noch geben soll, so hat auch die christliche Religion ihre innere Wahrheit nicht von ihr. Hat sie sie nicht von ihr, so hängt sie auch von ihr nicht ab. Hängt sie von ihr nicht ab, so kann sie auch ohne sie bestehen. Dahin will ich ja nur.

Er. „Ihr Zweck ist also dieser, die innere Wahrheit derselben zu „entdecken und zu beweisen."

Ich. Soll entdecken so viel heißen, als zuerst bekannt machen, so habe ich schon bewiesen, daß die Schrift die innere Wahrheit der christlichen Religion der Welt nicht zuerst bekannt gemacht hat. Hier setze ich noch hinzu: daß sie jetzt den einzelnen Menschen dieses noch weniger thut. Denn wir kommen alle, mit den Grundbegriffen der Religion bereits versehen, zu ihr. — Und beweisen! Soll beweisen hier nur so viel heißen, als, einen schriftlichen Belag geben, in welchem die Worte des zu beweisenden Satzes enthalten sind, so hat ja der Hr. Pastor selbst schon eingestanden, daß ein solcher Belag der

innern Wahrheit nichts helfen kann, nichts helfen soll. Soll aber beweisen hier heißen, was es eigentlich heißt, die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkannten und ungezweifelten Wahrheiten darthun, so kann ja jedes andere Buch dieses eben sowohl, als die Schrift; besonders nachdem es ihr die Schrift vorgethan. Und so wäre wieder nicht einzusehen, warum die christliche Religion jetzt nicht ganz ohne die Schrift sollte bestehen können.

Er. „Folglich sind es leere Worte, wenn man die innere Wahr„heit der christlichen Religion und die Ueberlieferungen, oder deut„licher, die heil. Schrift, einander als zwei verschiedene Dinge ent„gegen setzen will.“ —

Ich. Entgegen setzen? Wer will denn diese zwei Dinge einander entgegen setzen? Ich? Ich behaupte ja nur, daß sie jetzt von einander ganz unabhängig seyn können. Sind denn jede zwei verschiedene Dinge einander entgegen gesetzt? Wer das behauptet, mag freilich leere Worte machen, ich mache durchaus keine. Ich will dem Theologen die Schrift nicht nehmen, der allein an ihr seine Künste zu zeigen gelernt hat. Ich sehe es zu wohl ein, wie viel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Kenntnissen und Wissenschaften aufgeholfen hat; in welche Barbarei wir leicht wieder versinken könnten, wenn es ganz aus der Welt verbannt würde. Aber der Theolog soll uns Christen sein gelehrtes Bibelstudium nur nicht für Religion aufdringen wollen. Er soll nur nicht gleich über Unchristen schreien, wenn er auf einen ehrlichen Laien stößt, der sich an dem Lehrbegriffe begnügt, den man längst für ihn aus der Bibel gezogen, und diesen Lehrbegriff nicht sowohl deßwegen für wahr hält, weil er aus der Bibel gezogen, sondern weil er einsieht, daß er Gott anständiger und dem menschlichen Geschlechte ersprießlicher ist, als die Lehrbegriffe aller andern Religionen, weil er fühlt, daß ihn dieser christliche Lehrbegriff beruhigt.

Er. — „Eben so vergeblich, als wenn man sagen wollte: man „muß die Gesetze eines Gesetzgebers aus seiner innern Gerechtigkeit „erklären. Umgekehrt, die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers muß „aus seinem Gesetze erkannt und beurtheilt werden.“

Ich. Der Hr. Pastor sind doch in allen Ihren Instanzen und

Erläuterungen ganz sonderbar unglücklich. Umgekehrt! sage ich nur wiederum. Und wenn die Wahrheit kein Wetterhahn ist, so wird sie es hoffentlich wohl bei meinem Commando bewenden lassen. Was? die Gesetze eines Gesetzgebers müßten nicht aus seiner innern Gerechtigkeit erklärt werden? Wenn der Buchstabe des Gesetzes einen trifft, den der Gesetzgeber zu treffen unmöglich kann die Absicht gehabt haben; wenn, dem Buchstaben nach, Strafe auf einen fällt, auf dessen in ihrer Art einzige Handlung, die der Gesetzgeber nicht vorher sehen können, vielmehr Belohnung als Strafe stehen müßte; verläßt der Richter nicht mit Fug den Buchstaben, und holt seinen Ausspruch aus der innern Gerechtigkeit her, von der er annimmt, daß sie dem Gesetzgeber beigewohnt habe? — Was? die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers müsse aus seinen Gesetzen erkannt und erklärt werden? Solon war doch wohl auch Gesetzgeber? Und Solon würde sehr unzufrieden gewesen seyn, wenn man ihm nicht eine lautrere vollkommnere Gerechtigkeit hätte zutrauen wollen, als aus seinen Gesetzen sichtbar war. Denn als man ihn fragte, ob er seinen Bürgern die besten Gesetze gegeben habe; was antwortete er? Ὁτι οὐ τους καθαπαξ καλλιϛους, ἀλλ᾽ ὡν ἐδυναντο τους καλλιϛους. „Die besten schlechterdings nun freilich nicht, aber doch die besten, „deren sie fähig waren.“ Also: —

Doch ich bin es herzlich satt, mit einem Tauben länger zu reden. Sonst könnte ich hier nicht unschicklich einer Anwendung dieser Worte des Solon noch gedenken, die dem Herrn Pastor höchst ärgerlich seyn würde, wenn er nicht etwa schon wüßte, daß sie ein Kirchenvater gemacht hat. Und doch, was würden ohne Ausnahme die armen Kirchenväter für Wischer von unsern Luther'schen Pastoren bekommen, wenn sie jetzt schrieben! Dieser nämliche Kirchenvater entbricht sich nicht, eine zweifache christliche Religion gelten zu lassen: eine für den gemeinen Mann, und eine andere für den feineren, gelehrteren Kopf, die unter jener nur verborgen liege. So weit gehe ich doch noch lange nicht. Bei mir bleibt die christliche Religion die nämliche, nur daß ich die Religion von der Geschichte der Religion will getrennt wissen. Nur daß ich mich weigere, die historische Kenntniß von ihrer Entstehung und ihrer Fortpflanzung, und eine Ueberzeugung von dieser

Kenntniß, die schlechterdings bei keiner historischen Wahrheit seyn kann, für unentbehrlich zu halten. Nur daß ich die Einwürfe, die gegen das Historische der Religion gemacht werden, für unerheblich erkläre, sie mögen beantwortet werden können oder nicht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will. Nur daß ich die Prahlerei des Theologen nicht leiden kann, welcher dem gemeinen Manne weiß macht, jene Einwürfe wären alle schon längst beantwortet. Nur daß ich den kurzsichtigen Hermeneutiker verschmähe, der Möglichkeiten auf Möglichkeiten thürmt, um die Möglichkeit zu erhärten, daß diese Schwächen auch wohl keine Schwächen seyn könnten; der eine kleine Bresche, welche der Feind geschossen, nicht anders zu stopfen weiß, als durch einen weit größeren Wallbruch, den er anderwärts mit eigenen Händen macht.

Und damit soll ich mich an der christlichen Religion versündigt haben? Damit? damit, daß ich geschrieben: „Was gehen den Christen „des Theologen Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm „ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in „welchem er sich so selig *fühlt*. Wenn der Paralyticus die wohl„thätigen Schläge des elektrischen Funken *erfährt*, was kümmert „es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von beiden „Recht hat?"

Doch, daß ich *auch das* geschrieben habe, läßt der Herr Pastor seinen Zeitungslesern zu melden wohl bleiben. Gleichwohl ist nur zur Rechtfertigung eines Christen *solcher Art* die ganze Stelle hinzugefügt worden, über die er einen so kauderwelschen Commentar zu machen für gut befunden. Nur dieses war die Absicht dieser Stelle. Nur dem *fühlenden* Christen sollte darin eine Schanze versichert werden, in welche er sich getrost werfen könne, wenn er mit seinen muthigeren Theologen das Feld nicht mehr zu halten wage. Daß die Theologen und die Theologen einer jeden Secte den Wahlplatz nicht sobald räumen, auch nicht sobald zu räumen brauchen, besonders, wenn sie sich nur mit ihres gleichen herumschlagen, wer weiß das nicht? Habe auch ich es nicht genug gesagt? Habe ich nicht mit ausdrücklichen Worten bekannt, daß jeder Theolog in dem Geiste seines angenommenen Systems Antworten genug haben werde? Habe ich

nicht selbst einen Versuch gemacht, ihm mit einigen dieser Antworten vorzugreifen? Taugt dieser mein Versuch nicht viel, wie leicht möglich ist, so mach' es besser, wer kann! Das wünsche ich ja nur. Bloß darum machte ich ja nur die Fragmente bekannt. Oder meint man, weil ich völlig befriedigende Antworten wünschte und hoffte, hätte ich meinen Trost auf den Fall, daß dergleichen Antworten nicht erfolgten, lieber zurück behalten sollen? Warum das? Wollte ich denn durch diesen Trost im voraus alle Antworten für überflüssig erklären? Er war ja bloß dem einfältigen Christen und nicht dem Theologen gegeben, dieser Trost, wenigstens nur demjenigen Theologen zugleich gegeben, der über seine höhere Weisheit nicht verlernt hat, auch bloß einfältiger Christ zu seyn.

Daß diesen Trost, den ich für das unersteiglichste Vollwerk des Christenthums halte, der Herr Pastor einen strohernen Schild nennt, thut mir seinetwegen sehr leid. Er ist, fürchte ich, in seinen theologischen Kriegen von der Heterodoxie des Feindes nicht unangesteckt geblieben; mehr davon angesteckt worden, als er sich auf einer hamburgischen Kanzel wird wollen merken lassen; mehr, als er sich vielleicht noch selbst abgemerkt hat. Denn auch er muß also alles innere Gefühl des Christenthums läugnen. Und wenn man ihn auf der Kanzel noch nicht ausrufen hören: „Gefühl! Was Gefühl? Gefühl „ist ein stroherner Schild. Unsere Hermeneutik, unsere symbolischen „Bücher, das, das sind das alles schirmende, undurchdringliche, „diamantene Schild des Glaubens!" so kömmt es vermuthlich nur daher, weil selbst in den symbolischen Büchern auf den strohernen Schild noch gerechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch immer seyn; denn es giebt dort mehr stroherne Schilde. Wenn er nur nicht zugleich so schmal wäre! Aber da hat nur eben ein einzelner Mensch, die Religion im Herzen, darunter Raum. Was soll ein Pastor damit, wenn er nicht auch seine Bibel, nicht auch seine ganze liebe Gemeinde mit eins darunter bergen kann?

Wie treuherzig der Herr Pastor auch sonach allen seinen werthen Herren Collegen anräth, lieber offenbar feldflüchtig zu werden, als sich dieses Schildes zu bedienen, ist wohl noch werth, mit seinen eigenen Worten gehört zu werden. „Ich würde, sagt er mit bebender

„Stimme, den Christen, der zugleich Theolog ist, sehr bedauern, „wenn er sich aus Mangel anderer Gründe in der traurigen Noth- „wendigkeit sehen sollte, diesen aus Stroh geflochtenen Schild den in „den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen entgegen zu halten." — Das würde gewissermaßen auch ich thun. Wenigstens würde ich die Achseln über ihn zucken, daß er sein Handwerk so schlecht verstünde. Aber wer sprach denn von einem Christen, der zugleich Theolog ist? Sollen denn, müssen denn alle Christen zugleich Theologen seyn? Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten. Warum können die nicht einen strohernen Schild haben, die unter feurige Pfeile nicht kommen? Hilft ein stroherner Schild gegen feurige Pfeile nicht, so hilft er doch gegen Hiebe. — Der entschlossene Herr Pastor fährt fort: „Ich würde ihm „(dem Christen, der zugleich Theolog ist) lieber rathen, gar die Flucht „zu nehmen." — Wenn er glaubt, daß er schlechterdings den Theologen seiner Secte beibehalten muß: Glück auf den Weg! Genug, daß diejenigen bei der Fahne halten, die nur Christen sind. — „Denn „durch Anwendung dieser von dem Herrn Herausgeber an die Hand „gegebenen Sätze würde er die Bibel preisgeben, um die Religion zu retten; aber welche Religion?" — Welche? Die nämliche, aus welcher die Bibel entstand. Die nämliche, die man in späteren Zeiten, als sie in ihrer ursprünglichen Lauterkeit sollte verloren gegangen seyn, wieder aus der Bibel zog. Oder ist noch keine zuverlässig daraus gezogen worden? Ist die daraus gezogene, nur provisorie, nicht wirklich die christliche? Das muß wohl, denn der Herr Pastor sagt so ganz entscheidend: „Gewiß nicht die christliche, „als welche mit der Bibel steht und fällt." — Das thut mir leid! Und die Bibel steht und fällt? Doch wohl mit ihrer Theopneustie? Allerdings muß er sagen: wenn ohne Bibel kein Christenthum ist, so ist ohne Theopneustie keine Bibel.

Und hier sey mir erlaubt, mich auf die Stelle eines Andern zurück zu ziehen, an welche mich die nämlichen Worte stehen und fallen erinnern. „Die Frage," sagt ein Mann,[1] der sich um die Bibel zu

[1] Michaelis, in seiner Einleitung in die Schriften des N. T. S. 73 u. a.

verdient gemacht hat, als daß es ihm, nach des Herrn Pastors eigener Art zu folgern, nicht mit der christlichen Religion ein Ernst seyn sollte — „die Frage, ob die Bücher des N. Testaments von Gott einge„geben sind, ist der christlichen Religion nicht völlig so wichtig, als die „vorige, ob sie echt sind? Sie steht und fällt nicht so schlech„terdings mit ihr. Gesetzt, Gott hätte keines der Bücher des „N. Testaments inspirirt, sondern Matthäum, Marcum, Lucam, „Johannem, Paulum bloß sich selbst überlassen, zu schreiben, was „sie wußten, die Schriften wären aber nur alt, echt und glaub„würdig, so würde die christliche Religion die wahre bleiben. Die „Wunder, durch die sie bestätigt ist, würden ihre Wahrheit eben „so gut beweisen, wenn auch die Zeugen derselben nicht inspirirte, „sondern bloß menschliche Zeugen wären; denn ohnehin setzen wir „bei Untersuchung der Wahrheit dieser Wunder gar nicht das gött„liche Ansehen der Schriftsteller zum voraus, sondern betrachten sie „bloß als menschliche Zeugen. Wären die Wunder wahr, die der „Evangelist erzählte, so würden auch die Reden Christi, die dadurch „bestätigt sind, ein untrügliches Gottes Wort seyn, doch mit dieser „kleinen Furcht und Ausnahme, daß der Erzähler vielleicht etwas „nicht recht gefaßt, und es uns nicht völlig richtig aufbehalten haben „könnte; und aus den Briefen der Apostel, gesetzt, sie hätten in „Nebensachen gefehlt, würden wir doch die so oft wiederholten Haupt„sachen der christlichen Religion, die zu predigen Christus sie aus„sandte, so gut lernen können, als etwa aus Bülfingern Wolfens „Lehrsätze der Philosophie. Es wäre also ganz wohl möglich, daß „jemand an der göttlichen Eingebung der sämmtlichen Schriften des „N. Testaments einen Zweifel hätte, oder sie sogar läugnete, und „doch die christliche Religion von Herzen glaubte; ja es giebt wirklich „so denkende, zum Theil in der Stille, zum Theil auch öffentlich, die „man nicht sogleich zu den Unchristen rechnen darf. Gar nicht zu „ihrer Verunglimpfung, sondern bloß als Factum sey es gesagt, „manche alte Ketzer, die die Schriften des N. Testaments für echt, „aber doch nicht für untrügliches Principium cognoscendi gelten „ließen, sondern sich zu Richtern über die Apostel aufwarfen, könnten „wohl eben so gedacht haben.“ —

Wie weit würde der Schutz dieser Stelle über mich heraus reichen, wenn ich unter dieser Stelle Schutz suchen müßte! Aber das brauche ich nicht, und noch weniger habe ich die Sitte boshafter Bettelleute hiermit nachmachen wollen, die sich einen hastigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wissen, als dadurch, daß sie ihn auf einen andern hetzen. Denn wenn ich den Herrn Pastor Goeze kenne, so versteht er seinen Vortheil zu wohl, daß er nicht lieber mich festhalten, als frischerdings auf einen Michaelis losgehen sollte.

Anti-Goeze.

Multa sunt sic digna revinci, ne gravitate adorentur.

Tertullianus.

D. i. Nothgedrungener Beiträge

zu den freiwilligen Beiträgen des Herrn Pastor Goeze

ERSTER.

(Gott gebe, letzter!) (3)

1778.

(S. 71. Stück der freiwilligen Beiträge.)

Lieber Herr Pastor!

Poltern Sie doch nicht so in den Tag hinein, ich bitte Sie. — Ich gehe ungern daran, daß ich meiner Absage schon so bald nachleben muß. Aber Sie glaubten wohl sonst, es sey mein Ernst nicht. — Sehen Sie also, welchen Plan zu meiner Fehde gegen Sie ich hiermit anlege. Auch schließen Sie auf den Ton aus dem Lemma des Tertullian und den ferneren Worten, die bei ihm folgen. Ueberschreien können Sie mich alle acht Tage, Sie wissen wo. Ueberschreiben sollen Sie mich gewiß nicht.

Gott weiß es, ich habe nichts dagegen, daß Sie und alle Schulrectoren in Niedersachsen gegen meinen Ungenannten zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber; denn eben darum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht viele prüfen, recht viele widerlegen könnten. Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch nicht zu seyn scheint, und sodann

glaube ich wirklich der christlichen Religion durch seine Bekanntmachung einen größeren Dienst erwiesen zu haben, als Sie mit allen Ihren Postillen und Zeitungen.

Wie? weil ich der christlichen Religion mehr zutraue als Sie, soll ich ein Feind der christlichen Religion seyn? Weil ich das Gift, das im Finstern schleicht, dem Gesundheitsrathe anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben? Denn kurz, Herr Pastor — Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß der Ungenannte ganz aus der Welt geblieben wäre, wenn ich ihm nicht herein geholfen hätte. Vernehmen Sie, daß das Buch ganz existirt, und bereits in mehreren Abschriften existirt, wovon, ich weiß nicht wie, nur Fragmente des ersten Entwurfs sich in die Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freilich nutzbarer hätte machen können, wenn ich alle darin befindlichen plattdeutschen Bibeln von Wort zu Wort für Sie conferirt hätte.

Versichern Sie indeß nicht selbst, daß diese leidigen Fragmente schon ein paar Werke hervorgebracht haben, deren Nutzen den besorglichen Schaden derselben unendlich überwiege? Und ich, ich, der ich die causa sine qua non dieser vortrefflichen Werke bin, sollte deßfalls ein Reichshofrathsconclusum zu besorgen haben? Vielmehr verspreche ich mir eine Belohnung von dem Reichshofrathe, so bald es nicht bloß die traurige Pflicht des Reichshofraths seyn wird, Unrecht zu steuern und böse Handlungen zu ahnden, — sobald aufgeklärtere tugendhaftere Zeiten, wie wir unter einem Joseph II. sie uns immer mehr und mehr versprechen dürfen, auch dem Reichshofrathe Muße und Stoff geben werden, verborgene Tugend aufzusuchen und gute Thaten zu belohnen. Bis dahin hat es wenigstens keine Noth, daß nur Einer in den ersten Gerichten des Reichs seyn sollte, der so dächte — wie Goeze.

Schön, vortrefflich, ganz in Luthers Geiste ist es von diesem Luther'schen Pastor gedacht, daß er den Reichshofrath zu einem Schritte gern verhetzen möchte, der, vor zweihundertundfunfzig Jahren mit Ernst gethan, uns um alle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie hat? Wenn es jetzt keinem Doctor der Theologie erlaubt seyn soll,

die Bibel aufs neue und so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann, so war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich setze hinzu: so war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu übersetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit, nämlich gegen die, daß es besser sey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde. Den Ungrund dieses von seiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erst erweisen; er mußte die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten; er mußte sie als schon erfochten voraussetzen, ehe er sich an seine Uebersetzung machen konnte. Das alles braucht ein jetziger protestantischer Uebersetzer nicht; die Hände sind ihm durch seine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundsatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht genug lesen könne. Er thut also etwas, was ihm niemand streitig macht, daß er es thun könne, anstatt daß Luther etwas that, wobei es noch sehr streitig war, ob er es thun dürfe. — Das ist ja sonnenklar. — Kurz, Bahrdtens oder eines andern Jetztlebenden Uebersetzung verdammen, heißt der Luther'schen Uebersetzung den Proceß machen, wenn jene auch noch so sehr von dieser abgehen. Luthers Uebersetzung ging von den damals angenommenen Uebersetzungen auch ab, und mehr oder weniger, darauf kömmt nichts an.

Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiste geschützt seyn, und Luthers Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mittheilung im Einzelnen ist kein Fortgang im Ganzen möglich.

Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere Lutherschen Pastoren unsere Päpste werden; — daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen; — daß diese unserem Forschen, der Mittheilung unseres Erforschten Schranken setzen dürfen: so bin ich der erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht. — Hoffentlich werden mehrere so entschlossen

denken, wenn gleich nicht viele so entschlossen reden dürften. Und nun, Herr Pastor, arbeiten Sie nur darauf los, so viele Protestanten als möglich wieder in den Schooß der katholischen Kirche zu scheuchen. So ein Luther'scher Eiferer ist den Katholiken schon recht. Sie sind ein Politicus wie ein Theolog. —

Das *eine* der vortrefflichen Werke, die ohne Mich in des Nichts unfruchtbaren Lenden geblieben wären, sind die *Unterredungen meines Nachbars*, dessen gutem Willen ich bereits in meiner *Duplik* alle mögliche Gerechtigkeit erwiesen habe. Sie wissen nun ohne Zweifel, Herr Pastor, daß damals, als Sie mich aufforderten, auf diese Unterredungen zu antworten, ich bereits darauf geantwortet hatte. Die Reihe zu reden ist nun an Ihnen, und es soll mich verlangen, wie weit es Ihre Exegetik treiben wird, das Wort Gottes in den Augen vernünftiger Menschen lächerlich zu machen. Es soll mich verlangen, aus welchen Gründen, mit welcher Stirne Sie die unverdauten Einfälle eines vermuthlichen Laien, wie mein Nachbar ist, den weit besseren Antworten vorziehen werden, die auf die Einwürfe meines Ungenannten schon vorhanden waren. —

Das *zweite* dieser Werke ist des *Herrn Mascho Vertheidigung der christlichen Religion*, oder, wie ich lieber sagen möchte: die *Vertheidigung der christlichen Religion des Herrn Mascho*. Denn wahrlich die Vertheidigung ist nicht so sehr sein eigen, als die Religion, die er vertheidigt. Und was? diese hätten Sie gelesen gehabt, Herr Pastor, ganz gelesen gehabt, als Sie das 71stemal dieses Jahr in Ihr Horn stießen? — Ja?

So kann es denn das Publicum nicht zeitig genug erfahren, wie mancherlei Maaß und Gewichte Goeze und Compagnie in Hamburg haben!

Es thut mir leid, daß ich dieses sonst *gute Haus* so blamiren muß. Aber warum braucht es auch sein richtiges volles Gewicht nicht wenigstens gegen seine *alten Freunde*? Warum will es mit seinem richtigen vollen Gewichte sich nur erst Freunde *machen*, aber nicht *erhalten*?

Armer Mascho, lassen Sie den neidischen Mann, der alle Handlungen einzig in seine Canäle lenken will, nur erst mit mir fertig

seyn. Er wird Sie schon auch nach Hause leuchten. Jetzt thut er mit Fleiß, als ob er nicht merkte, auf welcher Seite Sie hinken. Er braucht Hülfe: Tros Rutulusve fuat — Seine Partie muß sich wenigstens in den Zeitungen immer vergrößern. Aber warten Sie nur!

Doch ist es nicht unschicklich, in einem Briefe einen andern anzureden, als den, an welchen der Brief gestellt ist? Ich wende mich also wieder zu Ihnen, Herr Pastor, und frage Sie nochmals: haben Sie des Herrn Mascho Vertheidigung, welche Sie so rühmen, wirklich gelesen?

Wirklich? — Nun so ist es erwiesen, Herr Pastor, was ich Ihnen Schuld gebe. Sie haben mancherlei Maaß und Gewicht, welches dem Herrn ein Greuel ist. Mit einem andern bevortheilen Sie mich, mit einem andern bedienen Sie den Herrn Mascho. Wovor Sie bei mir andere warnen, das preisen Sie bei ihm andern an. Die nämlichen Species, die Sie nach meiner Verschreibung als gefährlich und tödtlich nicht administriren wollen, verkaufen Sie auf sein Recipe in der nämlichen Quantität, oder in einer noch bedenklicheren, als höchst unschuldig und heilsam.

Oder das Ding, Herr Pastor, in Ihrer sinnreichen Metapher des strohernen Schildes auszudrücken: Herr Mascho streitet schlechterdings unter dem nämlichen strohernen Schilde, mit welchem Sie mich der Welt so lächerlich und verdächtig gemacht haben. Wie kömmt es denn, daß dieses stroherne Schild nur an meinem Arme schlimmer als keines ist? an seinem aber für eine gar hübsche, taugliche Waffe passiren muß?

Nämlich: behauptet nicht auch Herr Mascho (S. 10), daß die Bibel zwar eine Offenbarung enthält, aber keine ist?

Unterscheidet nicht auch Herr Mascho (S. 249) den Buchstaben von dem Geiste der Bibel?

Lehrt nicht auch Herr Mascho (S. 202), daß die Religion eher gewesen, als die Bibel?

Und sind denn das nicht die drei Sätze, um welche der Herr Pastor den Tanz mit mir angefangen?

Sie können nicht sagen, Herr Pastor, daß Sie diese Sätze bei ihm

nicht gefunden. Denn sie stehen nicht allein mit deutlichen Worten da, sondern alles, alles, was Herr Mascho sagt, bezieht sich, gründet sich darauf.

Ja noch mehr: eben diese Sätze, die ich für bloße Betrachtungen gebe, mit welchen sich diejenigen beruhigen können, die sich an dem Christenthume ohne Theologie begnügen wollen, oder begnügen müssen; eben diese Sätze macht Herr Mascho zu Grundsätzen, nicht des Christenthums, sondern der Theologie.

Denn das ganze System von Inspiration, welches Sie annehmen, Herr Pastor, in dessen Geiste Sie die uns gemeinschaftlichen, aber nicht zu einerlei Absicht gemeinschaftlichen Sätze, bei mir anfeindeten, was ist es dem Herrn Mascho? — Was es mir bei weitem noch nicht ist.

Es ist ihm eben das, was meinen Ungenannten in den Naturalismus gestürzt hat. Es ist ihm das, was jeden nicht besser organisirten Kopf, als meinem Ungenannten zu Theil geworden war, in den Naturalismus nothwendig stürzen muß. Das ist es ihm, das ist es ihm auf allen Blättern. [1]

Und nun, Herr Pastor, seyen Sie auf Ihrer Hut! Ich warne Sie auf den Wink des Herrn Mascho. Ehe Sie es sich versehen, liegen Sie, nach dem Herrn Mascho, in eben dem Abgrunde, in welchem mein Ungenannter nun jammert, und dann ist keine Hülfe für Sie, als entweder da zu verzweifeln, oder mit eins alle den Plunder aufzugeben, der noch vor 50 bis 60 Jahren in unsern Lehrbüchern Religion hieß, [2] und alle die schönen Siebensachen dafür anzunehmen, die man seit dieser Zeit in der Religion erfunden hat, und noch täglich erfindet. [3]

Sogar werden Sie gezwungen seyn, solcher schönen Siebensachen nicht wenige anzunehmen, die Herr Mascho selbst unter Ihren Augen erfindet. Er hat bereits Dinge in seinem Körbchen, die jedem guten Alltagschristen völlig fremd und unerhört sind. Ueber gewisse jüdische

[1] S. Vorr. IV. VIII. X. XII., deßgleichen in der Schrift selbst, S. 258, 271, 306, und wo nicht?

[2] Vorr. XV.

[3] S. 3, 4.

Ideen, die wir sehr unrecht ganz vergessen haben;[1] über das große Pfingstwunder,[2] über — was weiß ich!

Und o, welch neues Unglück drohet dem hamburgischen Katechismus wieder in Hamburg selbst! Denn Herr Mascho ist mit nichts weniger zufrieden, als mit unsern bisherigen Religionsunterrichten, deren nothwendige Berichtigung und Verbesserung er aus den leidigen Fragmenten meines Ungenannten erst recht erkannt hat. Seine, seine Ideen müssen vor allen Dingen in unsere Katechismen: oder es geht nimmermehr gut![3]

Wie, Herr Pastor? Das wollten Sie gestatten? Als unserm guten Freunde Alberti ehedem so etwas beifiel, wem hat es die hamburgische Kirche zu danken, daß er nicht damit durchdrang, als Ihnen? Und nun sollte Herr Mascho damit durchdringen, indem Ihre ganze Aufmerksamkeit, Ihr ganzer Eifer nur auf mich gerichtet ist?

Erkennen Sie doch die Diversion, die man Ihnen zu machen sucht, und lassen mich in Ruhe. Es könnte ja gar seyn, daß ich und Mascho uns verstünden! Doch, das muß ich Ihnen nicht zweimal sagen, wenn unsere List gelingen soll.

Anti-Goeze.

Bella geri *placeat* nullos habitura triumphos!

Luc.

ZWEITER. (4)

1778.

Mein Herr Hauptpastor!

Ich erhielt Ihr Etwas Vorläufiges gegen meine — wenn es nicht Ihre erste Lüge ist — mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion ꝛc. am Abend des Osterabends, und hatte noch eben Zeit, den

[1] S. 82.
[2] S. 113.
[3] Vorr. XIII. S. 26, 36, 71, 111 u. m.

herrlichen Vorlauf zu kosten. Der soll mir auf das Fest schmecken! dachte ich. Und er hat mir geschmeckt. Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu seiner Zeit auch so schmecken, auch so wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder ist! Der Herr Hauptpastor verweisen mir in Ihrem Etwas Vorläufigen, welches ich, der Geschmeidigkeit wegen, lieber das Vorläufige Etwas nennen will, mit so vielem Ernst und Nachdruck meine Aequivoken [1] und Wortspiele; und dennoch mache ich schon wieder ein so häßlich Ding, und äquivocire und wortspiele mit vorläufig und Vorlauf, ohne auch nur im geringsten vorher zu erklären, ob ich den Vorlauf von der Kelter oder von der Blase verstehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpastor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden ist. Jeder Mensch hat seinen eigenen Styl, so wie seine eigene Nase, und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Styl habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein schwanker, schiefer

[1] Der Herr Hauptpastor schreiben Equivocen; und das mehr wie einmal. (S. VII. IX. 55.) Es kann also weder Schreib= noch Druckfehler seyn, sondern diese spaßhafte Orthographie ward beliebt, — um auch ein Wortspielchen zu machen. *Aequivocum*, quasi dicas, *equi vocem*. Denn freilich, was ist äquivoker als das Wiehern des Pferdes? Für den Cardanus zwar nicht; aber doch für uns andere, die wir uns auf das Wiehern nicht so gut verstehen, als Cardanus. — Oder sollte der Herr Hauptpastor hier wohl noch spaßhafter seyn wollen, und zugleich ein Wort im Sinne gehabt haben, welches Luther in seinem Hanswurst von Wolfenbüttel braucht? Der Bibliothekar zu Wolfenbüttel erinnerte ihn an dieß Buch, dieß Buch an dieß Wort: und ich freue mich herzlich, daß ich seinem Witze so auf die Spur komme. Das nenne ich doch noch eine Nachahmung Luthers!

Sinn liegen muß? daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdruckes bedient? daß, den kalten, symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Style desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Styl, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt echten Glanz, und muß auch bei Spötterei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen.

Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Styl. — Ich gebe den meinen aller Welt preis, und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stylen auszeichnen soll; und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler, er ist seine Erbsünde. Nämlich: er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen, und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus, wodurch er sich nicht selten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatische Arbeiten mit verstärkt haben, denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben, weil es wohl gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft, und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Uebergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdeckt, der uns am besten weiter bringen kann! Und so wäre es ganz natürlich,

daß das Theater eben nicht den besten prosaischen Schriftsteller bilde. Ich denke sogar, selbst Cicero, wenn er ein besserer Dialogist gewesen wäre, würde in seinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften so wunderbar nicht seyn. In diesen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die sich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfordern einen gesetzten, immer gleichen Schritt, dieser verlangt mitunter Sprünge, und selten ist ein hoher Springer ein guter ebener Tänzer.

Aber, Herr Hauptpastor, das ist mein Styl, und mein Styl ist nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings soll auch meine Logik seyn, was mein Styl ist: eine Theaterlogik. So sagen Sie. Aber sagen Sie, was Sie wollen, die gute Logik ist immer die nämliche, man mag sie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, sie anzuwenden, ist überall die nämliche. Wer Logik in einer Comödie zeigt, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehen, so wie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur erträgliche Comödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Comödien gemacht hätte? Gewiß nicht, denn seine Predigten sind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Moliere und Shakspear vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn sie, anstatt des Theaters, die Kanzel hätten besteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schlosser wegen seiner Comödien so erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: darf ein Prediger Comödien machen? Hierauf antwortete ich: warum nicht? wenn er kann. Die zweite: darf ein Comödienschreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will.

Doch wozu alles dieses Geschwätz? Was gehen mich jetzt die Armseligkeiten des Styls und Theaters an, jetzt, da ein so schreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — Da steht er, mein unbarmherziger Ankläger, und wiehert Blut und Verdammung; und ich, einfältiger Tropf, stehe bei ihm, und lese ihm ruhig die Federn vom Kleide. —

Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelassenheit selbst, meine Kälte selbst machen mich des Vorwurfs werth.

Wie, Herr Hauptpastor? Sie haben die Unverschämtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf die christliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie jetzt an mir verdammen, ich ehedem aus Ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern werth. Daß ich Ihre Stirn nicht habe, das allein hindert mich. Ich unterstehe mich nicht zu sagen, was ich nicht erweisen kann, und Sie — Sie thun alle sieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche thun sollten. Sie schwatzen, verleumden und poltern; für Beweis und Eviction mag die Kanzel sorgen.

Und die einen so infamirenden Titel führt, — was enthält diese Goezische Scharteke? Nichts enthält sie, als elende Recensionen, die in den freiwilligen Beiträgen schon stehen, oder werth sind darin zu stehen. Doch ja, sie enthält auch einen zum drittenmale aufgewärmten Brei, den ich längst der Katze vorgesetzt habe. Und dennoch sollen und müssen sich des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo diesen beschnuffelten, beleckten Brei wieder in den Mund schmieren lassen.

Ist es von einem rechtschaffenen Gelehrten, — ich will nicht sagen, von einem Theologen — begreiflich, daß er, unter einem solchen Titel, widerlegte Beschuldigungen nochmals in die Welt schickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringste Rücksicht zu nehmen? — „So hat er denn wohl von dieser Widerlegung nichts gewußt?" — O doch! Er weiß sehr wohl, daß sie vorhanden ist; er hat davon gehört, nur gelesen hat er sie noch nicht, und nach dem Feste wird es sich zeigen, ob er es für nöthig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwischen, Herr Hauptpastor, inzwischen haben Sie dennoch die Grausamkeit, Ihre Beschuldigungen zu wiederholen? in diesem geschärften Tone zu wiederholen? — Also sind Sie allwissend? Also sind Sie untrüglich? — Also kann schlechterdings in meiner Widerlegung nichts stehen, was mich in einem unschuldigern Lichte zeigte? was Sie einen Theil Ihrer Klage zurück zu nehmen bewegen könnte?

Also, wie Sie eine Sache einmal ansehen, so, vollkommen so, sind Sie gewiß, daß Sie dieselbe von nun an bis in Ewigkeit ansehen werden?

In diesem einzigen Zuge, Herr Hauptpastor, stehen Sie mir ganz da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feste nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu hören. Sie wiederholen die Anklage, und schlagen seinen Namen getrost an Galgen. Nach dem Feste, nach dem Feste werden Sie schon sehen, ob auf seine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen ist, oder nicht!

Gegen einen solchen Mann wäre es möglich, die geringste Achtung beizubehalten? — Einem dritten, vielleicht. Aber nicht dem, nach dessen Kopfe diese Steine zielen. Gegen einen solchen Mann sollte es nicht hinwiederum erlaubt seyn, sich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmörderischer seyn, als sein Verfahren ist?

Gleichwohl, Herr Hauptpastor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Gränzen der Wiedervergeltung überschreiten werde. Ich werde diese Gränzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch so höhnend, auch noch so verachtend, auch noch so wegwerfend schreibe. Sie können einen ungesitteten Gegner vielleicht an mir finden: aber sicherlich keinen unmoralischen.

Dieser Unterschied, zwischen ungesittet und unmoralisch, der sehr wichtig ist, obgleich beide Wörter, ihrer Abkunft nach, vollkommen das nämliche bedeuten müßten, soll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmoralische Art zu disputiren, will ich in ihr möglichstes Licht zu setzen suchen, sollte es auch nicht anders als auf die ungesittetste Weise geschehen können.

Jetzt ist mein Bogen voll, und mehr als einen Bogen sollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollen, tropfenweise auf den entblößten Scheitel fallen zu lassen.

Anti-Goeze.

Avolent quantum volent paleæ levis fidei quocunque afflatu tentationum, eo purior massa frumenti in horrea domini reponetur.
Tertull.

DRITTER. (5)

1778.

Also: — „meine mittelbaren und unmittelbaren feindseligen Angriffe auf die christliche Religion."

Nun dann! So hält Hr. Goeze doch wenigstens einen Spruch im neuen Testamente für nicht eingegeben, für nicht göttlich, sondern für eine bloß menschliche gute Lehre, von welcher er Ausnahmen nach Gutdünken machen darf. Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt.

Zwar nein! Er selbst verdammt ja nicht. Er wiederholt nur die Verdammung, welche der heilige Geist ausgesprochen. Er hat bloß die Ehre und das Vergnügen, den Herren Basedow, Teller, Semler, Bahrdt, den Verfassern der allgemeinen Bibliothek und meiner Wenigkeit, die Verdammung anzukündigen. Denn da steht's! Wer nicht glaubt, der wird verdammt! — Ihm nicht glaubt; nicht gerade das nämliche glaubt, was er glaubt — wird verdammt!

Warum sollte er also nicht, trotz seines fleißigen Verdammens, welches ja nur das unschuldige Echo des Donners ist, selig zu werden hoffen? Ich bilde mir ein, daß er selbst durch dieses Verdammen selig zu werden hofft. Was Wunder? hoffte nicht jene fromme Hure, durch Kinderzeugen selig zu werden? Die Worte, worauf sie sich gründete, stehen auch da.

Und wie säuberlich, wie sanft, wie einschmeichelnd er, noch mitunter, bei diesem kitzlichen Geschäfte zu Werke geht! Ganz in dem Tone, und in der Manier eines gewissen Monsieur Loyal, in einer gewissen Comödie, die man vor gewissen Leuten nicht gern nennt. Er ist für meinen Ruhm — ha! was liegt an dieser Seifenblase? —

Er ist für meine Seligkeit so besorgt! Er zittert so mitleidig vor meiner Todesstunde! Er sagt mir sogar hier und da recht artige Dinge — nur damit es mich nicht allzusehr schmerze, daß er mich aus dem Hause meines Vaters wirft.

Ce Monsieur Loyal porte un air bien déloyal!

Doch was thut alles das zur Sache? Laßt uns die Beschuldigungen selbst vornehmen. — Genug, daß mich mein Herz nicht verdammt, und ich also, mit aller Freudigkeit zu Gott, einem jeden intoleranten Heuchler, der mir so kömmt, die Larve vom Gesicht reißen darf, — und reißen will, — sollte auch die ganze Haut daran hängen bleiben!

Von meinen mittelbaren Angriffen demnach zuerst. — Unter diesen versteht der Hr. Hauptpastor „den von mir veranstalteten Druck „der Fragmente, und die von mir übernommene Advocatur des Ver„fassers derselben."

Jenes ist notorisch, ich kann es so wenig läugnen, als ich es läugnen möchte, wenn ich auch könnte. Dieses will ich durchaus von mir nicht gesagt, — wo möglich auch nicht gedacht wissen. Wenigstens in dem Sinne nicht, welchen der Hr. Hauptpastor damit verbindet.

Ich habe die Fragmente drucken lassen, und ich würde sie noch drucken lassen, wenn mich auch aller Welt Goezen darüber in den tiefsten Abgrund der Hölle verdammten. Die Gründe, warum ich es mit gutem Gewissen thun zu können geglaubt, habe ich verschiedentlich auch schon beigebracht. Aber Hr. Goeze will mir nicht eher zugestehen, daß diese Gründe das geringste verfangen, als bis ich ihn überführe, daß die nämlichen Gründe mich rechtfertigen würden, „wenn ich „Fragmente drucken ließe, in welchen die Gerechtsame des hohen „Hauses, dem ich diene, die Ehre und Unschuld der ehemaligen großen „und unbescholtenen Minister desselben, und selbst des regierenden „Herrn so angegriffen würden, als dort in jenen Fragmenten die „Wahrheit der christlichen Religion, die Ehre und Unschuld der heil. „Apostel, und selbst unsers ewigen Königs, angegriffen wirklich „werde."

Wie kindisch! und wie pfiffig, wie boshaft zugleich! — Denn

lassen Sie uns doch, Hr. Hauptpastor, vor allen Dingen die Sache auf beiden Theilen erst gleich machen. Sie haben eine Kleinigkeit auch in die andere Wagschale zu legen vergessen, und Sie wissen wohl, im Gleichgewichte giebt jede Kleinigkeit den Ausschlag. Also nur dieses erst berichtigt, und ich hoffe, Sie werden mir das beizubringende glaubwürdige Zeugniß meiner Obern gütigst erlassen.

Nämlich: nehmen Sie doch nur an, daß dergleichen historische und politische Fragmente, als durch deren Druck Sie mich gern auf das Eis führen möchten, von der Beschaffenheit wären, daß ihr Ungrund nicht allein klar und deutlich in die Augen leuchte, sondern sie zugleich auch einen unverhofften Anlaß und Stoff gäben, die Ehre und die Gerechtsamen des nämlichen Hauses noch von mehreren Seiten zu verherrlichen und zu erhärten; was ist sodann Ihr Zweifel, ob ich dergleichen Fragmente wohl dürfe drucken lassen? worauf gründet er sich? Darauf, daß es doch wohl mit jener Ehre, und jenen Gerechtsamen noch so ausgemacht nicht sey? Darauf, daß man einen wandelbaren Grund nicht noch mehr untergraben müsse? Selbst in der Absicht nicht, ihn zu verstärken? — O, Herr Hauptpastor, das Durchlauchtigste Haus meines Herrn ist Ihnen für diese Schmeichelei, für diese Besorgniß recht sehr verbunden! recht sehr! — Darüber getraue ich mir allenfalls, Ihnen ein glaubwürdiges Zeugniß von meinen Obern beizubringen.

Oder darf ich, was ich bei den Gerechtsamen des Hauses annehme, dem ich diene, bei der Wahrheit der Religion nicht annehmen, die ich bekenne? Darf ich nicht darauf rechnen, daß alle Einwendungen gegen diese, wenigstens eben sowohl zu beantworten sind, als gegen jene? Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Einwürfe neue Erörterungen, geschärftere Zweifel geschärftere Auflösungen veranlassen werden? Nicht?

„Allerdings! ruft der Herr Hauptpastor, allerdings! Die Religion, „betrachtet als Inbegriff der zu unserer Seligkeit geoffenbarten Wahr„heiten, gewinnt allerdings, je aufrichtiger und scharfsinniger sie be„stritten wird. Aber das ist nur die objective Religion, nur die „objective! Mit der subjectiven ist es ganz anders. Die subjective „Religion verliert unwidersprechlich, durch dergleichen Bestreitungen,

„unendlich mehr, als jene nur immer dadurch gewinnen kann!"
Folglich — —

Und was ist diese subjective Religion? — „Die Gemüthsver-„fassung der Menschen, in Absicht auf die Religion, ihr Glaube, ihre „Beruhigung, ihr Vertrauen auf uns, ihre Lehrer. Die, die peri-„clitiren bei jedem Worte, das in deutscher Sprache gegen unsere aller-„heiligste Religion geschrieben wird."

So? bei Gott! ein tiefgedachter Unterschied, den ich ja in seinen Schulterminis zu lassen bitte, wenn er nicht ausgepfiffen, und gerade gegen seine Bestimmung gebraucht werden soll.

Denn wenn es wahr ist, daß die Religion bei allen und jeden Anfällen, die auf sie geschehen, objective gewinnt, und nur subjective verliert; wer will behaupten, daß es also nach dem größern Gewinne oder nach dem größern Verluste entschieden werden müsse, ob dergleichen Anfälle überhaupt zu dulden sind, oder nicht! — Ja, wenn Gewinn und Verlust hier völlig homogene Dinge wären, die man nur von einander abzuziehen brauche, um sich durch den Ueberrest bestimmen zu lassen! Aber der Gewinn ist wesentlich, und der Verlust ist nur zufällig. Der Gewinn erstreckt sich auf alle Zeiten, der Verlust schränkt sich nur auf den Augenblick ein, so lange die Einwürfe noch unbeantwortet sind. Der Gewinn kömmt allen guten Menschen zu statten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben; der Verlust trifft nur wenige, die weder wegen ihres Verstandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verlust trifft nur die paleas levis fidei; nur die leichte christliche Spreu, die bei jedem Windstoße der Bezweiflung von den schweren Körnern sich absondert und auffliegt.

Von dieser, sagt Tertullian, mag doch verfliegen so viel als will! Avolent quantum volent! — Aber nicht so unsere heutigen Kirchenlehrer. Auch von der christlichen Spreu soll kein Hülschen verloren gehen! Lieber wollen sie die Körner selbst nicht lüften und umwerfen lassen.

Ueberhaupt läßt sich alles, was Tertullian [1] von den Ketzereien seiner Zeit mit so vieler Scharfsinnigkeit sagt, vollkommen auf die

[1] *De praescript. haereticorum.*

Schriften der Ungläubigen und Freigeister unserer Zeit anwenden. Was sind diese Schriften auch anders als Ketzereien? Nur daß ihnen gerade noch das gebricht, was die eigentlichen Ketzereien so fürchterlich macht. Sie zielen unmittelbar auf keine Spaltung und Trennung; sie machen keine Parteien und Rotten. Die alten Ketzer lehrten mehr mündlich als schriftlich, und fingen immer damit an, daß sie sich Anhänger zu verschaffen suchten, welche ihren vorzutragenden Lehren sogleich ein politisches Gewicht geben könnten. Wie viel unschädlicher schickt jetzt ein Mißgläubiger seine Grillen bloß in die Druckerei, und läßt sie so viel Anhänger sich machen, als sie ohne sein weiteres Zuthun sich zu machen vermögen. —

Die freigeisterischen Schriften sind also offenbar das kleinere Uebel; und das kleinere Uebel sollte verderblicher seyn, als das große? Wenn das größere Uebel seyn muß, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar werden, — ut fides, habendo tentationem, haberet etiam probationem: warum wollen wir das kleinere nicht dulden, das eben dieses Gute hervorbringt?

O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anderes am felsigten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert; euch ist lediglich um euer eigenes Gärtchen zu thun, um eure eigene kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt; da eure ganze kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne euerm Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bei euerm Zaune vorbei? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an euern Gränzsteinen anlangt?

Wenn Tertullian von denen, die sich zu seiner Zeit an den Ketzereien so ärgerten, über deren Fortgang so wunderten, sagt: vane et inconsiderate hoc ipso scandalizantur, quod tantum hæreses valeant, was würde er von Ihnen sagen, Herr Hauptpastor, der

Sie um die papierne Grundlage einer möglichen Ketzerei so ein Lärmen anfangen? Um Fragmente eines Ungenannten! Würde er nicht auch sagen: „Kurzsichtiger — nihil valebunt, si illa tantum „valere, non mireris? Dein Lärmen selbst ist schuld, wenn diese „Fragmente mehr Schaden anrichten, als sie anzurichten bestimmt „sind. Der Ungenannte wollte sich keinen Namen erschreiben, sonst „hätte er sich genannt. Er wollte sich kein Häufchen sammeln, sonst „hätte er es bei seinen Lebzeiten gethan. Mit einem Worte: der diese „Fragmente drucken ließ, hat weit weniger Verantwortung, als du, „der du das laute Zeter über sie anstimmst. Jener hat nur gemacht, „daß mehrere sie lesen können; du machst, daß mehrere sie wirklich „gelesen haben und nun lesen müssen." —

Vielleicht, daß der Herr Hauptpastor diesen Verweis aus dem Munde eines Kirchenvaters lieber hört, als aus meinem! —

Antwort auf die Anzeige

im 30. Beitrage des Altonaer Postreiters.

1) Habe ich denn auch dem Herrn Goeze die Recension des Mascho'schen Buchs einzig und allein in die Schuh gegossen? Habe ich nicht ausdrücklich gesagt, Goeze und Compagnie? Die Compagnieschaft mit den freiwilligen Beiträgern kann er doch nicht abläugnen, mit welchen er sich einer gemeinschaftlichen Firma bedient? Meint denn der Herr Hauptpastor, weil er sich außer dieser gemeinschaftlichen Firma auch noch einer besondern, ihm allein eignen, von Zeit zu Zeit bedient, daß er für jene gar nicht mit einstehen darf? Ich will es ihm zugeben, wenn er wenigstens nun, da er weiß, daß das Buch des Herrn Mascho eben die Grundsätze enthält, die er an mir verdammt, nächstens den Herrn Mascho in den freiw. Beitr. eben so behandelt, als mich. — 2) Warum muß denn Herr Nikolai immer dem Herrn Goeze namentlich büßen, so oft in der allgemeinen Bibliothek etwas vorkömmt, was ihm nicht ansteht? Herr Nikolai ist auch nicht Director der Allgem. Bibl. Herr Nikolai bekömmt auch nicht alle Aufsätze vorher zu sehen, die in der A. B. Platz

finden. Vielleicht, daß er selbst nie ein Wort gegen ihn geschrieben hat. Was sich Herr Goeze mit Nikolai erlaubt, das sollte ich mir nicht mit Goezen erlauben dürfen? — 3) Und von dieser Kleinigkeit, wenn ich mich auch damit geirrt hätte, sollen die Leser auf meine übrigen Behauptungen einen Schluß machen? Ja, wenn sie so schließen wollen, wie Herr Goeze oder Herr C. schließt! Dieser Herr C. mag seyn, wer er will. Näher zu kennen verlange ich ihn gar nicht.

Anti-Goeze.

Tonto sin saber Latin,
Nunca es gran tonto.
Francis. de Rozas.

VJERTER. (6)

1778.

Wenn doch indeß das eine ohne dem andern sehr füglich seyn könnte? — Wenn es gar wohl möglich wäre, „daß die christliche „Religion objective allen Vortheil aus den Einwürfen der Frei„geister ziehen könnte, ohne subjective den geringsten Schaden zu „besorgen?"

Das wäre allerdings das Bessere. Aber wie? wodurch? — Hier ist es, wo man mit einem Einfalle aufgezogen kömmt, der pedantisch genug klingt, um gründlich seyn zu können. Ein anderer würde ihn bloß lächerlich machen; ich, ich will ihn prüfen. Denn mir ist das Pedantische fast Empfehlung.

Es dürfte, sagt man, nur ausgemacht seyn, daß der Streit nie anders, als in der Sprache der Gelehrten geführt würde. „Schreibt „lateinisch, ihr Herrn! schreibt lateinisch! — Ja! wer fleißiger in den „Classen gewesen wäre! wer lateinisch könnte!"

— Nicht weiter, Herr Subconrector, oder man merkt Ihre wahre Absicht. Sie möchten Ihrem lieben Latein nur gern eine Empfehlung mehr verschaffen. „Lernt Latein, Jungens, lernt Latein!

„Alle Einwürfe gegen die Religion sind lateinisch geschrieben! Wenn „ihr auch selbst keine schreiben wollt, müßt ihr die geschriebenen doch „kennen." — Und nun lernen die Jungens Latein, daß ihnen der Kopf raucht.

Doch ich habe gesagt, daß ich den Einfall nicht bloß lächerlich machen, sondern prüfen will. — Es wäre denn, wie ich fast besorge, daß dieses auf jenes hinaus liefe. Und das wäre doch meine Schuld wohl nicht. Genug, ich will ernsthaft und ordentlich zu Werke gehen.

Also: „wer gegen die Religion schreiben will, soll nicht anders „als lateinisch schreiben dürfen, damit der gemeine Mann nicht geärgert werde."

Und in den Ländern, wo der gemeine Mann ziemlich Latein versteht, als in Polen, Ungarn — da müssen wohl sonach die Einwürfe gegen die Religion griechisch geschrieben werden? — Natürlich! Was für ein schöner pädagogischer Handgriff, nun auch die griechische Sprache in diesen Ländern gemein zu machen! Denn es versteht sich, daß die in andern Ländern wider die Religion geschriebenen lateinischen Bücher in diese Länder nicht kommen.

Aber schon wieder auf das Lächerliche zu, das ich so gern vermeiden möchte! — „Was läge daran, wenn der Vorschlag in Polen „und Ungarn nicht hülfe? er hülfe doch fürs erste in Deutschland." —

Gewiß? er hülfe? — Kann ein Vorschlag helfen, der weder thulich, noch billig, noch klug, noch christlich ist? — Das ist, was ich so ernsthaft erweisen will, als möglich.

Zwar, daß er *thulich* wäre, müßte ich wohl voraussetzen lassen. Ich müßte zugeben, daß ein Reichsgesetz darüber gemacht werden könne und dürfe. Denn ein geringeres Verbot, als ein Reichsgesetz, würde nichts fruchten. Der Kopf, oder wenigstens ewige Gefangenschaft bei Wasser und Brod, und ohne Tinte und Feder, müßte im ganzen heiligen römischen Reiche darauf stehen, wenn jemand wider heilige Sachen anders als römisch schriebe. Das Gesetz läge schon in dem Namen des *heiligen römischen* Reichs, und sollte nicht thulich seyn?

Nun gut, so sey es thulich; aber wäre es denn billig? — Kann überhaupt ein Gesetz billig seyn, das eben so viel unfähige Leute zu

etwas berechtigen, als fähige davon ausschließen würde? — Und wer sieht nicht, daß dieses hier geschähe? Oder ist es das Latein selbst, welches die Fähigkeit gewährt, Zweifel gegen die Religion zu haben und vorzutragen? Ist es die Unkunde des Lateins selbst, welche diese Fähigkeit allen Menschen ohne Ausnahme aberkennt? Ist kein gewissenhafter, nachdenklicher Mann ohne Latein möglich? Giebt es keinen Dummkopf, keinen Narren mit Latein? Ich will auf dem Einfalle des de Roxas nicht bestehen, daß das Latein erst den rechten Narren macht; aber den rechten Philosophen macht es doch auch nicht. — Dazu, von was für einem Latein können ist die Rede? Von dem, bis zum schreiben. Wenn nun Baco, der kein Latein schreiben konnte, Zweifel gegen die Religion gehabt hätte, so hätte auch Baco diese Zweifel unterdrücken müssen? So hätte jeder Schulcollege, der ein lateinisches Programma zusammen raspeln kann, eine Erlaubniß, die Baco nicht hatte? Ich finde zwar nicht, daß Baco wie Huart dachte, der es geradezu für das Zeichen eines schiefen Kopfes, eines Stümpers hielt, zu glauben, daß er sich in einer fremden Sprache besser werde ausdrücken können, als in seiner. Aber Baco konnte vielleicht doch denken: wie ich Latein schreiben möchte, kann ich nicht, und wie ich kann, mag ich nicht. — Wenn mehrere wüßten, welch Latein sie schrieben, so würden noch wenigere Latein schreiben. Es wäre denn freilich, daß sie müßten. Ein Muß, das vielleicht der Sprache zuträglich seyn könnte, aber nimmermehr den Sachen.

Und wenn schon in diesem Betracht, daß man sonach dem kleinern Nutzen den größern aufopferte, das unbillige Gesetz auch nicht klug wäre, wäre es nur in diesem Betracht unklug? Wäre es nicht auch darum unklug, weil es dem gemeinen Manne nothwendig Verdacht gegen die Güte einer Sache erwecken müßte, die man sich unter seinen Augen zu behandeln nicht getraute? von deren Prüfung ihm die lateinischen Männer durch ihre Dolmetscher nur so viel mittheilen ließen, als sie für dienlich erachteten? — Wäre es nicht auch darum unklug, weil es den Schaden, dem es vorbauen soll, gerade vermehrt? Die Einwendungen gegen die Religion sollen lateinisch geschrieben werden, damit sie unter weniger Leuten Schaden anrichten. Unter wenigern? Ja, unter wenigern in jedem Lande, in welchem das

Lateinische nur bei einer gewissen Classe von Leuten üblich wäre; aber auch in ganz Europa, in der ganzen Welt? Schwerlich wohl. Denn sollten auch nur in Europa zusammen nicht mehr Menschen seyn, welche lateinisch könnten, und doch nicht im Stande wären, jedem übeln Eindrucke wahrscheinlicher Zweifel zu widerstehen und zu begegnen, als dergleichen schwache Menschen, die nicht lateinisch könnten, in jedem einzelnen Lande? Seele ist für den Teufel Seele, oder, wenn er einen Unterschied unter Seelen macht, so gewänne er ja wohl noch dabei. Er bekäme z. E. für die Seele eines deutschen Michels, der nur durch deutsche Schriften hätte verführt werden können, die Seele eines studirten Franzosen oder Engländers. Er bekäme für einen trocknen Braten einen gespickten.

Sein Votum also, das Votum des Teufels, hätte das unkluge Gesetz gewiß, wenn es auch nicht, noch oben darein, unchristlich wäre, wie schon daraus zu vermuthen, daß es unbillig ist. — Ich verstehe aber unter unchristlich, was mit dem Geiste des Christenthums, mit der letzten Absicht desselben streitet. Nun ist, so viel ich, mit Erlaubniß des Hrn. Hauptpastor Goeze davon verstehe, die letzte Absicht des Christenthums nicht unsere Seligkeit, sie mag herkommen, woher sie will, sondern unsere Seligkeit, vermittelst unserer Erleuchtung, welche Erleuchtung nicht bloß als Bedingung, sondern als Ingrediens zur Seligkeit nothwendig ist, in welcher am Ende unsere ganze Seligkeit besteht. Wie ganz also dem Geiste des Christenthums zuwider, lieber zur Erleuchtung so vieler nichts beitragen, als wenige vielleicht ärgern wollen! Immer müssen diese Wenige, die niemals Christen waren, niemals Christen seyn werden, die bloß unter dem Namen der Christen ihr undenkendes Leben so hinträumen, immer muß dieser verächtliche Theil der Christen vor das Loch geschoben werden, durch welches der bessere Theil zu dem Lichte hindurch will. Oder ist dieser verächtlichste Theil nicht der wenigste? Muß er wegen seiner Vielheit geschont werden? — Was für ein Christenthum hat man denn bisher gepredigt, daß dem wahren Christenthume noch nicht einmal der größere Haufe so anhängt, wie sich's gehört? — Wenn nun auch von diesen Namenchristen sich einige ärgerten, einige von ihnen, auf Veranlassung in

ihrer Sprache geschriebener freigeisterischen Schriften, sogar erklärten, daß sie nicht länger seyn wollten, was sie nie waren, was wäre es denn nun mehr? Tertullian fragt, und ich mit ihm: Nonne ab ipso Domino quidam discentium scandalizati diverterunt? Wer, ehe er zu handeln, besonders zu schreiben beginnt, vorher untersuchen zu müssen glaubt, ob er nicht vielleicht durch seine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Bösewichte, der Feigenblätter sucht, dergleichen in die Hände spielen werde, der entsage doch nur gleich allem Handeln, allem Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorsätzlich zertreten, aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, wenn ich einen von ungefähr zertrete, so weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre, keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es sich einmal befindet, zu leben aufhöre. Jede Bewegung im physischen entwickelt und zerstört, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt; soll lieber kein Tod seyn, und keine Bewegung? oder lieber Tod und Bewegung?

Und so ist es mit diesem Wunsche beschaffen, daß die Feinde der Religion sich nie einer andern, als der lateinischen Sprache bedienen dürften, mit diesem Wunsche, der so gern Gesetz werden möchte! So ist es schon jetzt damit beschaffen, und wie meint man, daß es mit aller Untersuchung der Wahrheit überhaupt aussehen würde, wenn er nun erst Gesetz wäre? — Man urtheile aus den Krallen, welche die geistliche Tyrannei in einem ihrer grimmigsten, zum Glück noch gefesselten Tiger, bereits zu entblößen wagt!

Ich ziele hiermit auf das, was der Hr. Hauptpastor S. 79 und 80 über diesen Punct sagt; und wer es noch nicht riecht, wohin alle die Einschränkungen und Bedingungen abzielen, mit und unter welchen es vergönnt bleiben könne, Einwürfe gegen die Religion zu machen, der hat den Schnupfen ein wenig zu stark.

„Verständigen, — heißt es alldort — verständigen und gesetzten „Männern kann es vergönnt bleiben, bescheidene Einwürfe gegen die „christliche Religion und selbst gegen die Bibel zu machen.“ — Aber von wem soll die Entscheidung abhangen, wer ein gesetzter und ver-

ständiger Mann ist? Ist der bloß ein verständiger Mann, der Verstand genug hat, die Verfolgung zu erwägen, die er sich durch seine Freimüthigkeit zuziehen würde? Ist der bloß ein gesetzter Mann, der gern in dem bequemen Lehnstuhle, in den ihn sein Amt gesetzt hat, ruhig sitzen bliebe, und daher herzlich wünscht, daß auch andere, wenn sie schon so weich nicht sitzen, dennoch eben so ruhig sitzen bleiben möchten? Sind nur das bescheidene Einwürfe, die sich bescheiden, der Sache nicht ans Leben zu kommen? die sich bescheiden, nur so weit sich zu entwickeln, als ungefähr noch eine Antwort abzusehen ist?

Das letztere muß wohl. Denn der Hauptpastor fährt fort: „Es wird solches nöthig seyn, um die Lehrer in Athem zu erhalten.“ — So? nur darum? So soll alle Bestreitung der Religion nur eine Schulübung, nur ein Spiegelgefechte seyn? Sobald der Präses dem Opponenten einen Wink giebt, sobald der Opponent merkt, daß der Respondent nichts zu antworten haben werde, und daß den Herrn Präses zu sehr hungert, als daß dieser selbst mit gehöriger Ruhe und Umständlichkeit darauf antworten könne, muß die Disputation aus seyn? müssen Präses und Opponent freundschaftlich mit einander zum Schmause eilen? — Doch wohl, nein; denn der Herr Hauptpastor setzt ja noch hinzu: „und um solche Zeiten der Ruhe zu verhüten, unter welchen die Christenheit von dem 9. bis zum 15. Jahrhundert beinahe völlig zu Grunde gegangen wäre.“ — Vortrefflich! Aber weiß der Herr Hauptpastor wohl, daß selbst in diesen barbarischen Zeiten doch noch mehr Einwürfe gegen die christliche Religion gemacht wurden, als die Geistlichen zu beantworten Lust hatten? Bedenkt er wohl, daß diese Zeiten nicht darum der christlichen Religion so verderblich wurden, weil niemand Zweifel hatte, sondern darum, weil sich niemand damit an das Licht getrauen durfte? darum, weil es Zeiten waren, wie der Herr Hauptpastor will, daß unsere werden sollen?

Anti-Goeze.

Cognitio veritatis omnia falsa, si modo proferantur, etiam quæ prius inaudita erant, et dijudicare et subvertere idonea est.

Augustinus ad Dioscorum.

FUENFTER. (7)

1778.

O glückliche Zeiten, da die Geistlichkeit noch alles in allem war, — für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpastor im Triumphe wieder zurück! Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen süß und sauer, er stellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn sie nicht hören wollen, — so mögen sie fühlen. Witz und Landessprache sind die Mistbeete, in welchen der Same der Rebellion so gern und so geschwind reift. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac, Damiens sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Parnasse gebildet.

Doch auf diesem Gemeinorte des Herrn Hauptpastors lasse ich mich wohl wieder ein andermal treffen. Jetzt will ich nur, wem es noch nicht klar genug ist, vollends klar machen, daß Herr Goeze schlechterdings nicht gestattet, was er zu gestatten scheint, und daß eben das die Klauen sind, die der Tiger nur in das hölzerne Gitter schlagen zu können, sich so ärgert.

Ich sage nämlich: es ist, mit seiner Erlaubniß, Einwürfe gegen Religion und Bibel, gegen das, was er Religion und Bibel nennt, machen zu dürfen, nur Larifari. Er giebt sie und giebt sie nicht, denn er verclausulirt sie von allen Seiten so streng und rabulistisch, daß man sich, Gebrauch davon zu machen, wohl hüten muß.

Die Clausel in Ansehung der Sprache habe ich genugsam beleuchtet. Auch habe ich die Clausel in Ansehung der Personen und der Absicht berührt. Aber noch ist die Clausel in Ansehung der Puncte selbst übrig, welche die Einwürfe nur sollen treffen können; und diese verdient um so mehr, daß wir uns einen Augenblick dabei verweilen,

je billiger sie klingt, je weniger man dem ersten Ansehen nach etwas dagegen einzuwenden haben sollte.

„Nur müßte, sind die Worte des Herrn Hauptpastors, der an„greifende Theil die Freiheit nicht haben, die heiligen Männer Gottes, „von welchen die ganze Christenheit glaubt, daß sie geredet und ge„schrieben haben, getrieben von dem heil. Geiste, als Dummköpfe, „als Bösewichter, als Leichenräuber zu lästern.“

Wie gesagt, dieses klingt so billig, daß man sich fast schämen sollte, eine Erinnerung dagegen zu machen. Und doch ist es im Grunde mehr nicht, als Pfiff oder Armseligkeit. Denn verstehen wir uns nur erst recht!

Will der Herr Hauptpastor bloß, daß der angreifende Theil die Freiheit nicht haben müßte, dergleichen Schimpfworte, als er ihm in den Mund legt, anstatt aller Gründe zu gebrauchen? Oder will er zugleich, daß der angreifende Theil auch die Freiheit nicht haben müßte, solche Dinge und Thatsachen zu berühren, aus deren Erweisung erst folgen würde, daß den Aposteln jene Benennungen gewissermaßen zukommen? Das ist die Frage, deren er sich wohl nicht versehen hat.

Will er bloß jenes, so ist seine Forderung höchst gerecht; aber sie betrifft eine Armseligkeit, über die sich der Christ lieber hinwegsetzt. Leere Schimpfworte bringen ihn nicht auf, sie mögen wider ihn selbst oder wider seinen Glauben gerichtet seyn. Ruhige Verachtung ist alles, was er ihnen entgegen setzt. Wehe seinem Gegner, der nichts anders hat, womit er ihn bestreite, und ihn doch bestreitet! —

Will der Herr Hauptpastor aber auch zugleich dieses, so geht er mit Pfiffen um, deren sich nur eine theologische Mämme schuldig macht, und jeder muß sich ihm widersetzen, dem die Wahrheit der christlichen Religion am Herzen liegt. — Denn wie? So hat die christliche Religion kranke Stellen, die schlechterdings keine Betastung dulden? die man selbst der Luft nicht auslegen darf? Oder hat sie keine solche Stellen, warum sollen ihre Freunde immer und ewig den Vorwurf hören, „daß man nur nicht alles sagen dürfe, was man gegen sie sagen könnte?“ Dieser Vorwurf ist so erniedrigend, ist so marternd! Ich wiederhole es: nur eine theologische Mämme kann ihm

nicht ein Ende gemacht zu sehen wünschen, kann durch ihr Betragen länger dazu berechtigen. Nicht, daß mir der theologische Renommist lieber wäre, welcher mitten vom Pflaster dem leuteschеuen Freigeiste, der sich an den Häusern hinschleicht, ein Schnippchen schlägt und trotzig zuruft: „komm heraus, wenn du was hast!" Ich kann beide nicht leiden; und das sonderbarste ist, daß auch hier nicht selten Mämme und Renommist in Einer Person sind. Sondern ich glaube, daß der wahre Christ weder den einen noch den andern spielt, zu mißtrauisch auf seine Vernunft, zu stolz auf seine Empfindung! —

So viel gegen die Forderung des Herrn Hauptpastors im Allgemeinen betrachtet. Ich komme auf den einzelnen Fall, den er dabei im Sinne hat. Denn mein Ungenannter muß es doch wohl seyn sollen, der sich einer Freiheit bedient, die er nicht haben müßte.

Aber wo hat er sich denn ihrer bedient? Wo hat er denn die Apostel als Dummköpfe, Bösewichter, Leichenräuber gelästert? Ich biete dem Herrn Hauptpastor Trotz, mir eine einzige Stelle in den Fragmenten zu zeigen, wo er mit solchen Ehrentiteln um sich wirft. Der Herr Hauptpastor sind es einzig und allein selbst, dem sie hier zuerst über die Zunge oder aus der Feder, — zuerst in die Gedanken gekommen. Er, er mußte im Namen des Ungenannten die Apostel lästern, damit er den Ungenannten lästern könne.

Und daß man ja nicht glaube, als ob ich meinen Ungenannten bloß damit schützen wolle, daß jene Ehrentitel nicht buchstäblich bei ihm zu finden! Mein Ungenannter hat sogar nichts von den Aposteln positiv behauptet, was sie derselben würdig machen könnte, nirgends ihnen den Gehalt derselben gerade auf den Kopf zugesagt.

Es ist nicht wahr, daß mein Ungenannter schlechthin sagt: „Christus ist nicht auferstanden, sondern seine Jünger haben seinen Leichnam gestohlen." Er hat die Apostel dieses Diebstahls weder überwiesen, noch überweisen wollen. Er sah zu wohl ein, daß er sie dessen nicht überweisen könne. Denn ein Verdacht, selbst ein höchstwahrscheinlicher Verdacht ist noch lange kein Beweis.

Mein Ungenannter sagt bloß: dieser Verdacht, welchen sein Gehirn nicht ausgebrütet, welcher sich aus dem Neuen Testamente selbst herschreibt, dieser Verdacht sey durch die Erzählung des Matthäus

von Bewahrung des Grabes nicht so völlig gehoben und widerlegt, daß er nicht noch immer wahrscheinlich und glaublich bleibe; indem besagte Erzählung nicht allein ihrer innern Beschaffenheit nach höchst verdächtig, sondern auch ein ἅπαξ λεγόμενον sey, dergleichen in der Geschichte überhaupt nicht viel Glauben verdiene, und hier desto weniger, weil sich selbst diejenigen nie darauf zu berufen getraut, denen an der Wahrheit derselben am meisten gelegen gewesen.

Wer sieht nun nicht, daß es sonach hier weniger auf die Wahrheit der Sache, als auf die glaubwürdige Art der Erzählung ankömmt? Und da die Erzählung einer sehr wahren Sache sehr unglaublich seyn kann; wer erkennt nicht, daß diese Unglaublichkeit jener Wahrheit nur in so weit präjudicirt, als man die Wahrheit einzig und allein von der Erzählung will abhangen lassen?

Doch gesetzt auch, mein Ungenannter hätte sich in diesen Gränzen nicht gehalten, er hätte nicht bloß zeigen wollen, was jeder gute Katholik ohne Anstoß glauben und behaupten kann, daß in der schriftlichen Erzählung der Evangelisten und Apostel einzig und allein gewisse heilige Begebenheiten so ungezweifelt nicht erscheinen, daß sie nicht noch einer anderweitigen Bekräftigung bedürfen; gesetzt, er hätte das wahrscheinliche für wahr, das glaubliche für unläugbar gehalten, er hätte es schlechterdings für ausgemacht gehalten, daß die Apostel den Leichnam Jesu entwendet: so bin ich auch sodann noch überzeugt, daß er diesen Männern, durch welche gleichwohl so unsäglich viel Gutes in die Welt gekommen, wie er selbst nicht in Abrede ist, daß er, sage ich, diesen uns in aller Absicht so theuren Männern die schimpflichen Namen Betrüger, Bösewichter, Leichenräuber würde erspart haben, die dem Herrn Hauptpastor so geläufig sind.

Und zwar würde er sie ihnen nicht bloß aus Höflichkeit erspart haben; nicht bloß aus Besorglichkeit das Kalb, wie man zu sagen pflegt, zu sehr in die Augen zu schlagen; sondern er würde sie ihnen erspart haben, weil er überzeugt seyn mußte, daß ihnen zu viel damit geschähe.

Denn wenn es schon wahr ist, daß moralische Handlungen, sie mögen zu noch so verschiedenen Zeiten, bei noch so verschiedenen

Völkern vorkommen, in sich betrachtet immer die nämlichen bleiben: so haben doch darum die nämlichen Handlungen nicht immer die nämlichen Benennungen, und es ist ungerecht, irgend einer eine andere Benennung zu geben, als die, welche sie zu ihren Zeiten und bei ihrem Volk zu haben pflegte.

Nun ist es erwiesen und ausgemacht, daß die ältesten und angesehensten Kirchenväter einen Betrug, der in guter Absicht geschieht, für keinen Betrug gehalten, und diese nämliche Denkungsart den Aposteln beizulegen, sich kein Bedenken gemacht haben. Wer diesen Punct von einem unverdächtigen Theologen selbst belegt und aufs Reine gebracht lesen will, der lese Ribovs Programm de Oeconomia patrum. Die Stellen sind unwidersprechlich, die Ribov daselbst mit Verschwendung zusammen trägt, um zu beweisen, daß die Kirchenväter fast ohne Ausnahme der festen Meinung gewesen, integrum omnino Doctoribus et coetus Christiani Antistitibus esse, ut dolos versent, falsa veris intermisceant et imprimis religionis hostes fallant, dummodo veritatis commodis et utilitati inserviant. Auch sind die Stellen der andern Art, wo die Kirchenväter den Aposteln selbst eine dergleichen *οἰκονομίαν*, eine dergleichen falsitatem dispensativam beilegen, eben so unläugbar. Was Hieronymus unter andern vom heil. Paulus versichert,[1] ist so naiv, daß es dem naiven Ribov selbst auffällt, darum aber nicht weniger die wahre Meinung des Hieronymus bleibt.

Man sage nicht, daß diese uns jetzt so befremdende Vorstellung von der Aufrichtigkeit der ersten Kirchenväter und Apostel bloße Vortheile der Auslegungskunst, bloßen Wörterkram betreffe. Worte und Handlungen liegen nicht so weit auseinander, als man insgemein glaubt. Wer fähig ist, eine Schriftstelle wider besser Wissen und Gewissen zu verdrehen, ist zu allem andern fähig, kann falsch Zeugniß ablegen, kann Schriften unterschieben, kann Thatsachen erdichten, kann zu Bestätigung derselben jedes Mittel für erlaubt halten.

Gott bewahre mich, daß ich zu verstehen geben sollte, daß die Apostel zu diesem **allem** fähig gewesen, weil sie die Kirchenväter zu

[1] Paulus in testimoniis, quæ sumit de veteri testamento, quam artifex, quam prudens, quam dissimulator est ejus quod agit!

einem für fähig gehalten! Ich will nur die Frage veranlassen: ob in eben dem Geiste, in welchem wir jetzt in Ansehung dieses einen über sie urtheilen, ein billiger Mann allenfalls nicht auch in Ansehung des übrigen urtheilen müßte, wenn es ihnen wirklich zur Last fiele?

Und so ein billiger Mann war mein Ungenannter allerdings. Er hat keine Schuld, die in leichtem Gelde gemacht war, in schwerem wiedergefordert. Er hat kein Verbrechen, welches unter nachsehenderen Gesetzen begangen war, nach späteren geschärfteren Gesetzen gerichtet. Er hat keine Benennung, die dem Abstracto der That zu ihrer Zeit nicht zukam, dem Concreto des Thäters zu unserer Zeit beigelegt. Er hat immer in seinem Herzen dafür halten können, daß wir betrogen sind; aber er hat sich wohl gehütet zu sagen, daß wir von Betrügern betrogen sind.

Vielmehr spielt jeder, welcher meinen Ungenannten dieses letztere sagen läßt, weil er ihn überführen kann, daß er das erstere geglaubt habe, selbst einen Betrug, um einen Pöbel in Harnisch zu bringen, der keinen Unterschied zu machen fähig ist. Ob aber diese Absicht auch zu den Absichten gehört, die einen Betrug entschuldigen, das lasse ich dahin gestellt seyn. Ich sehe wenigstens den Nutzen, der daraus entspringen soll, noch nicht ein; und ich muß erst erfahren, ob selbst der Pöbel jetziger Zeit nicht schon klüger und vernünftiger ist, als die Prediger, die ihn so gern hetzen möchten.

Herr Goeze weiß sehr wohl, daß mein Ungenannter eigentlich nur behauptet, daß die Apostel es ebenfalls gemacht, wie es alle Gesetzgeber, alle Stifter neuer Religionen und Staaten zu machen für gut befunden. Aber das fällt dem Pöbel, für den er schreibt und predigt, nicht so recht auf. Er spricht also mit dem Pöbel die Sprache des Pöbels und schreit, daß mein Ungenannter die Apostel als Betrüger und Bösewichter lästere. — Das klingt! das thut Wirkung! — Vielleicht, wie gesagt, aber auch nicht. Denn auch der geringste Pöbel, wenn er nur von seiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, gesitteter, besser; anstatt, daß es bei gewissen Predigern ein Grundgesetz ist, auf dem nämlichen Puncte der Moral und Religion immer und ewig stehen zu bleiben,

auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren standen. Sie reißen sich nicht von dem Pöbel, — aber der Pöbel reißt sich endlich von ihnen los.

Anti-Goeze.

Non leve est, quod mihi impingit tantæ urbis pontifex.
Hieron. adv. Ruffinum.

SECHSTER. (8)

1778.

Ich habe erwiesen (Anti-Goeze III.) daß die Vortheile, welche die Religion objective aus den Zweifeln und Einwürfen zieht, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen sie angeht, so wesentlich und groß sind, daß aller subjective Nachtheil, der daraus mehr befürchtet wird, als daß er wirklich daraus entstehe, in keine Betrachtung zu kommen verdient, welches auch schon daher klar ist, weil der subjective Nachtheil nur so lange dauert, bis der objective Vortheil sich zu äußern beginnt, in welchem Augenblicke sofort objectiver Vortheil auch subjectiver Vortheil zu werden anfängt. — Ich habe erwiesen, daß sonach die Kirche, welche ihr wahres Beste versteht, sich nicht einfallen lassen kann, die Freiheit, die Religion zu bestreiten, auf irgend eine Weise einzuschränken, weder in Ansehung der Sprache, noch in Ansehung der Personen einzuschränken, von welchen allein und in welcher allein die Bestreitung geschehen dürfe. (A. G. IV.) — Ich habe erwiesen, daß am wenigsten eine Ausnahme von Puncten gemacht werden dürfe, welche die Bestreitung nicht treffen soll (A. G. V.); indem dadurch ein Verdacht entstehen würde, welcher der Religion sicherlich mehr Schaden brächte, als ihr die Bestreitung der ausgenommenen Puncte nur immer bringen könnte. —

Wenn nun hieraus erhellt, daß die Kirche auch nicht einmal das Recht muß haben wollen, die Schriften, die gegen sie geschrieben

worden, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mögen, in ihrer Geburt zu ersticken, oder zu ihrer Geburt gar nicht gelangen zu lassen, es sey denn durch die bessere Belehrung ihrer Urheber; wenn selbst diese Urheber, in welchen sie nur den Irrthum verfolgt, alle die Schonung von ihr genießen, welche man denjenigen so gern widerfahren läßt, die uns wider ihren Willen, der nur auf unser Verderben geht, Gutes erzeigen: wie kann sie den für ihren Feind erkennen, in welchem sie nicht einmal den eigenen Irrthum zu verfolgen hat, welcher bloß fremde Irrthümer bekannt macht, um ihr den daraus zu erwartenden Vortheil je eher je lieber zu verschaffen? Wie kann der Herausgeber eines freigeisterischen Buches eine Ahndung von ihr zu besorgen haben, mit der sie nicht einmal den Verfasser desselben ansehen würde? —

Als Hieronymus eine, seinem eigenen Urtheile nach, der wahren christlichen Religion höchst verderbliche Schrift aus dem Griechischen übersetzte — Es waren des Origines Bücher περὶ ἀρχῶν. Man merke wohl, übersetzte! Und übersetzen ist doch wohl mehr, als bloß herausgeben — Als er diese gefährliche Schrift in der Absicht übersetzte, um sie von den Verkleisterungen und Verstümmelungen eines andern Uebersetzers, des Ruffinus, zu retten, d. i. um sie ja in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Verführungen der lateinischen Welt vorzulegen, und ihm hierüber eine gewisse schola tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein sehr strafbares Aergerniß auf seiner Seele; was war seine Antwort? O impudentiam singularem! Accusant medicum, quod venena prodiderit. — Nun weiß ich freilich nicht, was er mit jener schola tyrannica eigentlich sagen wollen. Und es wäre doch erstaunlich, wenn es auch damals schon unter den christlichen Lehrern Leute gegeben hätte, wie Goeze! — Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch schon für mich auch gegeben. „Weil ich das Gift, das im Finstern schleicht, dem Gesundheitsrathe „anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben?“

Freilich, als ich die Fragmente heraus zu geben anfing, wußte ich, oder äußerte ich doch den Umstand noch nicht, den ich zur Entschuldigung eines Unternehmens, bei welchem ich darauf keine Rücksicht nahm oder nehmen konnte, hier brauchen zu wollen scheine.

Ich wußte oder äußerte noch nicht, daß das Buch ganz vorhanden sey, an mehreren Orten vorhanden sey, und in der Handschrift darum keinen geringern Eindruck mache, weil der Eindruck nicht in die Augen falle. Aber ich scheine auch nur, mich dieses Umstandes zu meiner Rechtfertigung bedienen zu wollen.

Ich bin ohne ihn dadurch gerechtfertigt genug, daß ich, als ich einmal eine sehr unschuldige Stelle aus dem Werke meines Ungenannten gelegentlich bekannt gemacht hatte, aufgefordert wurde, mehr daraus mitzutheilen. Ja ich will noch mehr Blöße geben.

Ich will geradezu bekennen, daß ich auch ohne alle Aufforderung würde gethan haben, was ich gethan habe. Ich würde es vielleicht nur etwas später gethan haben.

Denn einmal habe ich nun eine ganz abergläubische Achtung gegen jedes geschriebene und nur geschrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne, daß der Verfasser die Welt damit belehren oder vergnügen *wollen*. Es jammert mich, wenn ich sehe, daß Tod oder andere dem thätigen Manne nicht mehr und nicht weniger willkommene Ursachen so viel gute Absichten vereiteln können, und ich fühle mich sofort in der Befassung, in welcher sich jeder Mensch, der dieses Namens noch würdig ist, bei Erblickung eines ausgesetzten Kindes befindet. Er begnügt sich nicht, ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen, es unbeschädigt und ungestört da liegen zu lassen, wo er es findet; er schafft oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigstens Taufe und Namen erhalte. Eines denn freilich wohl lieber als das andere, nachdem ihm das eine mehr angelächelt, als das andere, nachdem ihm das eine den *Finger mehr gedrückt*, als das andere.

Gerade so *wünschte* ich wenigstens — denn was wäre es nun, wenn auch darum noch so viel Lumpen mehr dergestalt verarbeitet werden müßten, daß sie Spuren eines unsterblichen Geistes zu tragen fähig würden? — *wünschte* ich wenigstens alle und jede ausgesetzten Geburten des Geistes mit eins in das große für sie bestimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können, und wenn ich deren selbst nur wenige wirklich dahin bringe, so liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich thue, was ich kann, und jeder thue nur eben so viel. Selbst die Ursache liegt oft in mir nicht allein, warum ich eher diese

als jene hinbringe, warum ich mir von dem gesunderen und freundlicheren Findlinge den Finger umsonst muß drücken lassen, sondern es wirken auch hier meistens so viel kleine unmerkliche Ursachen zusammen, daß man mit Recht sagen kann, habent sua fata libelli.

Aber nie habe ich diese meine Schwachheit, — wodurch ich, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, zum Bibliothekar geboren, oder zum Bibliothekar von der Natur verwahrlost bin, — nie habe ich diese meine Schwachheit denken können, ohne meine individuelle Lage glücklich zu preisen. Ich bin sehr glücklich, daß ich hier Bibliothekar bin und an keinem andern Orte. Ich bin sehr glücklich, daß ich dieses Herrn Bibliothekar bin und keines andern. —

Unter den heidnischen Philosophen, welche in den ersten Jahrhunderten wider das Christenthum schrieben, muß ohne Zweifel Porphyrius der gefährlichste gewesen seyn, so wie er, aller Vermuthung nach, der scharfsinnigste und gelehrteste war. Denn seine 15 Bücher *κατὰ χριςιανῶν* sind, auf Befehl des Constantinus und Theodosius so sorgsam zusammengesucht und vernichtet worden, daß uns auch kein einziges kleines Fragment daraus übrig geblieben. Selbst die dreißig und mehr Verfasser, die ausdrücklich wider ihn geschrieben hatten, worunter sich sehr große Namen befinden, sind darüber verloren gegangen; vermuthlich weil sie zu viele und zu große Stellen ihres Gegners, der nun einmal aus der Welt sollte, angeführt hatten. — Wenn es aber wahr seyn sollte, was Isaac Vossius den Salvius wollen glauben machen, [1] daß dem ungeachtet noch irgendwo ein Exemplar dieser so fürchterlichen Bücher des Porphyrius vorhanden sey, in der mediceischen Bibliothek zu Florenz nämlich, wo es aber so heimlich gehalten werde, daß niemand es lesen, niemand das geringste der Welt daraus mittheilen dürfe: wahrlich, so möchte ich dort zu Florenz nicht Bibliothekar seyn, und wenn ich Großherzog zugleich seyn könnte. Oder vielmehr, ich möchte es nur unter dieser Bedingung seyn, damit ich ein der Wahrheit und dem Christenthume so nachtheiliges Verbot geschwind aufheben, geschwind den Porphyrius in meinem herzoglichen Palaste drucken lassen, und geschwind das

[1] Ritmeieri Conringiana Epistolica. p. 71

Großherzogthum, welches mir jetzt schon im Gedanken zur Last ist, geschwind wieder an seine Behörde abgeben könnte. —

Abälard ist der Mann, den ich oben [1] in Gedanken hatte, als ich sagte, daß selbst in jenen barbarischen Zeiten mehr Einwürfe gegen die Religion gemacht worden, als die Mönche zu beantworten Lust hatten, die beliebter Kürze und Bequemlichkeit wegen den nur gleich zu allen Teufeln zu schicken bereit waren, der sich mit seinen Einwürfen an das Licht wagte. Denn sollte man wohl glauben, daß Trotz den Streitigkeiten, welche der heil. Bernhardus dem Abälard gegen verschiedene seiner Schriften erregte; Trotz der Sammlung, welche Amboise mit seiner nicht geringen Gefahr von den Schriften des Abälards machte; Trotz den Nachlesen, welche Martene und Durand und B. Petz zu dieser Sammlung gehalten haben, uns doch noch dasjenige Werk des Abälard mangelt, aus welchem die Religionsgesinnungen desselben vornehmlich zu ersehen seyn müßten? D'Achery hatte es, ich weiß nicht in welcher Bibliothek gefunden, hatte eine Abschrift davon genommen, und war Willens es drucken zu lassen. Aber D'Achery ging oder mußte mit andern Gelehrten — auch Benediktinern ohne Zweifel — vorher noch darüber zu Rathe gehen, und so konnte aus dem Drucke nichts werden; die glücklich aufgefundene Schrift des Abälard, in quo, genio suo indulgens, omnia christianæ religionis mysteria in utramque partem versat, ward zu ewigen Finsternissen verdammt. [2] Die Abschrift des D'Achery kam in die Hände des Martene und Durand; und diese, welche so viel historischen und theologischen Schund dem Untergange entrissen hatten, hatten eben so wenig das Herz, noch ein bischen Schund mehr der Welt aufzubewahren, weil es doch nur philosophischer Schund war. — Arme Scharteke! Gott führe dich mir in die Hände, ich lasse dich so gewiß drucken, so gewiß ich kein Benediktiner bin! — Aber wünschen einer zu seyn, könnte ich fast, wenn man nur als ein solcher mehr dergleichen Manuscripte zu sehen bekäme. Was wäre es, wenn ich auch gleich das erste Jahr wieder aus dem Orden gestoßen würde?

[1] A. G. IV. S. 16. (S. 157.)
[2] Thes. Anecd. T. V. Præf.

Und das würde ich gewiß. Denn ich würde zu viel wollen drucken lassen, wozu mir der Orden den Vorschub verweigerte. Der alte Lutheraner würde mich noch zu oft in den Nacken schlagen, und ich würde mich nimmermehr bereden können, daß eine Maxime, welche der päpstischen Hierarchie so zuträglich ist, auch dem wahren Christenthume zuträglich seyn könne.

„Doch das alles heißt ja nur eine Missethat durch das Jucken „entschuldigen wollen, welches man, sie zu begehen, unwiderstehlich „fühlet. Wenn es denn deine Schwachheit ist, dich verlassener Hand„schriften anzunehmen, so leide auch für deine Schwachheit. Genug, „von dieser Handschrift hätte schlechterdings nichts müssen gedruckt „werden, weil sie wenigstens eben so schlimm ist, als das Toldos „Jeschu."

Wohl angemerkt! Und also hätte auch wohl Toldos Jeschu nicht müssen gedruckt werden? Also waren die, welche es unter uns bekannt, und durch den Druck bekannt machten, keine Christen? Freilich war der, welcher es den Christen zuerst gleichsam unter die Nase rieb, nur ein getaufter Jude. Aber Porchetus? Aber Luther? Und Wagenseil, der sogar das hebräische Original retten zu müssen glaubte! O der unbesonnene, der heimtückische Wagenseil! Sonst bekam unter tausend Juden kaum einer das Toldos Jeschu zu lesen: nun können es alle lesen. Und was er auch sonst noch einmal vor dem Richterstuhl Gottes schwer wird zu verantworten haben, der böse Wagenseil! Aus seiner Ausgabe hat der abscheuliche Voltaire seine scurrilen Auszüge gemacht, die er zu machen wohl unterlassen haben würde, wenn er das Buch erst in den alten Drucken des Raymundus oder Porchetus hätte aufsuchen müssen. —

Nicht wahr, Herr Hauptpastor? Ich setze hinzu: die er zu machen auch wohl gar hätte müssen bleiben lassen, wenn Wagenseil das Lästerbuch anstatt hebräisch und lateinisch, hebräisch und deutsch hätte drucken lassen. Das wäre denn ein kleines Exempelchen, von welchem allgemeinen Nutzen es ist, wenn die Schriften wider die Religion nur lateinisch zu haben sind. Nicht wahr, Herr Hauptpastor?

Indeß, Herr Hauptpastor, hat doch Wagenseil, in der weitläuftigen Vorrede zu seinen Telis igneis Satanæ, sein Unternehmen

so ziemlich gut vertheidigt. Und wollen Sie wohl erlauben, daß ich nur eine einzige Stelle daraus hersetze, in welcher auch ich mit eingeschlossen zu seyn glaube? Es ist die, welche den Hauptinhalt der ganzen Vorrede in wenig Worte faßt. Neque vero, non legere tantum Hæreticorum scripta, sed et opiniones illorum manifestare, librorumque ab iis compositorum, sive fragmenta aut compendia, sive integrum contextum, additis quidem plerumque confutationibus, aliquando tamen etiam sine iis, publice edere, imo et blasphemias impiorum hominum recitare, viri docti piique olim et nunc fas esse arbitrati sunt.

Anti-Goeze.

Ne hoc quidem nudum est intuendum, qualem causam vir bonus, sed etiam quare, et qua mente defendat.

Quinctilianus.

SIEBENTER. (9)

1778.

Aber der Herr Hauptpastor wird ärgerlich werden, daß ich ihm so Schritt vor Schritt auf den Leib rücke, um ihn endlich in dem Winkel zu haben, wo er mir nicht entwischen kann. Er wird schon jetzt, ehe ich ihn noch ganz umzingelt habe, mir zu entwischen suchen, und sagen: „Ei, wer spricht denn auch von dem bloßen Drucke? Der „ließe sich freilich noch so so beschönigen. Das eigentliche Verbrechen „steckt da, daß der Herausgeber der Fragmente zugleich die Advo„catur des Verfassers übernommen hat.“

Advocatur? Die Advocatur des Verfassers? — Was hatte denn mein Ungenannter für eine Advocatur, die ich an seiner Statt übernommen? Die Advocatur ist die Befugniß, vor gewissen Gerichten gewisse Rechtshändel führen zu dürfen. Daß mein Ungenannter irgendwo eine solche Befugniß gehabt habe, wüßte ich gar nicht. — Es wäre denn, daß man seine Befugniß, den gesunden Menschen-

verstand vor dem Publicum zu vertheidigen, darunter verstehen wolle. Doch diese Befugniß hat ja wohl ein jeder von Natur, giebt sich ja wohl ein jeder von selbst, braucht keiner erst lange von dem andern zu übernehmen. Sie ist weder eine Fleischbank, noch ein Pastorat.

Doch dem guten Herrn Hauptpastor die Worte so zu mäkeln! So genau bei ihm auf das zu sehen, was er sagt, und nicht vielmehr auf das, was er sagen will? Er will sagen, daß ich übernommen, der Advocat des Ungenannten zu seyn, mich zum Advocaten des Ungenannten aufgeworfen. Das will er sagen, und ich wette zehn gegen eins, daß ihn kein Karrenschieber anders versteht. —

So habe er es denn auch gesagt! — Wenn ich nur sähe, wo der Weg nun weiter hinginge. Denn auch hier laufen Straßen nach allen Gegenden des Himmels. — Freilich, wenn ich wüßte, was für einen Begriff der Herr Hauptpastor von einem Advocaten sich mache: so wollte ich den geraden Weg, in seine Gedanken einzudringen, bald finden. —

Sollte der Herr Hauptpastor wohl Wundershalben hier einmal gar den rechten Begriff sich machen? Sollte er wohl gar den wahren Advocaten kennen und meinen? den ehrlichen Mann unter diesem Namen meinen, der der Gesetze genau kundig ist, und keinen Handel übernimmt, als solche, von deren Gerechtigkeit er überzeugt ist? — Nein, nein, den kann er nicht meinen. Denn ich habe nirgend gesagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten, völlig so wie sie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie gesagt, vielmehr habe ich gerade das Gegentheil gesagt. Ich habe gesagt und erwiesen, daß wenn der Ungenannte auch noch in so viel einzelnen Punkten Recht habe und Recht behalte, im Ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen scheine.

Ich darf kühnlich hinzusetzen, was einer Art von Prahlerei ähnlich sehen wird. Genug, daß billige Leser Fälle kennen, wo dergleichen abgedrungene Prahlerei nöthig ist, und Leser von Gefühl wohl empfinden, daß ich mich hier in einem nicht der geringsten dieser Fälle befinde. — Ich habe es nicht allein nicht ausdrücklich gesagt, daß ich der Meinung meines Ungenannten zugethan sey: ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das geringste geschrieben, oder öffentlich behauptet, was

mich dem Verdachte aussetzen könnte, ein heimlicher Feind der christlichen Religion zu seyn. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geschrieben, in welchen ich nicht allein die christliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlich lutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidigt habe.

Diese Kleinigkeiten kennt der Herr Hauptpastor größtentheils selbst, und er hat mir ehedem mündlich und gedruckt seinen Beifall darüber zu bezeigen beliebt. Wie erkennt er denn nun erst auf einmal den Teufel in mir, der sich, wo nicht in einen Engel des Lichts, doch wenigstens in einen Menschen von eben nicht dem schlimmsten Schlage verstellt hatte? Sollte ich wirklich umgeschlagen seyn, seitdem ich die nämliche Luft mit ihm nicht mehr athme? Sollten mich mehrere und bessere Kenntnisse und Einsichten, die ich seit unserer Trennung zu erlangen, eben so viel Begierde als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzsichtiger und schlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem stürmischen Alter brausender Aufwallungen vermieden habe, jetzt erst nachlässig scheitern, da sanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich eben so freudig zu landen hoffe, als Er? — Gewiß nicht, gewiß nicht; ich bin noch der nämliche Mensch; aber der Herr Hauptpastor betrachtet mich nicht mehr mit dem nämlichen Auge. Die Galle hat sich seiner Sehe bemeistert, und die Galle trat ihm über — Wodurch? Wer wird es glauben, wenn ich es erzähle! Tantaene animis cœlestibus iræ? — Doch ich muß meinen Nachtisch nicht vor der Suppe aufzehren.

Ich komme auf die Advocatur zurück und sage: der wahre eigentliche Advocat meines Ungenannten, der mit seinem Clienten über den anhängigen Streit Ein Herz und Eine Seele wäre, bin ich also nicht, kann ich also nicht seyn. Ja, ich kann auch nicht einmal der seyn, der von der Gerechtigkeit der Sache seines Clienten nur eben einen kleinen Schimmer hat, und sich dennoch, entweder aus Freundschaft oder aus andern Ursachen, auf gutes Glück mit ihm auf das Meeer der Chicane begiebt; fest entschlossen, jeden Windstoß zu nutzen, um ihn irgendwo glücklich ans Land zu setzen. Denn der Ungenannte war mein Freund nicht; und ich wüßte auch sonst nichts in der Welt.

was mich bewegen können, mich lieber mit seinen Handschriften, als mit funfzig andern abzugeben, die mir weder so viel Verdruß noch so viel Mühe machen würden, wenn es nicht das Verlangen wäre, sie so bald als möglich, sie noch bei meinen Lebzeiten widerlegt zu sehen.

Bei Gott! die Versicherung dieses Verlangens, weil ich bis jetzt noch wenig Parade damit machen wollen, ist darum keine leere Ausflucht. Aber freilich eigennützig ist dieses Verlangen; höchst eigennützig. Ich möchte nämlich gar zu gern selbst noch etwas von der Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Denn daß ich als Bibliothekar die Fragmente meines Ungenannten las, war nicht mehr als billig; und daß sie mich an mehreren Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten so mancherlei Dinge, welche mein Bißchen Scharfsinn und Gelehrsamkeit gehörig auseinander zu setzen, nicht zureicht. Ich sehe hier und da, auf tausend Meilen, keine Antwort, und der Herr Hauptpastor wird sich freilich nicht vorstellen können, wie sehr eine solche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüth beunruhigt.

Bin ich *mir* denn nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich selbst, meine Beruhigung zu suchen, wo ich sie zu finden glaube? Und wo konnte ich sie besser zu finden glauben, als bei dem *Publicum*? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum seine einzelne *zeitliche* Wohlfahrt der Wohlfahrt mehrerer aufzuopfern schuldig ist. Aber auch seine *ewige*? Was vor Gott und den Menschen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreien zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung Schwachgläubige zu ärgern? — Darauf antworte mir der Herr Hauptpastor. —

Allerdings habe ich keine *besondere* Erlaubniß gehabt, von den mir anvertrauten literarischen Schätzen auch dergleichen *feurige Kohlen* der Welt mitzutheilen. Ich habe diese besondere Erlaubniß in der allgemeinen mit eingeschlossen zu seyn geglaubt, die mir mein gnädigster Herr zu ertheilen geruht. Habe ich durch diesen Glauben mich seines Zutrauens unwürdig bezeigt; so beklage ich mein Unglück, und bin strafbar. Gern, gern will ich auch der billigen Gerechtigkeit darüber in die Hände fallen, wenn Gott mich nur vor den Händen des zornigen Priesters bewahrt!

Und was wird dieser zornige Priester nun vollends sagen, wenn ich bei Gelegenheit hier bekenne, daß der Ungenannte selbst, an das Licht zu treten, sich nicht übereilen wollen. Daß ich ihn schon jetzt an das Licht gezogen, ist nicht allein ohne seinen Willen, sondern wohl gar wider seinen Willen geschehen. Dieses läßt mich der Anfang eines Vorberichts besorgen, der mir unter seinen Papieren allerdings schon zu Gesichte gekommen war, noch ehe ich mich zu dem Dienste seines Einführers in die Welt entschloß. Er lautet also: „Die Schrift, „wozu ich hier den Vorbericht mache, ist schon vor vielen Jahren von „mir aufgesetzt worden. Jedoch habe ich sie bei Gelegenheit eines „öftern Durchlesens an manchen Stellen vermehrt, an andern einge„kürzt oder geändert. Bloß meine eigene Gemüthsberuhigung war „vom ersten Anfange der Bewegungsgrund, warum ich meine Ge„danken niederschrieb, und ich bin nachher nimmer auf den Vorsatz „gerathen, die Welt durch meine Einsichten irre zu machen, oder zu „Unruhen Anlaß zu geben. Die Schrift mag im Verborgenen, zum „Gebrauch verständiger Freunde, liegen bleiben; mit meinem Willen „soll sie nicht durch den Druck gemein gemacht werden, bevor sich die „Zeiten mehr aufklären. Lieber mag der gemeine Haufe noch eine „Weile irren, als daß ich ihn, obwohl ohne meine Schuld, mit Wahr„heiten ärgern und in einen wüthenden Religionseifer setzen sollte. „Lieber mag der Weise sich des Friedens halber, unter den herrschen„den Meinungen und Gebräuchen schmiegen, dulden und schweigen, „als daß er sich und andere durch gar zu frühzeitige Aeußerung un„glücklich machen sollte. Denn ich muß es zum Voraus sagen, die „hierin enthaltenen Sätze sind nicht katechismusmäßig, sondern bleiben „in den Schranken einer vernünftigen Verehrung Gottes, und Aus„übung der Menschenliebe und Tugend. Da ich aber mir selbst, und „meinen entstandenen Zweifeln zureichend Genüge thun wollte: so „habe ich nicht umhin können, den Glauben, welcher mir so manche „Anstöße gemacht hatte, von Grund aus zu untersuchen, ob er mit „den Regeln der Wahrheit bestehen könne oder nicht.“

Luther und alle Heiligen! Herr Hauptpastor, was haben Sie da gelesen! Nicht wahr? so gar strafbar hätten Sie mich nimmermehr geglaubt? — Der Ungenannte war bei aller seiner Freigeisterei, doch

noch so ehrlich, daß er die Welt durch seine Einsichten nicht irre machen wollte; und ich, ich trage kein Bedenken, sie durch fremde Einsichten irre zu machen. Der Ungenannte war ein so friedlicher Mann, daß er zu keinen Unruhen Anlaß geben wollte; und ich, ich setze mich über alle Unruhen hinweg, von welchen Sie, Herr Hauptpastor, am besten wissen, wie sauer es jetzt einem treufleißigen Seelensorger wird, sie auch nur in einer einzigen Stadt zur Ehre unserer allerheiligsten Religion zu erregen. Der Ungenannte war ein so behutsamer Mann, daß er keinen Menschen mit Wahrheiten ärgern wollte; und ich, ich glaube ganz und gar an kein solches Aergerniß, fest überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man bloß zur Untersuchung vorlegt, sondern allein Wahrheiten, die man sofort in Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wüthenden Religionseifer zu versetzen fähig sind. Der Ungenannte war ein so kluger Mann, daß er durch allzufrühzeitige Aeußerungen, weder sich noch andere unglücklich machen wollte; und ich, ich schlage als ein Rasender meine eigene Sicherheit zuerst in die Schanze, weil ich der Meinung bin, daß Aeußerungen, wenn sie nur Grund haben, dem menschlichen Geschlechte nicht früh genug kommen können. Mein Ungenannter, der, ich weiß nicht wann schrieb, glaubte, daß sich die Zeiten erst mehr aufklären müßten, ehe sich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen lasse; und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu untersuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich ist.

Das ist alles wahr, Herr Hauptpastor; das ist alles wahr. Wenn nur bei der löblichen Bescheidenheit und Vorsicht des Ungenannten, nicht so viel Zuversicht auf seinen Erweis, nicht so viel Verachtung des gemeinen Mannes, nicht so viel Mißtrauen auf sein Zeitalter zum Grunde läge! Wenn er nur, zu Folge dieser Gesinnungen, seine Handschrift lieber vernichtet, als zum Gebrauche verständiger Freunde hätte liegen bleiben lassen! — Oder meinen Sie auch, Herr Hauptpastor, daß es gleich viel ist, was die Verständigen im Verborgenen glauben, wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Geleise bleibt, in welchem allein ihn die Geistlichen zu leiten verstehen? Meinen Sie?

Anti=Goeze.

Ex hoc uno capitulo comprobabo, ferream te frontem possidere fallaciæ. *Hierony. adv. Ruff.*

Achter. (10)

1778.

Heida! wo wollte ich in meinem Vorigen hin? Es hat sich wohl, daß der Herr Hauptpastor den Namen Advocat in seiner eigentlichen Bedeutung nehmen sollte! Advocat heißt bei seines Gleichen weiter nichts als Zungendrescher, und das, das bin ich ihm. Ein feiler Zungendrescher in Sachen des Ungenannten bin ich ihm, und er hat bloß die Güte, das minder auffallende Wort zu brauchen.

Was Wunder auch? Sein guter Freund der Reichspostreiter, ehedem selbst ein Advocat, scheint, ohne Zweifel aus eigener Erfahrung, eben den Begriff vom Advocaten zu haben, wie aus einem Epigramm zu sehen, welches er neulich in einem seiner Beiträge mit einfließen lassen. Ich weiß die schönen Zeilen nicht mehr; aber die Spitze war, daß nichts als Schreien zum Advocaten gehöre. Dieses Epigramm soll zu seiner Zeit zwischen der Börse und dem Rathhause in Hamburg einiges Aufsehen gemacht haben, und es hätte dem Verfasser leicht eben so bekommen können, wie ihm mehrere Epigramme bekommen sind, wenn er nicht die Klugheit gehabt hätte, noch zur rechten Zeit zu erklären, daß er selbst das Epigramm nicht gemacht habe. Dieses schrieb man mir aus Hamburg, und setzte hinzu: „Das „fand sich auch wirklich. Nicht der Reichspostreiter, sondern des „Reichspostreiters Pferd, hatte das Epigramm gemacht."

Doch das Pferd dieses Reiters kümmert mich eben so wenig, als der Reiter dieses Pferdes. Mag doch noch ferner eines mit dem andern immer durchstechen, und das Pferd, was es sich schämt gemacht zu haben, auf den Reiter, sowie der Reiter in gleichem Falle auf das Pferd schieben. Ihr gemeinschaftlicher Sattel ist ein Maulthier: damit gut! — Es sollte mir leid seyn, wenn der Reichspostreiter nicht eben so wohl Miller's Jests, als den Dedekind gelesen hätte. —

Und so wende ich mich wieder zu dem geistlichen Herrn, dem dieser Postreiter nur manchmal vorspannt. Ja, ja, so ist es, und nicht anders. Wenn mich der Herr Hauptpastor den Advocaten des Ungenannten nennt, so meint er bloß einen gedungenen Zungendrescher, dem es gleich viel ist, was für einer Sache er seinen Beistand leiht, wenn es nur eine Sache ist, bei der er recht viele Ränke und Kniffe, von ihm genannt Heuremata, anbringen, und Richter und Gegentheil so blenden und verwirren kann, daß dieser gern mit dem magersten Vergleiche vorlieb nimmt, ehe jener das Urtheil an den Knöpfen abzählt oder blindlings aus dem Hute greift.

So ein Kerl bin ich dem Herrn Hauptpastor! Dahin zielt 1) seine ewige Klage, über meine Art zu streiten. Dahin zielt 2) sein Vorwurf, daß ich meinen Ungenannten mit unverdienten Lobsprüchen an das Licht gezogen. Dahin zielt 3) seine Beschuldigung, daß ich alle, welche bisher noch gegen ihn geschrieben, und sich der christlichen Religion wider ihn angenommen haben, mit dem bittersten Spotte abgewiesen.

Was meine Art zu streiten anbelangt, nach welcher ich nicht sowohl den Verstand meiner Leser durch Gründe zu überzeugen, sondern mich ihrer Phantasie durch allerhand unerwartete Bilder und Anspielungen zu bemächtigen suchen soll: so habe ich mich schon zur Hälfte darüber erklärt.[1] Ich suche allerdings, durch die Phantasie, mit auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden, und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und versteht, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden. Lächerlich also ist es, wenn der Herr Hauptpastor etwas verschreien will, was er nicht kann, und weil er es nicht kann. Und noch lächerlicher ist es, wenn er gleichwohl selbst überall so viel Bestreben verräth, es gern können zu wollen. Denn unter allen nüchternen und schalen Papierbesudlern braucht keiner mehr Gleichnisse, die von nichts ausgehen, und auf nichts hinaus laufen, als Er. Selbst witzig seyn und spotten, möchte er manchmal gern; und der Reichspostreiter oder

[1] Anti-Goeze. II.

dessen Pferd, hat ihm auch wirklich das Zeugniß gegeben, „daß er die satyrische Schreibart gleichfalls in seiner Gewalt habe.“ — Worauf sich aber wohl dieses gleichfalls beziehen mag? — Ob auf die anständige Schreibart, welche sonst in der Schrift des Herrn Hauptpastors herrschen soll? Ob auf die Gründe, mit welchen er streiten soll? — Darüber möchte ich mir denn nun wohl competentere Richter erbitten, als den Postreiter und sein Pferd. — Oder ob auf mich? Ob der Postreiter sagen wollen, daß der Herr Hauptpastor eben so gut als ich die satyrische Schreibart in seiner Gewalt habe? — Ja, darin kann der Postreiter und sein Pferd leicht Recht haben. Denn ich habe die satyrische Schreibart, Gott sey Dank, gar nicht in meiner Gewalt; habe auch nie gewünscht, sie in meiner Gewalt zu haben. Das einzige, was freilich mehrere Pferde Satyre zu nennen pflegen, und was mir hierüber zu Schulden kömmt, ist dieses, daß ich einen Postreiter einen Postreiter, und ein Pferd ein Pferd nenne. Aber wahrlich, man hat Unrecht, wenn man Offenherzigkeit, und Wahrheit, mit Wärme gesagt, als Satyre verschreit. Häckerling und Haber können nicht verschiedener von einander seyn, mein gutes Pferd! Ich will dich besser lehren, was Satyre ist. Wenn dein Reiter, — sonst genannt der Schwager, weil er schwägerlich die Partei eines jeden hält, dem er vorreitet, — sagt, daß eine anständige Schreibart in den Schriften des Herrn Hauptpastors herrsche; wenn er sagt, daß der Herr Hauptpastor mit Gründen streite: glaube mir, das, das ist Satyre. Das ist eben so platte Satyre, als wenn er dich einen Pegasus nennen wollte, indem du eben unter ihm in die Knie sinkst. Glaube mir, Scheckchen, du kennst diesen abgefeimten Schwager noch nicht recht: ich kenne ihn besser. Er hat sonst auch mir vorgeritten; und du glaubst nicht, was für hämische Lobsprüche sein ironisches Hörnchen da vor mir her geblasen. Wie er es mir gemacht hat, so macht er es allen; und ich bedaure den Hrn. Hauptpastor, wenn er, durch so ein boshaftes Lob eingeschläfert, sich nicht im Ernst auf die Gründe gefaßt hält, die der Schwager in ihm schon will gefunden haben. Er kann ja allenfalls den Schwager auch nur fragen, welches diese Gründe sind. — Denn komm an, Scheckchen, — weil ich doch einmal angefangen habe, mit einem Pferde zn raisonniren. — Sage

du selbst, edler Houyhnhnm — (man muß seinen Richter auch in einem Pferde ehren) — sage du selbst, mit was für Gründen kann der Mann streiten, der sich auf meine Gegengründe noch mit keinem Wort eingelassen hat? der, anstatt zu antworten, nur immer seine alte Beschuldigungen wörtlich wiederholt, und höchstens ein paar neue hinzusetzt, die er eben so wenig gut zu machen gedenkt? Seit der Zeit, da du sein erstes Kartel in die weite Welt getragen, das du großmüthig einem noch stumpf gerittenern Pferde abnahmst, hat er nicht aufgehört, mich mündlich und schriftlich zu schmähen, ob ich ihm gleich auf jenes sein Kartel, wie ein Mann geantwortet zu haben glaube. Warum widerlegt er meine Axiomata nicht, wenn er kann? Warum bringt er nur immer neue Lästerungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in allen hohlen Wegen so tückisch auf, und zwingt mich, ihm nicht als einem Soldaten, sondern als einem Buschklepper zu begegnen? Ist das guter Krieg, wenn er den Männern des Landes aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder desselben ungestört würgen zu können? Der Begriff ist der Mann; das sinnliche Bild des Begriffs ist das Weib; und die Worte sind die Kinder, welche beide hervorbringen. Ein schöner Held, der sich mit Bildern und Worten herumschlägt, und immer thut, als ob er den Begriff nicht sähe! oder immer sich einen Schatten von Mißbegriff schafft, an welchem er zum Ritter werde. Er versprach einst, den Liebhabern solcher Leckerbissen eine ganze große Schüssel Fricassee von diesen Weibern und Kindern meines Landes vorzusetzen.[1] Aber er hat sein Versprechen wieder zurückgenommen: denn es ist freilich ganz etwas anders, hier und da ein Weib oder ein Kind in meinem Lande meuchlings zu morden: und ganz etwas anders, dieser Weiber und Kinder zusammen mehrere, oder gar alle, in die Pfanne zu hauen. Er fand bald, daß er auch davon die Nase weglassen müsse; und ich muß bekennen, daß er mich damit um einen sehr lustigen Triumph gebracht hat. Denn die Gelegenheit wird mir sobald nicht wiederkommen, ohne Großsprecherei zeigen zu können, daß auch da, wo ich mit Worten am meisten spiele, ich dennoch nicht mit leeren Worten

[1] Etwas Vorl. Vorr. VII.

spiele; daß überall ein guter triftiger Sinn zum Grunde liegt, auch wenn nichts als lauter ägyptische Grillen und chinesische Fratzenhäuserchen daraus empor steigen. Das, wie gesagt, kann ich nicht mehr zeigen; und mit Analysirung der Proben, die der Herr Hauptpastor in der ersten blinden Hitze gegeben, will ich auch ein Pferd nicht aufhalten, das mehr zu thun hat. Lieber, wenn du meinst, edler Houyhnhnm, daß ich die Widerlegung meiner Axiomen von ihm noch zu erwarten habe, will ich dich bitten, ihm durch den Schwager ein Wort im Vertrauen zukommen zu lassen, dieweil er es noch nutzen kann. — Aber warum durch den Schwager? Als ob ich dir minder zutraute, als dem Schwager? Als ob der Herr Hauptpastor dich mit minderer Aufmerksamkeit hören würde, als den Schwager? — Sey du es also nur selbst, der dem Herrn Hauptpastor meine Wünsche und Erwartungen und Besorgnisse mittheilt. Sage du ihm nur selbst, wie sehr ich mich darauf freue, endlich auch einmal von ihm belehrt zu werden. Ich bin äußerst unruhig, bis ich seine Gründe in aller ihrer Stärke gegen die meinigen abwägen kann, denen ich gleichfalls alle ihre Schärfe zu ertheilen, nur auf Gelegenheit warte. Ich habe manches in den Axiomen hingeworfen, von welchem ich wohl weiß, daß es eine nähere Erörterung bedarf und verdient; aber ich bin auch gefaßt darauf, und es sollte mir sehr leid thun, wenn er nirgends anbeißen, sich auf nichts, was eigentlich zur Sache gehört, einlassen wollte. Gleichwohl muß ich es leider besorgen! Denn denke nur, edler Houyhnhnm, denke nur, was er mir eben jetzt[1] schon im Voraus von seinem bald zu eröffnenden Feldzuge wissen läßt! Da steht auf einer Anhöhe eine armselige Vedette; die, die will er mit Heereskraft fürs erste verjagen. Ich habe ein Histörchen erzählt von einem hessischen Feldprediger (könnte auch ein braunschweigischer gewesen seyn), der auf einer Insel, die in keiner Geographie steht, gute lutherische Christen fand, die von dem Katechismus sehr wenig, und von der Bibel ganz und gar nichts wußten. Nun ist ihm das Ding, weil der Reichspostreiter nichts davon mitgebracht hat, weil auch du ohne Zweifel nichts davon weißt, so unbegreiflich, als ob es gar nicht

[1] Lessings Schwächen S. 5.

möglich wäre, und ich soll es ihm beweisen, wie man wirklich geschehene Dinge zu beweisen pflegt, mit glaubwürdigen Zeugen, mit rechtskräftigen Documenten und dergleichen. Kann ich das, so will er es glauben, es mag möglich seyn oder nicht. Kann ich das aber nicht, so will er der ganzen Welt erklären, daß ich ein Betrüger bin, und mir die gesammten hessischen Feldprediger, wegen dieser groben Verleumdung eines ihrer Collegen auf den Hals hetzen. Ja er treibt seine Rache wohl noch weiter, und giebt mich bei der englischen Regierung an, der die bermudischen Inseln schon seit 1609 ein wohlthätiger Sturm sammt und sonders geschenkt hat, daß ich ihr auch dieses Inselchen schaffen muß, ich mag es hernehmen, woher ich will. Wahrlich, edler Houyhnhnm, wenn er das thut, so bin ich ohne Rettung verloren! Denn sieh nur, welches du und der Schwager vielleicht auch nicht wissen: der hessische Feldprediger ist seitdem bei Saratoga mit gefangen worden, und die bösen Amerikaner wechseln vor der Hand nicht aus. Gut, daß ihr beide das wenigstens wißt, und es mir bezeugen könnt! Wie kann ich nun dem Hrn. Hauptpastor den Feldprediger sogleich zur Stelle schaffen? Er muß warten, bis der Handel mit den Amerikanern zu Ende ist, und die Hessen wieder zu Hause sind. Dann will ich mein möglichstes thun, ihn zu befriedigen; vorausgesetzt, daß der ausgewechselte Feldprediger auf der Heimreise nicht stirbt. Damit aber doch auch meine Widerlegung nicht so lange verschoben bleiben darf: was hindert, daß er indeß die historische Wahrheit meiner Erzählung bei Seite setzt, und sie als bloße zweckmäßige Erdichtung betrachtet? Folgt aus dem bloß möglichen Falle nicht eben das, was aus dem wirklichen Falle folgen würde? Ist die Frage, „ob Menschen, welche sehr lebhaft glauben, daß es ein höch„stes Wesen giebt; daß sie arme sündige Geschöpfe sind; daß dieses „höchste Wesen demungeachtet durch ein anderes eben so hohes Wesen, „sie nach diesem Leben ewig glücklich zu machen, die Anstalt getroffen „— ob Menschen, welche das und weiter nichts glauben, Christen „sind, oder keine?“ — in beiden Fällen nicht die nämliche? Ueberlege es doch nur selbst, lieber — Gaul. Denn was brauchst du viel, dieses zu können, ein Houyhnhnm zu seyn, der du doch einmal nicht bist? Ueberlege es nur, und suche es dem Herrn Hauptpastor so gut

du kannst begreiflich zu machen. Auf jene Frage soll er antworten, auf jene Frage, und um die Colonie sich unbekümmert lassen. — Hörst du? — Hiemit lebe wohl, Gaul, und grüß mir den Schwager!

Anti-Goeze.

Qui auctorem libri dogmatici absconditum mihi revelat, non tam utilitati meæ, quam curiositati servit: immo non raro damnum mihi affert, locum faciens præjudicio auctoritatis.

Heumannus de libr. an. et pseud.

NEUNTER. (11)

1778.

Die Klage, über meine Art zu streiten, konnte ich nur in dieser nämlichen Art beantworten; und ich lasse es mir gar wohl gefallen, daß der Herr Hauptpastor meine Antwort selbst zu einem Beweise seiner Klage macht. Warum sollte ich ihm nicht, mit gutem Vorsatze, noch mehrere Beweise zu einer Klage liefern, die ich verachte?

2. Aber der Vorwurf, daß ich den Ungenannten mit unverdienten und unmäßigen Lobsprüchen beehrt, in der doppelt schelmischen Absicht, bei flachen Lesern ein günstiges Vorurtheil für ihn zu erschleichen, und die Gegner abzuschrecken, die sich etwa wider ihn rüsten möchten: dieser Vorwurf ist ernsthafter und verdient eine ernsthaftere Antwort. Nur Schade, daß ich diese ernsthaftere Antwort nicht so einleuchtend zu machen im Stande bin. Denn dieses zu können, müßte schon das ganze Werk des Ungenannten der Welt vor Augen liegen, indem sich alle meine Lobsprüche bloß und allein auf eine Beschaffenheit desselben beziehen, aus einer Beschaffenheit desselben entsprungen sind. Und aus welcher? Aus einer solchen, die sich gar wohl auch von einem Werke denken läßt, das in der Hauptsache sehr weit vom Ziele schießt. Ich habe es ein freimüthiges, ernsthaftes, gründliches, bündiges, gelehrtes Werk genannt, lauter Eigenschaften, aus welchen die Wahrheit der darin abgehandelten Materie noch

keinesweges folgt, und die ich gar wohl auf den Verfasser übertragen dürfen, ohne ihn deßwegen als einen Mann anzunehmen oder zu empfehlen, auf den man sich in allen Stücken verlassen könne. Es setzen daher diese Lobsprüche im geringsten nicht voraus, daß ich ihn näher, oder aus mehreren Werken kenne; noch weniger, daß ich ihn persönlich kenne, oder gekannt habe.

Denn so empfindlich es auch immer dem Herrn Hauptpastor mag gewesen seyn, daß ich geradezu gesagt „mein Ungenannter sey des „Gewichts, daß in allen Arten der Gelehrsamkeit, sieben Goezen nicht „ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind:“ so getraue ich mir doch diese Aeußerung einzig und allein aus dem gut zu machen, was mir von seinem Werke in den Händen ist. Der Herr Hauptpastor muß nur nicht, was ich von allen Arten der Gelehrsamkeit sage, auf alle Minutissima dieser Arten ausdehnen. So möchte es z. E. mir allerdings wohl schwer zu erweisen seyn, daß mein Ungenannter von allen plattdeutschen Bibeln eine eben so ausgebreitete gründliche Kenntniß gehabt, als der Herr Hauptpastor. Kaum dürften ihm die verschiedenen Ausgaben der lutherischen Bibelübersetzung selbst so vollkommen bekannt gewesen seyn, als dem Herrn Hauptpastor, welcher so außerordentliche Entdeckungen darin gemacht, daß er auf ein Haar nun angeben kann, um wie weit mit jeder Ausgabe die Orthodoxie des seligen Mannes gewachsen. Aber alles dieses sind doch nur Stäubchen aus der Literargeschichte, welchen mein Ungenannter nur siebenmal siebenmal so viel andere Stäubchen eben daher entgegen zu setzen haben dürfte, um mich nicht zum Lügner zu machen. Und so mit den übrigen Kenntnissen allen! Selbst mit denen, die der Ungenannte actu gar nicht, sondern nur virtualiter besaß. Die Ursache ist klar. Er war ein selbstdenkender Kopf, und selbstdenkenden Köpfen ist es nun einmal gegeben, daß sie das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen, und jeden Pfad desselben zu finden wissen, so bald es der Mühe verlohnt, ihn zu betreten. Ein Wievieltheilchen eines solchen Kopfes dem Herrn Hauptpastor zu Theil worden, bleibt seinem eigenen unparteiischen Ermessen anheimgestellt. Genug daß 7 mal 7 nur 49 macht, und auch ein Neunundvierzigtheilchen meines Ungenannten noch aller Hochachtung werth, und siebenmal mehr ist, als

man an allen Orten und Enden der Christenheit zu einem Pastor oder Hauptpastor erfordert.

Doch halt! Ich habe ja meinen Ungenannten auch einen ehrlichen unbescholtenen Mann genannt, und dieses setzt doch wohl voraus, daß ich ihn näher und persönlich kenne? — Auch dieses nicht! Und ohne mich viel mit dem Quilibet præsumitur etc. zu decken, will ich nur gleich sagen, was für Grund in seinem Werk ich gefunden habe, ihm auch diese Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nämlich: obschon mein Ungenannter freilich alle geoffenbarte Religion in den Winkel stellt, so ist er doch darum so wenig ein Mann ohne alle Religion, daß ich schlechterdings niemanden weiß, bei dem ich von der bloß vernünftigen Religion so wahre, so vollständige, so warme Begriffe gefunden hätte, als bei ihm. Diese Begriffe trägt das ganze erste Buch seines Werks vor; und wie viel lieber hätte ich dieses erste Buch an das Licht gebracht, als ein anderes Fragment, welches mir seine voreiligen Bestreiter abgedrungen haben! Nicht so wohl, weil die speculativen Wahrheiten der vernünftigen Religion darin in ein größer Licht durch neue und geschärftere Beweise gestellt worden, sondern vielmehr, weil mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit darin gezeigt wird, welchen Einfluß diese Wahrheiten auf unsere Pflichten haben müssen, wenn die vernünftige Religion in einen vernünftigen Gottesdienst übergehen soll. Alles, was er von diesem, von diesem Einfluß insbesondere sagt, trägt das unverkennlichste Merkmal, daß es aus einem eben so erleuchteten Kopfe, als reinem Herzen geflossen; und ich kann mir unmöglich einbilden, daß in eben diesem Kopfe, bei eben diesen erhabenen Einsichten, in eben diesem Herzen, bei eben diesen edlen Neigungen, tolle vorsetzliche Irrthümer, kleine eigennützige Affecten hausen und herrschen können. In eodem pectore, sagt Quinctilian, nullum est honestorum turpiumque consortium: et cogitare optima simul ac deterrima non magis est unius animi, quam ejusdem hominis bonum esse ac malum. — Das also, das war es, warum ich meinen Ungenannten einen ehrlichen unbescholtenen Mann nennen zu können glaubte, ohne aus seinem bürgerlichen Leben Beweise dafür zu haben!

Freilich glaubte ich einmal, ihn in der Person des wertheimischen

Bibelübersetzers näher zu kennen, und noch kürzlich hätte mich die ungesuchte Aeußerung eines hiesigen ehrlichen Mannes in solchem Glauben bestärken können. Dieser Mann hat ehedem, wie noch gar wohl bekannt, mit Schmiden vielen Umgang gepflogen, und ich habe sein schriftliches Zeugniß in Händen. Doch Herr Mascho hat durch so viel Schlüsse a priori meinen Wahn, oder wofür er es sonst halten mag, so kräftig bestritten, daß ich ganz und gar keine Achtung für dergleichen Schlüsse in rebus facti haben müßte, wenn ich nicht wenigstens sollte zweifelhaft geworden seyn. Zwar hinken einige dieser Schlüsse ein wenig sehr; z. E. der, welcher von der Wolfischen Philosophie hergenommen ist, die sich Schmid so ganz zu eigen gemacht hatte, und von welcher bei meinem Ungenannten keine Spur zu finden seyn soll. Denn mit Erlaubniß des Herrn Mascho, das eben angeführte erste Buch ist ganz auf Wolfische Definitionen gegründet, und wenn in allen übrigen die strenge mathematische Methode weniger sichtbar ist, so hat ja wohl die Materie mit Schuld, die ihrer nicht fähig war. Auch muß ich dem Herrn Mascho aufrichtig bekennen, daß ich nicht einsehe, wie mein Vorgeben, die Handschrift des Ungenannten habe wenigstens ein Alter von 30 Jahren, darum nicht stattfinden könne, weil Wetsteins und des Spruches 1. Johannis V. 7, darin gedacht werde. Es ist wahr, Wetsteins neues Testament kam erst 1751 heraus; aber die Prolegomena waren doch bereits 1730 erschienen, und die Streitigkeit über den Spruch Johannis ist ja wohl noch älter. Allein, was würde es helfen, wenn ich auch in diesen Kleinigkeiten Recht bekäme? Herr Mascho weiß so unzählig andere Particularia von meinem Ungenannten, welche alle auf den wertheim'schen Schmid nicht passen, daß schwerlich an diesen weiter gedacht werden kann, wenn uns Herr Mascho nur noch vorher zu sagen beliebt, woher er diese Particularia hat.

Von mir hat er sie gewiß nicht. Sondern vermuthlich hat er sie von einem gewissen E., der in den Altonaer Beiträgen (St. 30) den Verfasser der Fragmente „einen leider! nur zu bekannten Ungenannten nennt;" wenn dieser E. nicht vielmehr, was er so dreist in die Welt schreibt, von dem Herrn Mascho hat. Nach Belieben! Nur daß sich keiner auf mich berufe. Denn ich für meinen Theil, so bald ich

merkte, daß ich mich in meiner Vermuthung mit Schmiden wohl möchte übereilt haben, machte mir das Gesetz, einer solchen Vermuthung nie wieder nachzuhängen. Ja ich faßte so fort den Entschluß, auch wenn ich den wahren Namen ganz zuverlässig erführe, ihn dennoch nun und nimmermehr der Welt bekannt zu machen. Und bei diesem Entschlusse, so mir Gott hilft, bleibt es, gesetzt auch, daß ich ihn wirklich seitdem erfahren hätte.

Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein paar Buchstaben, die so oder so geordnet sind! Ich lasse es gelten, wenn wir zugleich mit dem Namen und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugnisse eines Lichtscheus trauen können. Aber da, wo von Zeugnissen, von Dingen, die lediglich auf Zeugnissen beruhen, gar nicht die Rede ist, wo die Vernunft auf ihrem eigenen Wege nur Gründe prüfen soll: was soll da der Name des, der das bloße Organ dieser Gründe ist? Er nutzt nicht allein nichts, sondern schadet auch wohl öfters, indem er einem Vorurtheile Raum giebt, welches alle vernünftige Prüfungen so jämmerlich abkürzt. Denn entweder der Ungenannte wird als ein Mann erkannt, dem es auch sonst weder an Willen noch an Kraft die Wahrheit zu erkennen gefehlt hat, und sogleich läßt sich der Pöbel, dem das Denken so sauer wird, von ihm blindlings hinreißen. Oder es findet sich, daß der Ungenannte schon sonst wo übel bestanden, und sogleich will eben der Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu schaffen haben, der festen schönen Meinung, daß dem, der an einem Sinne verwahrlost ist, nothwendig alle fünfe mangeln müssen. — So urtheilen selbst Literatoren, die es sonst für keine kleine Sache halten, auf anonyme und pseudonyme Schriftsteller Jagd zu machen: und ich sollte unphilosophischer urtheilen und handeln, als diese Männer, welche so zu reden ein Recht haben, unnütze und unphilosophische Entdeckungen zu machen? Prudentis est, sagt Heumann an dem nämlichen Orte, woher das Lemma dieses Stücks genommen ist, ita quosvis dogmaticos libros legere, quasi auctor plane sit ignotus. Hier ist das quasi wirklich. Der Leser braucht nicht erst wieder zu vergessen, was er nicht weiß.

Und nun stelle man sich vor, was ich für Augen möge gemacht

haben, als ich im Gefühl dieser meiner Gesinnungen folgende Stelle des Herrn Hauptpastors las.[1] „Zuletzt erinnere ich den Herrn L. „noch, daß es nun für ihn Pflicht sey, den Verfasser der Frag„mente zu nennen, da er mit der Entdeckung seines Namens „gedroht und es versucht hat, seinen Gegnern dadurch Furcht einzu„jagen, da es ihm nicht unbekannt seyn kann, was für gelehrte, un„bescholtene Männer für Verfasser dieser Mißgeburten ausgegeben „worden. Die Schuld, daß ihre Asche so unverantwortlich besudelt „wird, fällt auf ihn zurück, wofern er mit der Wahrheit länger zu„rück hält, und er kann solche zu offenbaren, um so viel weniger Be„denken tragen, da er seinen Autor und dessen Arbeit schon vorläufig „mit solchen Lobsprüchen beehrt hat."

Wie? Ich soll gedroht haben, den Verfasser der Fragmente zu nennen? Wo das? Und darauf soll sich meine Pflicht gründen, mit seinem Namen nicht länger hinter dem Berge zu halten? darauf? Wie die Pflicht, so der Bewegungsgrund zu Erfüllung derselben! Ich habe gewarnt, dem Ungenannten nicht gar zu bubenmäßig und schülerhaft zu begegnen, damit man sich nicht allzu sehr schämen müsse, wenn man endlich einmal erführe, wer er gewesen. Heißt das drohen? Heißt das drohen, daß man es durch mich erfahren soll? Daß ich endlich den Namen aussprechen will? — Wenn der Herr Hauptpastor hier nicht mit gutem Wissen und Vorsatz eine Lüge hingeschrieben hat, so ist es doch ein Beweis, wie er mich liest. Er liest nie das, was ich geschrieben habe, sondern immer nur das, was er gern möchte, daß ich geschrieben hätte.

[1] Frei. Beitr. 5. B. 75.

Anti-Goeze.

Aergerniß hin, Aergerniß her! Noth bricht Eisen, und hat kein Aergerniß. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, so fern es ohne Gefahr meiner Seelen geschehen mag. Wo nicht, so soll ich meiner Seelen rathen, es ärgere sich daran die ganze oder halbe Welt.

Luther.

ZEHNTER. (12)

1778.

Hiernächst ist es mir allerdings völlig unbekannt, was für gelehrte und unbescholtene Männer ohne Zweifel auf Vorspiegelung der Herren Mascho und C. in Hamburg für Verfasser der Fragmente ausgegeben werden. Aber es freut mich, daß man dort doch mehrere kennt, die so etwas könnten geschrieben haben. Es macht keinem Schande, wer er auch sey, und was der Herr Hauptpastor von unverantwortlicher Besudelung ihrer Asche sagt, will weder nach der eigentlichen, noch nach der verblümten Bedeutung mir in den Kopf. Asche nimmt es gar nicht übel, mit Koth vermengt zu werden, und der Geist, der diese Asche belebte, steht vor den Augen deß, dem es keine Mühe macht, das Eigene von dem Angelogenen zu unterscheiden. Die tappende Neugier der Sterblichen ist für beide ein Spiel, das des Zusehens nicht werth ist, und welcher Vernünftige diese Neugierde am ersten zu befriedigen sucht, erzürnt die spielenden Kinder am meisten.

Wenn der Herr Hauptpastor unter diese neugierigen spielenden Kinder nicht selbst gerechnet werden will, so sage er doch nur, in welcher ernsthaften Absicht sonst er gern den Namen meines Ungenannten wissen möchte. Kann er seine Asche noch einmal zu Asche brennen lassen? Sollen seine Gebeine in der Erde, welche sie willig aufnahm, nicht länger ruhen? Sollen sie in Staub zermalmt, auf das Wasser geworfen, in den Wind zerstreut werden? Die Erde in beiden Fällen, lieber Herr Hauptpastor, nimmt sie ja doch wieder auf. Oder wollen Sie nur das Vergnügen haben, daß Sie in ganz Deutschland herum schreiben können, ob und wo irgend noch ein Anverwandter oder

Nachkomme zu finden, den Sie es können empfinden lassen, daß er in seiner Linie oder in seinen Nebenlinien aufsteigend oder absteigend einen solchen Bösewicht gehabt habe? — Wem ist es zu verargen, wenn er so heillos von Ihnen urtheilt? Denn ganz ohne Grund kann der Mensch ja doch nicht handeln. —

Ich wollte noch eben in Ansehung des bekannt zu machenden Namens eines so höllischen Abenteurers, wofür Goeze und die wenigen seines Gelichters den Ungenannten halten, einen ganz andern Vorschlag thun, indem mir der 45. Beitrag zum Reichspostreiter gebracht wird.

O bravo! Der nämliche C., welcher in dem 40. Beitrage uns versicherte, daß der Ungenannte „leider! nur gar zu bekannt sey," findet nun für gut, wie er sich ausdrückt, „der sehr weit ausgebreiteten „Lüge, als ob ein gewisser ehemaliger berühmter Leh„rer am hamburgischen Gymnasio Verfasser der Frag„mente sey," öffentlich zu widersprechen. Er fügt hinzu: „daß „er dieses um so viel zuversichtlicher thun könne, da der Herr Licen„tiat Wittenberg Briefe von dem Sohne dieses berühmten Mannes „in Händen habe, worin derselbe jenes Vorgeben für eine Lüge und „Verleumdung erklärt, und deren Einsicht der Herr Besitzer einem „jeden, dem daran gelegen ist, gern erlauben werde."

Kann seyn, kann nicht seyn! — Aber vor allen Dingen eine Frage an den Reichspostreiter oder an diesen mehrbelobten C. im Reichspostreiter: wird an beiden Orten des Reichspostreiters der nämliche Mann verstanden oder nicht? — Wenn nicht der nämliche: ist es nicht wahre Vexirerei des Publicums, sich hier des nicht rechten so feierlich anzunehmen, und von dem rechten, von dem es dort leider! nur gar zu bekannt war, daß er und kein anderer der wahre Verfasser der Fragmente sey, so gänzlich zu schweigen? — Wenn aber der nämliche: was sollen wir von einem Manne denken, dem es gleich leicht wird, eine Lüge zu besiegeln, und sich der nämlichen Lüge wegen fast zu gleicher Zeit vor der ganzen Welt auf das Maul zu schlagen? Der Reichspostreiter kann sich allenfalls mit seinem Relata refero schützen: aber auch Er? Der Reichspostreiter muß jeden Tag sein Blatt voll haben; was kümmert es den, womit es voll wird?

Ihn hingegen zwang nichts, über Hals über Kopf drucken zu lassen, daß ein elendes Gerede eine ganz bekannte Sache sey; er war an Ort und Stelle, diesem Gerede sogleich auf den Grund zu kommen; er durfte nur eben den Weg einschlagen, auf welchem die Unzuverlässigkeit desselben sich nun soll erwiesen haben. Warum ist er der erste und einzige, der die Lüge in die Welt schrieb? Warum ist er der erste und einzige, der dieser Lüge, die vielleicht niemand geglaubt hat, jetzt widerspricht? Sollte ihn bloß der Kitzel getrieben haben, jetzt mit guter Manier einen noch bedeutenderen Fingerzeig thun zu können? —

An den Briefen, auf welche er sich beruft, zweifle ich im geringsten nicht. Auch zweifle ich nicht an der Bereitwilligkeit des Herrn Licentiat Wittenberg, diese Briefe einem jeden, der es verlangt, zu zeigen. Ich bin sogar versichert, daß er sie mehreren zeigen wird, als sie zu sehen verlangen werden. Auf diese Weise wird allerdings jede Verleumdung auf die allerunschuldigste Weise verbreitet, und das erste Böse, was ich von dem Herrn Licentiat von nun an höre, will ich auf die nämliche Weise zu widerlegen bedacht seyn.

Doch was kann auch wohl der Herr Licentiat dafür, wenn eine eben so dumme als boshafte Klatsche[1] (Klätscher wäre hier viel

[1] Ich kann mir kaum die Mühe nehmen, die Dummheit und Bosheit dieser Klatsche zugleich aus dem zu erweisen, was sie von mir sagt. Auch möchte ich sie nicht gern abschrecken, sich noch fernerhin an mir lächerlich zu machen, in der süßen Meinung, daß sie mich lächerlich gemacht habe. Doch ein paar Worte, unter den Text geworfen, können doch auch nicht schaden. — Gleich Anfangs also geifert Mutter Else, oder wie sie sonst heißen mag: „da die schlechte Be„schaffenheit meiner Sache mir nicht erlaube, bei der Sache selbst zu bleiben, „so ergreife ich Nebendinge, und lasse die Hauptsache unbeantwortet." — Mütterchen, und wenn ihr noch zwanzigmal das Wort Sache in einem Athem heraussprudelt, so wißt ihr doch von der Sache gerade so viel wie nichts. Aber seyd doch so gut und nennt mir ein einziges von jenen Nebendingen, und ihr sollt alle eure Zähne, oder wenn ihr lieber wollt, einen Mann wieder haben! Denn begreift doch nur, Else, daß ich ja nicht der angreifende Theil, sondern der angegriffene bin, und also überall mit hin muß, wohin mich euer Seelensorger, der Herr Hauptpastor Goeze, schleppt. Freilich schleppt er mich an manchen Ort, wo wir beide nichts zu suchen haben; aber ist das meine Schuld? Muß ich ihm nicht allerwärts, wo er mich vor den Augen Israels dem Herrn opfern will, in das heilige Messer fallen? Ich schneide mich freilich oft genug in diesem heiligen Messer, aber ich wehre mir es endlich doch von der Kehle. — Zweitens, gutes Mütterchen, hat euch dieser liebe Herr Seelensorger weiß gemacht, daß er sich an den bösen Nikolai bloß als an den Verleger der allgemeinen Bibliothek zu halten pflege. Seht, das hat er euch wohl weiß machen können; aber wem er es

zu gut) die Unverschämtheit hat, sich auf ihn zu berufen, und ihn in läppische, unnütze Händel zu verwickeln? Denn daß der Herr Licentiat selbst nicht vollkommen mit mir einsehen sollte, wie läppisch und unnütz diese ganze Namenjagd sey, wird mich hoffentlich niemand bereden wollen, der ihn kennt. Und gesetzt auch, daß er darin nicht mit

sonst weiß machen wird, der ist der zweite. Denkt nur, wenn ich wegen der freiwilligen Beiträge mich an euch halten wollte, weil vielleicht unter den Lumpen, woraus das Papier dazu gemacht worden, sich einige von euern alten Hemden befunden: was würdet ihr sagen? Und doch ist wahrlich eines dem andern nicht sehr aus dem Wege. Denn eben so wenig ihr wißt, was man mit euren alten Hemden macht, eben so wenig weiß der Verleger, als bloßer Verleger, was der Gelehrte, den er bezahlt, auf sein weißes Papier drucken läßt; und er ist das eben so wenig verbunden zu wissen, als ihr jenes. Habt ihr denn auch nie gehört, Else, daß euer Herr Seelensorger noch bei viel mehreren Verlegern eben so übel zu Gaste gewesen ist, als bei Nikolai? Warum hat er sich denn nie auch an jene Verleger gehalten? Warum denn nur an den Verleger Nikolai? Nein, Else, glaubt mir, er hat es nicht mit Nikolai dem Verleger zu thun, sondern mit Nikolai dem Mitarbeiter an der A. B., welcher sich bis jetzt, so viel ich weiß, noch allein genannt hat. Und so, so will ich mich auch an den Herrn Hauptpastor Goeze wegen der freiwilligen Beiträge halten, er mag schreien wie er will. Mit gefangen, mit gehangen. Er nennt sich in dieser Bande, und das ist mir genug. Das ist mir so lange genug, bis er wenigstens öffentlich sein Mißfallen zu erkennen giebt, daß seine Herren Collegen ein Buch rühmen, und in Beziehung wider mich rühmen, das von Sylbe zu Sylbe die nämlichen Sätze enthält, um deren willen er mich so gern zum Teufel beten möchte. — Und nun drittens, Else, was wißt denn ihr von der Orthographie? Ich habe nie eine Vettel orthographisch schreiben sehen. Das klatscht ihr wieder nur so nach, und merkt nicht, daß auch ihr dadurch Anlaß gebt, daß ich mich auf Nebendinge einlassen muß. Sagt selbst, was hat es mit der Auferstehungsgeschichte, oder mit sonst einem Puncte in den Fragmenten und meiner Widerlegung derselben, zu schaffen, daß ich schreibe vorkömmt und bekömmt, da es doch eigentlich heißen müsse, vorkommt und bekommt? Es kränkt euch, daß ein so großer Sprachkundiger, wie ich — (niemals seyn wollen) — in solchen Kleinigkeiten fehlt? Ei, gutes Mütterchen! weil ihr ein gar so zartes Herz habt, muß ich euch ja wohl zurecht weisen. Nehmt also eure Brille zur Hand, und schlagt den Adelung nach. Was leset ihr hier: „Ich komme, du kommst, er kommt; im gemeinen Leben und „der vertraulichen Sprechart, du kömmst, er kömmt." Also sagt man doch beides? Und warum soll ich denn nicht auch beides schreiben können? Wenn man in der vertraulichen Sprechart spricht: du kömmst, er kömmt: warum soll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch schreiben können? Weil ihr und eure Gevattern nur das andere sprecht und schreibt? Ich ersuche euch höflich, Else, allen euern Gevattern bei der ersten Zusammenkunft von mir zu sagen, daß ich unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu seyn glaube, und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelt lassen sollen. Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein anderer auch so schreiben soll?

mir einig wäre, daß der entdeckte Name sogar zur Prüfung der Sache schädlich werden könne, so wird er doch nicht in Abrede seyn, daß er wenigstens der Ruhe und dem Leumunde aller derer nachtheilig zu seyn nicht fehlen werde, welche sich in dem entdeckten Verfasser einen Anverwandten oder Freund zu erkennen, nicht entbrechen wollten. — Die Neugier eines ehrlichen Mannes steht da gern stille, wo Wahrheitsliebe sie nicht weiter treibt, und Liebe des Nächsten sie still zu stehen bittet.

Freilich desto besser, wenn die Briefe, welche Herr Licentiat Wittenberg in Händen hat, einen Mann aus dem Spiele setzen, welchen mancher schwache Geselle sich als seinen Gewährsmann wohl wünschen möchte. In der That wüßte ich auch selbst keinen neueren Gelehrten in ganz Deutschland, für welchen ein Vorurtheil in dergleichen Dingen zu haben, verzeihlicher wäre, als eben ihn. Aber eben daher möchte ich auch auf diesen Mann keinen Fingerzeig geben, und wenn er mir selbst in eigener verklärter Person die Papiere aus jenem Leben gebracht hätte, mit dem ausdrücklichen Verlangen, sie unter seinem Namen herauszugeben, und wenn er mir seitdem auch immer über die zweite Nacht wieder erschiene, und das nämliche Gesuch, ich weiß nicht unter welchen Drohungen oder Versprechungen wiederholte. Ich würde zu ihm sagen: „Lieber Geist, herausgeben will ich deine Handschrift „recht gern, ob ich gleich wohl merke, daß die Sache nicht ohne Ge„fahr ist, und man mir vorwerfen wird, daß ich die schwachen „Gewissen nur damit ärgern wollen. Denn was dieses Aergerniß „betrifft, darüber denke ich wie Luther. Genug, ich kann ohne Ge„fahr meiner Seele deine Schrift nicht unter den Scheffel stellen. „Sie hat Zweifel in mir erregt, die ich mir muß heben lassen. Und „wer kann sie mir anders heben als das Publicum? Mich an den „und jenen berühmten Gottesgelehrten durch Privatbriefe deßhalb zu „wenden, das kostet Geld und Zeit, und ich habe deren keines viel zu „versplittern. Also, wie gesagt, herausgeben will ich deine Schrift „gern, aber warum soll ich sie nicht anders herausgeben, als mit „deinem Namen? Bist du in jenem Leben eitler geworden, als du in „diesem warest? Oder gehört dein Name auch mit zu den Beweisen? „Wenn du auf diesem kindischen, ärgerlichen Ehrgeize bestehst, so

„weiß ich wohl, woher du kömmst. Die Glorie, die du da um deinen „Kopf hast, ist Betrug, denn du bist klein genug, noch eine andere „n ihr zu verlangen.“ —

Diese Phantasie erinnert mich wieder an den Vorschlag, den ich oben zu thun im Begriffe war. — Hat mein Ungenannter nicht aus Ueberzeugung geschrieben, nicht aus innerem Drang, was er für wahr hielt, auch seinem Nächsten mitzutheilen: so kann er keinen andern Bewegungsgrund gehabt haben, als unselige Ruhmsucht, glor cupiditatem sacrilegam; und ich finde in der ganzen Geschichte ihn mit niemanden zu vergleichen, als mit dem Unsinnigen, der den Tempel der Diana zu Ephesus verbrennen wollte, ut opere pulcherrimo consumpto, nomen ejus per totum terrarum orbem disjiceretur. Als nun der Fantast diesen seinen Schwindel auf der Folter bekannte, was thaten die Epheser? Sie beschlossen, um ihn von der empfindlichsten Seite zu strafen, daß niemand seinen amen nennen solle, und wir würden es noch nicht wissen, wie der stolze Narr geheißen, hätte sich Theopomp in seinen Geschichtbüchern dieser klugen Verfügung unterwerfen wollen. Ich folge den weisen Ephesern, nenne, Trotz dem Theopomp, nach dem Beispiel des Valerius den ungeheuren Geck auch noch nicht, und trage an: wie, wenn wir ein gleiches unter uns ausmachten, und den Frevler nie nennten (gesetzt, daß wir seinen Namen wüßten oder erführen), der aus Ehrsucht den Felsen sprengen wollen, auf welchen Christus seine Kirche gegründet? — Ich stelle mir vor, ich sammle die Stimmen, fange an von den Patribus conscriptis des Lutherthums, einem Ernesti, einem Semmler, einem Teller, einem Jerusalem, einem Spalding rc., und komme herab bis auf den kleinsten Dorfpriester, der in den freiwilligen Nachrichten seiner Nothdurft pflegt, und alle, alle stimmen für Ja.

Nur einer, einer nur, der Hauptpastor Goeze, stimmt für Nein. Nein! donnert er, und nochmals Nein! Nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden, er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen! fügt er hinzu; Amen!

Anti-Goeze.

Pro boni viri officio, si quando eum ad defensionem nocentium ratio duxerit, satisfaciam. *Quinctilianus.*

EILFTER. (13)

1778.

Ich komme endlich auf das Dritte, wodurch ich mich als den Advocaten des Ungenannten erzeigen soll. Es soll in meinem Betragen gegen diejenigen bestehen, die sich der christlichen Religion wider ihn annehmen.

Diese Rüge enthält zweierlei, auf deren jedes ich verschieden antworten muß. Entweder man findet es nur sonderbar und unrecht, daß ich überhaupt noch den Ungenannten bei seinen Gegnern vertrete; oder man findet es zugleich so viel sonderbarer und unrechter, daß ich es in dem Tone thue, den man mir so hoch aufmutzt.

Auf ersteres glaube ich schon zum Theil damit geantwortet zu haben, daß ich mich erklärt, nicht als Advocat für ihn zu sprechen, der ihn seine Sache will gewinnen machen. Ich spreche bloß als ehrlicher Mann, der ihn nur so tumultuarisch nicht will verdammt wissen. Höchstens spreche ich so, als ein zugegebener Advocat für einen Verbrecher spricht, und rede nur statt seiner, und rede nur, wie man es im gemeinen Leben auszudrücken pflegt, in seine Seele. Hierzu aber bin ich um so mehr verpflichtet, da ich das Mehrere von seinen Papieren in Händen habe. Es wäre Verrath an der Unschuld, er mag nun viel oder wenig Anspruch auf Unschuld machen können, wenn ich in diesen mehreren Papieren das Geringste, das ihm auf irgend eine Weise zu Statten käme, fände, und nicht anzeigte. Der Verrath wäre von mir um so viel größer, da ich ungebeten sein Herausgeber geworden bin, und als literarische Proben Stücke aus ihm mitgetheilt habe, die aus aller Verbindung gerissen sind, durch welche allein sie ihr wahres Leben erhalten. Warum hat man diese Proben durchaus nicht wollen seyn lassen, was sie seyn sollen? Warum

hat man sie einer größeren Aufmerksamkeit gewürdigt, als Fragmente von aller Art verdienen, auf die kein Mensch sich einzulassen verbunden ist? Warum hat man sogar Verbindungspartikeln, durch welche sich der Ungenannte auf etwas anderweits Erwiesenes bezieht, für bloßes Blendwerk ausgegeben, und dadurch sowohl meine als seine Redlichkeit in den lieblosesten Verdacht gezogen? — Doch davon an einem andern Orte.

Hier lasse man mich nur noch hinzufügen, was ich mich nicht schämen darf zu wiederholen, da es einmal gestanden ist. Ich habe den Ungenannten auch darum in die Welt gestoßen, weil ich mit ihm allein nicht länger unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne nochmals, daß ich seinen Zuraunungen nicht immer so viel entgegen zu setzen wußte, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen, oder weiter aus einander bringen, und dieser Dritte kann niemand seyn als das Publicum.

Verliere ich nun aber nicht alle den Nutzen, den ich mir aus diesem Schritte versprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerksam bin, mit welcher man ihn im Publicum empfängt? Ich muß jeden fragen, der über ihn stutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erschrickt, oder über ihn poltert: wie verstehen Sie das? wie beweisen Sie das? Auch werde ich mich mit der ersten, der besten Antwort des ersten, des besten Gegners schwerlich begnügen können. Denn wenn sie auch wirklich die beste wäre, so ist das Beste doch nicht immer gut, und ich kenne für tausend Zweifel die besten Antworten sehr wohl, ohne eine einzige gute darunter zu finden.

Daß man mir aber nur nicht eine so schwer zu befriedigende Nachforschung als einen Beweis dessen vorwerfe, was ich so eifrig abzulehnen suche! Ich erzeige mich auch dadurch so wenig als den Advocaten des Ungenannten, daß ich mich vielmehr (weil es doch einmal Advocat heißen soll) als den Advocaten der Religion damit erweise, die der Ungenannte angreift. Denn was hat er zu thun, der rechtschaffene Advocat, ehe er eine Sache übernimmt? Nachdem er seinen Clienten lange genug angehört, sich ein Langes und Breites von ihm vorsagen lassen, in die Länge und in die Quere ihn aus-

gefragt,[1] in aliam rursus ei personam transeundum est, ***agendusque adversarius***, proponendum, quidquid omnino excogitari contra potest, quicquid recipit in ejusmodi disceptatione natura. Gerade so auch ich! Aber wer den Vertheidigern der Religion sodann am schärfsten widersprechen wird, wird es darum mit der Religion nicht am schlimmsten meinen. Denn ich werde nur darum die Vertheidiger der Religion interrogare quam *infestissime*, ac premere, weil auch hier, dum omnia quærimus, aliquando ad verum, ubi minime expectavimus, pervenimus; weil auch hier optimus est in dicendo patronus incredulus.

Nun habe ich freilich dieser Pflicht gegen mich selbst zur Zeit noch wenig Genüge leisten können. Aber ich hoffe, in Zukunft es besser zu thun, und es mit aller der Kälte, mit alle dem Glimpfe gegen die Personen zu thun, die mit jener Strenge und Wärme für die Sache bestehen können, welche allein Quinctilian bei seinem infestissime kann gedacht haben.

„Ei nun ja!“ höre ich den Herrn Hauptpastor rufen — und bin bei dem zweiten Gliede dieser Rüge. „Ei nun ja! Da verlasse sich „einer darauf, und binde mit ihm an! Wir haben die Erfahrung „davon, ich und sein Nachbar. Wie höhnend, wie verachtend, wie „wegwerfend hat er wider uns geschrieben!“

Fühlen Sie das, Herr Hauptpastor? Desto besser. So habe ich meinen Zweck mit Ihnen erreicht, aber noch lange nicht gethan, was Sie verdienen. Denn einmal gehören Sie zu den Gegnern meines Ungenannten noch gar nicht. Sie haben bis diese Stunde ihn noch in nichts widerlegt, Sie haben bloß auf ihn geschimpft. Sie sind bis diese Stunde nur noch als mein Gegner anzusehen; nur noch als der Gegner eines Gegners des Ungenannten. Und nächst dem haben Sie wider diesen Gegner des Ungenannten sich Dinge erlaubt, die Sie zum Theil kaum gegen den Ungenannten sich hätten erlauben müssen. Sie haben mich feindseliger Angriffe auf die christliche Religion beschuldigt, Sie haben mich förmlicher Gotteslästerungen beschuldigt. Sagen Sie selbst: wissen Sie infamirendere Beschuldigungen als diese? Wissen Sie Beschuldigungen, die unmittelbarer Haß und

[1] Quinctilianus L. XII.

Verfolgung nach sich ziehen? Mit diesem Dolche kommen Sie auf mich angerannt, und ich soll mich nicht anders, als den Hut in der Hand, gegen Sie vertheidigen können? soll ganz ruhig und bedächtig stehen bleiben, damit ja nicht Ihr schwarzer Rock bestaubt werde? soll jeden Athemzug so mäßigen, daß ja Ihre Perrücke den Puder nicht verliere? Sie schreien über den Hund, „er ist toll!“ wohl wissend, was die Jungen auf der Gasse daraus folgern: und der arme Hund soll gegen Sie auch nicht einmal blaffen? blaffend Sie nicht Lügen strafen? Ihnen nicht die Zähne weisen? Das wäre doch sonderbar. Hieronymus sagt, daß die Beschuldigung der Ketzerei (wie viel mehr der Irreligion?) der Art sey, in qua tolerantem esse, impietas sit, non virtus. Und doch, doch hätte ich mich lieber dieser Gottlosigkeit schuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen setzen sollen, die keine ist? Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unseres weibischen Zeitalters! Firniß seyd ihr, und nichts weiter. Aber eben so oft Firniß des Lasters, als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben, oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren, und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll. — Sagen Sie an, Herr Hauptpastor, was habe ich gegen Sie geschrieben, warum Sie nicht nach wie vor Hauptpastor in Hamburg seyn und bleiben könnten? Ich hingegen könnte das nicht seyn, könnte das nicht bleiben, was ich bin, wenn Ihre Lüge Wahrheit wäre. Sie wollen mir die Nase abschneiden, und ich soll Ihrer nicht mit ein wenig assa foetida räuchern? —

Dieses ist nun freilich der Fall meines Nachbars nicht ganz. Aber ihn habe ich auch nirgends so behandelt, als den Herrn Hauptpastor. Bloß sein wiederholter Vorwurf, daß der Ungenannte die Wahrheit, die er gar wohl einsehe, nur nicht einsehen wolle, bloß dieser Vorwurf, welcher einen Menschen so ganz in einen Teufel verwandelt, bloß dieser Vorwurf, von dessen Gifte, wie ich bewiesen habe, ein großer Theil auf mich zurück spritzt, hat mich im Fortgange des Wortwechsels bitterer gegen ihn gemacht, als ich zu seyn mir vorgenommen hatte. Und wie bitter bin ich denn gegen ihn gewesen? Das bitterste ist doch wohl, daß ich von ihm gesagt habe, „er schreibe

im Schlafe?" Mehr nicht? Und daraus will der Herr Hauptpastor schließen, daß das Testament Johannis, in welchem die allgemeine brüderliche Liebe so sehr empfohlen wird, von mir unmöglich seyn könne? Nun wohl, so hat Hieronymus, aus welchem ich das Testament Johannis genommen, eben so wenig von dieser Liebe gehabt als ich, und ich bin lange zufrieden, daß ich deren doch eben so viel habe, als Hieronymus, wenn schon nicht ganz so viel, als der Herr Hauptpastor Goeze, der seine Herren Collegen aus brüderlicher Liebe eher ewig schlafen macht, als ihnen das Schlafen vorwirft. Denn gerade sagt Hieronymus einem seiner Gegner nicht mehr und nicht weniger, als ich meinem Nachbar gesagt habe. Dem Vigilantius nämlich schreibt er mit dürren Worten: Ego reor, et nomen tibi κατ' ἀντίφρασιν impositum. Nam tota mente dormitas et profundissimo non tam somno stertis, quam lethargo. Auch wiederholt der heilige Mann das böse Wortspiel überall, wo er von dem Vigilantius spricht; und wenn ich recht gezählt habe, mag er ihn wohl eben so oft ausdrücklich Dormitantius nennen, als ich meinen Nachbar in seinem Schlafe zu stören mir die Freiheit genommen habe. Ich fürchte auch im geringsten nicht, daß der Nachbar selbst diesen kleinen Spaß so hoch aufgenommen haben sollte, daß er sich mit mir nicht weiter abzugeben beschlossen hätte. Darunter würde ich allerdings zu viel verlieren, und lieber will ich gleich hier, mit folgenden Worten des Augustinus ihn um Verzeihung bitten: Obsecro te per mansuetudinem Christi, ut si te læsi, dimittas mihi, nec, me vicissim lædendo, malum pro malo reddas. Lædes enim, si mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris in scriptis meis. —

Nun eben wollte ich noch die Frage thun: welchem Gegner meines Ungenannten sonst ich auf eine unanständige abschreckende Art begegnet bin? als mit eins ein Ritter, das Visir weder auf noch nieder geschoben, in den Kampfplatz gesprengt kömmt, und gleich von weitem in dem wahren Ton eines homerischen Helden mir zuruft:[1] „Ich sollte —? Woher wissen Sie —? Warum thaten Sie —? Nicht wahr —?" Und hierauf ein Geschrei über Verleumdung, und ein

[1] Anti-Lessing.

Hochzeitbitterbeweis, daß ein Subrector in einer Reichsstadt eben so viel sey, als ein Bibliothekar, der Hofrath heiße! — Ei, meinetwegen noch zehnmal mehr! Aber gilt das mir? Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubniß, wer sind Sie? Sie sind doch wohl nicht gar Herr M. Friedrich Daniel Behn, des lübeckischen Gymnasii Subrector? Wahrlich? O wie bedaure ich, daß ich den Herrn Subrector durch meinen vierten Anti-Goeze wider all mein Wollen so in den Harnisch geschrieben habe! Aber bedenken Sie doch nur! Ich habe Sie nirgends genannt, ich habe Ihre Schrift nirgends angezogen, ich habe Ihre Worte nirgends gebraucht. Sie sagen selbst, daß die Meinung, die ich lächerlich mache, Ihre Meinung nicht sey. Und leicht möglich, daß sie es wirklich nicht ist, obgleich der Herr Hauptpastor Goeze sie um ein großes so vorstellt, indem er uns sagt, wie sehr Sie in Ihrem zweiten Abschnitte den Unfug beklagen, daß man die christliche Religion in deutscher Sprache bestreite. Wie, wenn ich es also nur mit diesem Manne zu thun hätte, der alles für Unfug erklärt, was nicht in seinen Kram taugt? Wie? wenn ich es nur mit denen zu thun hätte, die mir diese nämliche Meinung hundertmal mündlich geäußert haben? Woher erhellet denn, daß ich der Welt zu verstehen geben wollen, als ob auch Sie dieser nämlichen Meinung wären? Daher, weil ich sie einem Subconrector in den Mund gelegt habe? Aber Sie sind ja nicht Subconrector, sondern Subrector. Warum muß ich denn diesen lieber in jenen herabgewürdigt, als unter jenem diesen gar nicht gemeint haben? Darf ich denn einen Pedanten nicht Subconrector nennen, weil Herr Behn Subrector ist? Oder wollen Sie den Unterschied zwischen objectiver und subjectiver Religion schlechterdings zuerst erfunden, zuerst gebraucht haben, so daß ich Sie nothwendig dadurch kenntlich gemacht hätte, daß ich ihn nachgebraucht? — Ich merke, mein lieber Herr Subrector, Sie sind ein wenig sehr stolz, aber doch noch hitziger als stolz, und mich jammert Ihrer Klasse. So oft ein Knabe lacht, muß er über den Herrn Subrector gelacht haben, — et vapulat.

Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger.

Noch ein Fragment des Wolfenbüttel'schen Ungenannten.

Herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing.

1778.

Vorrede des Herausgebers.

Gegenwärtiges Fragment sollte, meinen ersten Gedanken nach, durch mich entweder gar nicht, oder doch nur irgend einmal zu seiner Zeit in eben dem abgelegenen so wenig besuchten Winkel bibliothekarischen Auskehrichts erscheinen, in welchem seine Vorgänger erschienen sind. Ich lasse mir es ungern früher aus den Händen winden; aber wer kann für Gewalt?

Gleich Anfangs muß ich sagen, daß dieses Fragment zu dem Fragmente über die Auferstehungsgeschichte gehört, welches bereits so viele Federn beschäftigt hat, und wahrscheinlich noch lange immer neune gegen eine beschäftigen wird, die ihr Heil gegen die übrigen Fragmente versuchen möchte.

Die Ursache dieser Erscheinung, daß eben das Fragment über die Auferstehungsgeschichte so viel Athleten weckt, ist klar. Die Sache, worüber gestritten wird, ist so wichtig, und der Streit scheint so leicht zu seyn! Jeder Homilet, der sich getraut eine Osterpredigt zu halten, getraut sich auch mit meinem Ungenannten hier anzubinden. Krüppel will überall vorantanzen, und er läßt mehreres drucken, was nur eben verdiente gesagt zu werden, — und auch das kaum verdiente.

Doch es sey fern von mir, daß ich alle die würdigen Männer, welche gegen besagtes Fragment bisher geschrieben haben, in diesem ärmlichen Lichte erblicken sollte. In einigen derselben erkenne ich wirklich Gelehrte, deren Schuld es nicht ist, wenn ihr Gegner nicht

zu Boden liegt. Die Streiche, die sie führen, sind nicht übel, aber sie haben auf die Strahlenbrechung nicht gerechnet, der Gegner steht nicht da, wo er ihnen in seiner Wolke zu stehen scheint, und die Streiche fallen vorbei oder streifen ihn höchstens.

Gewissermaßen kann ich selbst nicht in Abrede seyn, daß ich, der Herausgeber, daran mit Schuld habe. Man konnte es dem Bruchstücke nicht ansehen, welche Stelle es in dem Gebäude behauptet, oder behaupten sollen. Ich gab deßfalls keinen Wink, und es ist ganz begreiflich, wenn sonach die Schnauze einer Renne für einen Kragstein, das Gesimse einer Feuermauer für ein Stück des Architrabs genommen und als solches behandelt worden.

Freilich könnte ich zu meiner Entschuldigung anführen, gleichwohl vor der Klippe gewarnt zu haben, an der man gescheitert, indem ich Fragmente für nichts als Fragmente ausgegeben. Freilich könnte ich meinen sehr verzeihlichen Wahn vorschützen, daß ich geglaubt, des Celsus Incivile est, nisi tota lege perspecta, una aliqua particula ejus proposita, judicare vel respondere habe Justinian eben so wohl für den Gottesgelehrten, als für den Rechtsgelehrten aufbewahren lassen.

Doch da es indeß auch seinen Nutzen hat, daß unsere Gottesgelehrten so vorsichtig und bedächtig nicht sind, als unsere Rechtsgelehrten, und manche derselben nicht ohne Grund für nöthig erachten, lieber bald und nicht gut, als spät und besser zu antworten, indem es vielen ihrer Leser doch einerlei ist, wie sie antworten, wenn sie nur antworten: so will ich darüber weiter nichts sagen, und nur so bald als möglich den Fehler von meiner Seite wieder gut zu machen suchen.

Aus dem nämlich, was ich nun noch aus den Papieren des Ungenannten mitzutheilen im Stande bin, wird man wo nicht günstiger, doch richtiger von dem Fragmente der Auferstehungsgeschichte urtheilen lernen. Man wird wenigstens aufhören, seinen Verfasser als einen Wahnsinnigen zu verschreien, der die Sonne mit einem Schneeballe auslöschen will, indem man nun wohl sieht, daß die Zweifel, welche er wider die Auferstehungsgeschichte macht, das nicht sind, noch seyn sollen, womit er die ganze Religion umzustoßen vermeint. Er schließt ganz so lächerlich nicht, als man ihn bisher schließen lassen: „die Geschichte „der Auferstehung ist verdächtig, folglich ist die ganze Religion falsch.

„die man auf die Auferstehung gegründet zu seyn vorgiebt;" sondern er schließt vielmehr so: „die ganze Religion ist falsch, die „man auf die Auferstehung gründen will, folglich kann es auch mit der „Auferstehung seine Richtigkeit nicht haben, und die Geschichte derselben „wird Spuren ihrer Erdichtung tragen, deren sie auch wirklich trägt."

Aber schäme ich mich nicht, daß ich das kleinere Aergerniß durch ein weit größeres heben zu wollen vorgebe? Warum lasse ich es bei jenem nicht bewenden, wenn ich nicht selbst Freude an dem Aergernisse habe? — Darum nicht, weil ich überzeugt bin, daß dieß Aergerniß überhaupt nichts als ein Popanz ist, mit dem gewisse Leute gern allen und jeden Geist der Prüfung verscheuchen möchten. Darum nicht, weil es schlechterdings zu nichts hilft, den Krebs nur halb schneiden zu wollen. Darum nicht, weil dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöscht werden soll.

Man erlaube mir, daß ich besonders auf dem Letztern einen Augenblick bestehe. Ich habe bereits an einem andern Orte gesagt, daß das Buch ganz und völlig ausgearbeitet existirt, und bereits in mehreren Abschriften, an mehreren Orten existirt, wovon ich nur den kleinern Theil in Fragmenten des ersten Entwurfs in Händen habe. Ich setze jetzt hinzu, daß dieses Buch geschrieben aus einer Hand in die andere geht, aus einer Provinz in die andere vertragen wird, und so im Verborgenen gewiß mehr Proselyten macht, als es im Angesichte einer widersprechenden Welt machen würde. Denn man liest nichts begieriger, als was man nur nächst Wenigen lesen zu können glaubt. Ein Manuscript ist ein Wort ins Ohr, ein gedrucktes Buch ist eine Jedermannssage, und es ist in der Natur, daß das Wort ins Ohr mehr Aufmerksamkeit macht, als die Jedermannssage.

Bei diesem Gleichniß zu bleiben, was habe ich nun Unrechtes gethan, was thue ich noch Unrechtes, daß ich das Wort ins Ohr, welches die Wohlfahrt eines ehrlichen Mannes untergräbt, je eher je lieber zu einer lauten Sage mache, damit es auch dem, den es betrifft, zu Ohren komme, und er Gelegenheit habe, sich darüber zu verantworten? Ja, wenn dieses Wort ins Ohr in meinem Ohre erstürbe! wenn ich selbst der Urheber dieses Wortes wäre! — Aber ist dieses hier der Fall? Und doch sollte ich mich schämen?

Die mögen sich vielmehr schämen, welche die Verheißung ihres göttlichen Lehrers haben, daß seine Kirche auch von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden soll, und einfältig genug glauben, daß dieses nicht anders geschehen könne, als wenn sie die Pforten der Hölle überwältigen! — Und wie denken sie einen solchen Sieg zu erlangen? Dadurch, daß sie gar in keinen Streit sich einlassen? Dadurch, daß sie das Ding so zu karten suchen, daß die Pforten der Hölle auch nicht einmal einen Anfall wagen dürfen? — Von diesem negociirten Siege aus ihrer politischen Studierstube kenne ich keine Verheißung.

Aber warum sage ich denn: „die mögen sich schämen?" Die muß der heißen. Der mag sich schämen, der noch der einzige seiner Art ist! Denn noch ist der Herr Hauptpastor Goeze der einzige Theolog, der zugleich so stolz und so klein von der christlichen Religion denkt. Noch ist er der einzige, der es mir verübelt, daß ich die Fluth lieber nach und nach durch den Damm zu leiten suche, als den Damm auf einmal will übersteigen lassen. Noch ist er der einzige, der mich darum auf eine Art verlästert, die wenigstens dem Racha gleich kömmt. Nur freilich, daß der große Rath nicht dieses sein Racha, sondern mich auf dieses sein Racha bestrafen soll. Sehr christlich!

Darauf wage ich es denn nun aber auch hin. Genug, daß für mich selbst der Nutzen immer unendlich größer ausfallen muß, als der Schade seyn kann, dem mich meine Dreistigkeit in Zuversicht auf die gerechte Sache aussetzt. Denn da, wie mir der Herr Hauptpastor bereits selbst attestirt haben, ich schlechterdings kein hebräisch verstehe, so kann es nicht fehlen, daß ich, auf Veranlassung dieses neuen Fragments, bei welchem es lediglich auf eine tiefe Kenntniß der hebräischen Sprache und Alterthümer ankömmt, nicht über manche Dinge belehrt werden sollte, über die ich fremde Belehrung nothwendig brauche. Der Herr Hauptpastor selbst, nach ihrer bekannten großen orientalischen Gelehrsamkeit, werden hoffentlich ein Vieles dazu beitragen, wofür ich ihm gern alle das Uebel vergeben will, das sein heiliger Eifer mir etwa sonst möchte zugezogen haben. Ein frommer Schüler kann über die Züchtigung seines treuen Lehrers weinen, aber nicht zürnen. — Und hiermit küsse ich seine Ruthe, oder seine Scorpionen, schon im Voraus!

Gotthold Ephraim Lessings

nöthige Antwort

auf eine sehr unnöthige Frage

des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg.

1778.

Endlich scheint der Herr Hauptpastor Goeze nach so langem ärgerlichen Aufheben, welches nur bei der schlechtesten Art von Klopffechtern im Gebrauch ist, zur Klinge kommen, und bei der Klinge bleiben zu wollen.

Wenigstens äußert er nun, [1] daß er auf den Punct, über welchen er mit mir streite —

„ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel
„völlig verloren ginge, wenn sie schon längst verloren gegangen
„wäre, wenn sie niemals gewesen wäre?“ —

sich sofort weiter gehörig einlassen wolle, sobald ich eine bestimmte Erklärung würde von mir gegeben haben, was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe.

Wenn ich mich weniger rein wüßte, wer könnte es mir verdenken, wenn ich mich dieser Anforderung, die eine wahre Calumnie enthält, aus eben dem Grunde weigerte, aus welchem Er sich, einer weit weniger verfänglichen Anforderung von mir, zu entziehen für gut findet. Er sagt nämlich: [2] der Bibliothekar in Wolfenbüttel habe dem Hauptpastor in Hamburg nichts zu befehlen. Sehr wahr! Aber was hat denn der Hauptpastor in Hamburg dem

[1] Lessings Schwächen. Zweites Stück. S. 66.
[2] S. 64.

Bibliothekar in Wolfenbüttel zu befehlen, daß er ihn öffentlich vorladen darf, auf eine Frage zu antworten, die voraussetzt, daß er befriedigend nicht darauf antworten könne?

Doch der Bibliothekar will es so genau nicht nehmen. Denn der Bibliothekar, wie gesagt, weiß sich rein, und muß herzlich lachen, wenn der Hauptpastor versichert zu seyn vorgiebt,[1] „daß ich, wenn „ich voraus hätte sehen können, daß die Controvers diesen Lauf „nehmen werde, mich wohl gehütet haben würde, mich so frühzeitig „zu verrathen, und die wahren Gedanken meines Herzens zu offen„baren."

Ich habe nichts mehr gewünscht, als das, und es soll sich gleich zeigen, wer von uns beiden, ob der Hauptpastor oder der Bibliothekar, mit der längern Nase nun abziehen wird.

Denn kurz, ich antworte auf die vorgelegte Frage so bestimmt, als nur ein Mensch von mir verlangen kann, daß ich unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verstehe, welche in den Symbolen der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind.

Damit sich der Herr Hauptpastor auch keine Whiston'sche Falle träumen lasse, setze ich hinzu, daß ich sogar das so genannte Symbolum der Apostel, und das so genannte Symbolum des Athanasius mit darunter begreifen will, ob es schon ausgemacht ist, daß diese zu jenen gar nicht gehören.

Bei dieser Erklärung könnte ich es bewenden lassen, und dürfte ruhig abwarten, wie der Herr Hauptpastor seinen Feldzug nunmehr weiter anzustellen belieben werde. Denn nunmehr ist es an ihm, zu beweisen:

1) warum nothwendig die in jenen Glaubensbekenntnissen enthaltenen Lehren sich verlieren müßten, wenn die Bibel sich verlöre;
2) warum diese Lehren längst verloren gegangen seyn müßten, wenn die Bibel verloren gegangen wäre;
3) warum wir diese Lehren gar nicht wissen könnten, wenn die Bibel niemals gewesen wäre?

[1] S. 69.

Doch ich will an unnöthiger Verlängerung unserer Streitigkeit nicht Schuld haben, und füge daher folgende kurze Sätze hinzu, bei welchen mich der Herr Hauptpastor jederzeit festhalten kann. Nur muß er mich bei keinem derselben eher festhalten wollen, als bis er seinen Beweis geführt hat. Denn sonst würde offenbar eine gelehrte Streitigkeit zu einem Inquisitionsverhör werden. Genug, daß er ungefähr daraus sieht, was ich in recessu habe, und worauf er sich gefaßt halten muß.

§. 1.

Der Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse heißt bei den ältesten Vätern Regula fidei.

§. 2.

Diese Regula fidei ist nicht aus den Schriften des neuen Testaments gezogen.

§. 3.

Diese Regula fidei war, ehe noch ein einziges Buch des neuen Testaments existirte.

§. 4.

Diese Regula fidei ist sogar älter als die Kirche. Denn die Absicht, zu welcher, die Anordnung, unter welcher eine Gemeinde zusammengebracht wird, ist ja wohl früher als die Gemeinde.

§. 5.

Mit dieser Regula fidei haben sich nicht allein die ersten Christen, bei Lebzeiten der Apostel, begnügt; sondern auch die nachfolgenden Christen der ganzen ersten vier Jahrhunderte haben sie für vollkommen hinlänglich zum Christenthum gehalten.

§. 6.

Diese Regula fidei also ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbaut worden, und nicht die Schrift.

§. 7.

Diese Regula fidei ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbaut worden, nicht Petrus und dessen Nachfolger.

§. 8.

Die Schriften des neuen Testaments, so wie sie unser jetziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen; und die

einzelnen Stücke, welche sie ungefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Ansehen gestanden, in welchem sie bei einigen von uns nach Luthers Zeiten stehen.

§. 9.

Die Laien der ersten Kirche durften diese einzelnen Stücke gar nicht einmal lesen, wenigstens nicht ohne Erlaubniß des Presbyters lesen, der sie in Verwahrung hatte.

§. 10.

Es ward sogar den Laien der ersten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, wenn sie dem geschriebenen Worte eines Apostels mehr glauben wollten, als dem lebendigen Worte ihres Bischofs.

§. 11.

Nach der Regula fidei sind selbst die Schriften der Apostel beurtheilt worden. Nach ihrer mehreren Uebereinstimmung mit der Regula fidei ist die Auswahl unter diesen Schriften gemacht worden; und nach ihrer wenigern Uebereinstimmung mit derselben sind Schriften verworfen worden, ob sie schon Apostel zu Verfassern hatten, oder zu haben vorgegeben wurden.

§. 12.

Die christliche Religion ist in den ersten vier Jahrhunderten aus den Schriften des neuen Testaments nie erwiesen, sondern höchstens nur beiläufig erläutert und bestätigt worden.

§. 13.

Der Beweis, daß die Apostel und Evangelisten ihre Schriften in der Absicht geschrieben, daß die christliche Religion ganz und vollständig daraus gezogen und erwiesen werden könne, ist nicht zu führen.

§. 14.

Der Beweis, daß der heilige Geist durch seine Leitung es dennoch, selbst ohne die Absicht der Schriftsteller, so geordnet und veranstaltet, ist noch weniger zu führen.

§. 15.

Die Authentie der Regula fidei ist viel leichter und richtiger zu erweisen, als die Authentie der neutestamentlichen Schriften.

§. 16.

Auf die unstreitig erwiesene Authentie der Regula fidei ist auch weit sicherer die Göttlichkeit derselben zu gründen, als man jetzt auf die Authentie der neutestamentlichen Schriften derselben Inspiration gründen zu können vermeint, welches eben, um es beiläufig zu sagen, der neu gewagte Schritt ist, welcher den Bibliothekar mit allen neumodischen Erweisen der Wahrheit der christlichen Religion so unzufrieden macht.

§. 17.

Auch nicht einmal als authentischer Commentar der gesammten Regula fidei sind die Schriften der Apostel in den ersten Jahrhunderten betrachtet worden.

§. 18.

Und das war eben der Grund, warum die älteste Kirche nie erlauben wollte, daß sich die Ketzer auf die Schrift beriefen. Das war eben der Grund, warum sie durchaus mit keinem Ketzer aus der Schrift streiten wollte.

§. 19.

Der ganze wahre Werth der apostolischen Schriften in Absicht der Glaubenslehren, ist kein anderer, als daß sie unter den Schriften der christlichen Lehrer obenan stehen, und so fern sie mit der Regula fidei übereinstimmen, die ältesten Belege derselben, aber nicht die Quellen derselben sind.

§. 20.

Das Mehrere, was sie über die Regula fidei enthalten, ist, nach dem Geiste der ersten vier Jahrhunderte, zur Seligkeit nicht nothwendig, kann wahr oder falsch seyn, kann so oder so verstanden werden.

Diese Sätze habe ich aus eigener sorgfältigen, mehrmaligen Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte gesammelt, und ich bin im Stande mich mit dem gelehrtesten Patristiker darüber in die schärffste Prüfung einzulassen. Der Belesenste hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen, als ich. Der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen, als ich; und es ist gar nicht wahr, daß so tiefe und ausgebreitete Kenntnisse erfordert werden, um in allen diesen Stücken auf den

Grund zu kommen, als sich manche wohl einbilden, und manche die Welt gern bereden möchten.

Ich sollte vielleicht noch etwas über die Unschädlichkeit dieses meines Systems beifügen, und zugleich den besondern Nutzen und Vortheil zeigen, den die christliche Religion in Absicht ihrer jetzigen Feinde davon zu erwarten habe. Doch dazu wird mir der fernere Fortgang der Controvers schon noch Gelegenheit geben; besonders, wenn es dem Hrn. Hauptpastor gefallen sollte, sie von unserer übrigen Katzbalgerei abzusondern, und ohne Vermischung mit neuen Verleumdungen zu behandeln.

Ihm dazu um so vielmehr Lust zu machen, habe ich mich in diesem Bogen aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen sorgfältig enthalten; und bin es weiter zu thun erbötig, wenn er sich eben der Präcision und Simplicität in seinen Gegensätzen bedienen will.

Der nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg

Si licet, et, falsi positis ambagibus oris,
Vera loqui sinitis — — —

Ovid.

Erste Folge.

1778.

Ich habe meine Erklärung, was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe, ohne Anstand abgegeben. Aber, anstatt des Beweises, den ich darauf erwarte, den Herr Goeze darauf versprochen (nämlich daß diese christliche Religion sich nothwendig mit der Bibel verlieren müsse, daß sie ohne Bibel weder werden noch dauern können), muß ich nun hören, daß es eine Ungereimtheit sey, einen dergleichen Beweis von ihm zu fordern.

„Diese Forderung, sagt er,[1] ist so ungereimt, als eine seyn kann. „Ich bin in dieser Sache der Respondent. Herr L. ist der Opponent. „Ich behaupte eine Wahrheit, welche von allen vernünftigen Christen, „von allen Lehrern der christlichen Kirche, ohne Unterschied der ver„schiedenen Parteien, in welche dieselbe getheilt ist, selbst die Soci„nianer nicht ausgenommen, als ein keinem Zweifel unterworfener „Grundsatz angenommen ist: daß die Bibel der einige Lehr„grund der christlichen Religion ist, ohne welchen die„selbe nicht erwiesen, nicht fortgepflanzt werden, also „nicht bestehen könne.“

[1] Lessings Schwächen. 3. Stück. S. 128.

Ich will mich auf jene Kathederetiquette, welche eben so wohl für mich, als für ihn zu erklären ist, nicht einlassen. Wer beweisen kann, läßt sich nicht lange nöthigen, zu beweisen. Ich will nur sogleich den Nagel auf den Kopf zu treffen suchen, und rund heraus erklären:

1) daß es nicht wahr ist, daß alle Lehrer der christlichen Kirche, ohne Unterschied der verschiedenen Parteien, die Bibel für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion halten;
2) daß die Socinianer eben dadurch ihre Sache so gut wie gewonnen haben, wenn man die Bibel zum einigen Lehrgrunde der christlichen Religion macht.

1. Es ist notorisch, daß die Lehrer der christlich-katholischen Kirche die Bibel so wenig für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion annehmen, daß sie ihn nicht einmal für den vornehmsten gelten lassen, indem bei ihnen das Ansehen der Bibel dem Ansehen der Kirche schlechterdings untergeordnet ist, indem bei ihnen es nicht darauf ankömmt, was die Bibel sagt, sondern darauf, was die Kirche sagt, daß es die Bibel sage, oder sagen hätte können. Haben einige Katholiken, welche gern Proselyten unter den Protestanten machen wollen, sich nachgebender hierüber erklärt, so geht mich dieses nichts an; und der eigentliche Lehrbegriff der römischen Kirche ist nach diesen wenigen Achselträgern nicht zu bestimmen. Alle und jede rechtgläubige Katholiken glauben die Bibel und der Bibel, weil sie Christen sind, sind aber nicht Christen, weil sie die oder der Bibel glauben. — Und nun möchte ich gern wissen, mit welchem Fuge ein lutherischer Pastor und ein verdorbener Advocat einem Manne mit dem Reichsfiscale drohen können, weil er aufrichtig genug ist, als Lutheraner lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatze der römischen Kirche zu nehmen, als die ganze christliche Religion unter Einwürfen der Freigeister erliegen zu lassen, die bloß die Bibel und nicht die Religion treffen; die bloß das Buch treffen, in welchem nach dem höchst neuen und bis auf diesen Tag unerwiesenen Lehrsatze der strengern Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten seyn soll. — Diese Herren mögen sich nur selbst vor dem Reichsfiscale in Acht nehmen. Denn es wird dem Reichsfiscale leicht begreiflich zu machen seyn, daß nur sie und ihres Gleichen die Stänker sind, welche

den Groll, den die im deutschen Reiche geduldeten Religionsparteien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten, indem sie alles, was katholisch ist, für unchristlich verdammen, und durchaus keinen Menschen, auch nicht einmal einen armen Schriftsteller, dem es nie in die Gedanken gekommen ist, sich eine Partei zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüsteten und öde gelassenen Confiniis beider Kirchen dulden wollen.

2. Was ich von den Socinianern sage, liegt am Tage. Wer die Gottheit Christi nicht mit ins Neue Testament bringt, wer sie nur aus dem Neuen Testamente holen will, dem ist sie bald abdisputirt. Daher ist den Socinianern der Grundsatz, daß sowohl die Gottheit Christi, als die übrigen Wahrheiten der christlichen Religion einzig aus den Schriften der Evangelisten und Apostel erwiesen werden müssen, sehr willkommen gewesen; und es läßt sich leicht zeigen, daß es ebenfalls Feinde der Gottheit Christi, daß es die Arianer gewesen, welche ihn zuerst angenommen haben. —

Also nur alsdann, wenn Herr Goeze sowohl dieses, als jenes abzuläugnen, und das Gegentheil davon zu erhärten im Stande ist, will ich ihm allenfalls den Beweis des Hauptsatzes, zu welchem er sich anheischig gemacht hat, schenken, und den Erweis meiner Gegensätze antreten. Aber bis dahin muß er mir nicht übel nehmen, wenn ich geradezu äußere, daß er dasjenige nicht beweisen kann, wovon er so trotzig vorgiebt, daß er es nicht zu beweisen brauche. Denn wenn er nicht damit sagen will, daß man es ohne Beweis annehmen müsse, so muß es wenigstens doch anderswo erwiesen seyn; und er kann ja diesen anderswo geführten Beweis, mich zu beschämen, mit leichter Mühe abschreiben, oder auch nur mit einem Worte nachweisen.

Ich sage: daß ich sodann meine Gegensätze zu erweisen nicht anstehen will. Aber werde ich damit nicht zu spät kommen? Hat Herr Goeze nicht bereits mit einer einzigen Stelle des Irenäus alle meine 20 Gegensätze auf einmal niedergeschlagen? „Da die Kirchenväter, „sagt er, bei Herr Lessing mehr gelten, als die Bibel" — (Verleumdung! — die neutestamentlichen Schriften gelten mir nur nicht viel mehr, als die ersten Kirchenväter.) — „so will ich ihm eine Stelle „aus dem Irenäo entgegensetzen, welche sein Gewäsche und überhaupt

„seine in der Antwort angegebenen 20 Sätze auf einmal niederschlagen „kann. Dieser ehrwürdige Vater des zweiten Jahrhunderts schreibt „adv. Hær. lib. III. cap. I. Non enim per alios dispositionem „nostræ salutis cognovimus, quam per eos, per quos Evan„gelium pervenit ad nos, quod quidem tunc præconaverunt, „postea vero per Dei voluntatem in scripturis nobis tradide„runt, fundamentum et columnam fidei nostræ futurum. Es „wird sich zeigen, ob Herr Lessing Stellen im Vorrath habe, welche „hinlänglich seyn werden, dieses Zeugniß niederzuschlagen."

Und was sich jetzt schon zeigt, ist dieses, daß Herr Goeze, wenn er sich in der Geschwindigkeit nicht besser beritten macht, auf dem ausgeschriebenen Turniere nur eine sehr armselige Figur spielen wird. — Er hätte den Irenäus, den er citirt, selbst gelesen? Unmöglich! Er hat dieses einzelne Stellchen, Gott weiß in welcher Luther'schen Polemik, bloß aufgelesen. Denn er legt wider alle Grammatik, wider allen Zusammenhang einen Sinn hinein, welcher nicht der Sinn des Irenäus, sondern der Sinn der Luther'schen Polemik ist, in welcher er es auflas. — Denn kurz, Irenäus sagt in dieser Stelle schlechterdings nicht, daß die Schrift der Grund und Pfeiler unsers Glaubens geworden. Wenn er dieses hätte sagen wollen, müßte es heißen: in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostræ *futuris*. Aber es heißt nicht *futuris*, sondern *futurum*, und bezieht sich nicht auf scripturis, sondern auf evangelium, welches hier nicht die vier aufgezeichneten Evangelia, sondern den wesentlichen Inhalt der Evangelien ohne Rücksicht auf dessen Verzeichnung bedeutet. Herr Goeze selbst, in der beigefügten Uebersetzung dieser Stelle, hat nicht anders construirt; und nur bei ihm ist es begreiflich, wie man so leichte Worte anders construiren und anders verstehen kann. Das Evangelium ist der Grund und Pfeiler unsers Glaubens; wer läugnet das? Allein das Evangelium ist eben sowohl ein præconatum, als ein scripturis traditum, und das futurum muß sich eben so wohl auf jenes, als auf dieses beziehen. Eben so wohl das bloß gepredigte Evangelium muß der Grund und der Pfeiler unsers Glaubens seyn können, als das aufgeschriebene. — Daß dieses der wahre Sinn des Irenäus ist, erhellt aus den folgenden

Kapiteln unwidersprechlich. Und wenn er besonders im 4ten sagt: Quid autem si neque Apostoli quidem Scripturas reliquissent nobis, nonne oportebat ordinem sequi Traditionis, quam tradiderunt iis quibus comittebant Ecclesias; hat er auch wie Goeze geglaubt, daß die christliche Religion nothwendig hätte untergehen müssen, wenn die Apostel nichts geschrieben hätten? Wenn er fortfährt: Cui ordinationi assentiunt multæ gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt *sine charta et atramento*, scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem, et veterum Traditionem diligenter custodientes, in unum Deum credentes, fabricatorem cœli et terræ et omnium quæ in eis sunt, per Christum Jesum Dei filium; hat er auch gelehrt wie Goeze, daß der heilige Geist ohne Schrift nichts vermöge, daß kein Glaube ohne Schrift möglich sey? Wenn er, nachdem er die damalige Regulam fidei wörtlich angeführt, hinzusetzt: Hanc fidem qui *sine literis* crediderunt, quantum ad sermonem nostrum barbari sunt: quantum autem ad sententiam, ad consuetudinem et conversationem, propter fidem perquam sapientissimi sunt, et placent Deo, conversantes in omni justitia, et castitate, et sapientia: hat er auch, wie Goeze, den Gebrauch der Bibel allen und jeden Christen für unentbehrlich gehalten? würde er mich auch, wie Goeze, wegen meiner Fiction eines Volks, das ich ohne Bibel Christen seyn lasse, verdammt haben? —

Was ich oben von den Arianern sage, daß sie die ersten gewesen zu seyn scheinen, welche verlangt haben, daß man ihnen die Gottheit Christi vor allen Dingen in den neutestamentlichen Schriften zeigen müsse, gründet sich auf das, was wir von dem eigentlichen Verlaufe der Streitigkeit auf dem nicäischen Concilio wissen. Die Geschichte dieses Concilii selbst kann Herr Goeze doch wohl nicht auch mit unter die verrufenen Quellen rechnen, gegen deren Gebrauch er S. 136 protestirt? Folgende Sätze mögen den Gang meines Erweises, den ich zu seiner Zeit führen will, im Voraus zeigen.

§.

Der Sieg der heiligen Schrift über die Ketzerei, oder die Kraft der heiligen Schrift in Bestimmung der Rechtgläubigkeit hat sich auf

dem nicäischen Concilio nur schlecht erwiesen. Durch die Schrift ist auf demselben schlechterdings nichts ausgemacht worden.

§.

Arius und seine Philosophen blieben auf ihren Köpfen, und nur zwei der letzteren wurden für die Orthodoxie gewonnen. Aber wie?

§.

Der eine Philosoph ward durch die bloße Regulam fidei, durch das bloße Glaubensbekenntniß auf eine wunderbare Weise erleuchtet.

§.

Die Mitwirkung des heil. Geistes bei dem bloßen Glaubensbekenntnisse war also noch damals nichts befremdendes.

§.

Hingegen zeigte sich von der Mitwirkung des heil. Geistes bei vermeinten deutlichen Stellen der Schrift nicht die geringste Spur.

§.

Denn der zweite Philosoph ward nicht durch dergleichen Stellen überführt, sondern durch ein paar menschliche, nicht einmal sehr passende Gleichnisse überredet.

§.

Ja, den rechtgläubigen Vätern kam es im geringsten nicht ein, ihren Lehrsatz aus der Schrift auch nur erweisen zu wollen. Sie hatten bloß die Herablassung, auf die Schriftstellen, welche die Arianer dagegen anführten, übel und böse zu antworten.

§.

Sie gaben ihren Lehrsatz für keine Wahrheit aus, die in der Schrift klar und deutlich enthalten sey, sondern für eine Wahrheit, die sich von Christo unmittelbar herschreibe, und ihnen von Vater auf Sohn treulich überliefert worden.

§.

Sie erwiesen also nur, daß die Schrift diesen Ueberlieferungen nicht widerspreche.

§.

Und der Gebrauch, den sie sonach von der Schrift machten, war ein ganz anderer, als der, den man uns neuerer Zeit aufgedrungen hat, welchem zu Folge nach dem gar nicht gefragt wird, was uns

überliefert worden, sondern aus der einzigen Schrift unmittelbar bestimmt wird, was uns hätte überliefert werden sollen.

§.

Sollte die Ueberlieferung gar nicht mit in Anschlag kommen, so müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mann, ohne im geringsten etwas von dem Christenthume zu wissen, das ganze Christenthum aus den neutestamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und absondern könne; und daran zweifle ich sehr.

§.

Schade, daß davon keine Erfahrung gemacht werden kann, indem wohl schwerlich ein vernünftiger Mann zu den neutestamentlichen Schriften kommen dürfte, ohne das Christenthum vorher zu kennen; und die Kunst, es wieder zu vergessen, wenn er zu dieser vermeinten einigen Quelle nun selbst kömmt, noch soll erfunden werden.

Briefe von Lessing.

Briefe.[1]

A Mademoiselle
Mademoiselle Lessing
ma tres cher Soeur
à Camenz.

Geliebte Schwester!

Ich habe zwar an Dich geschrieben, allein Du hast nicht geantwortet. Ich muß also dencken, entweder Du kanst nicht schreiben, oder Du wilst nicht schreiben. Und fast wolte ich das erste behaupten. Jedoch ich will auch das andre glauben; Du wilst nicht schreiben. Beydes ist straffbahr. Ich kann zwar nicht einsehn, wie dieses beysammen stehn kann: ein vernünfftiger Mensch zu seyn; vernünfftig reden können, und gleichwohl nicht wißen, wie man einen Brieff aufsezen soll. Schreibe wie Du redest, so schreibst Du schön. Jedoch; hätte auch das Gegentheil statt, man könte vernünfftig reden, dennoch aber nicht vernünfftig schreiben, so wäre es für Dich eine noch größere Schande, daß Du nicht einmahl so viel gelernet. Du bist zwar Deinem Lehr-Meister sehr zeitig aus der Schule gelauffen, und schon in Deinem 12 Jahre hiltest Du es vor eine Schande etwas mehres zu lernen; allein wer weiß welches die größte Schande ist? in seinem 12 Jahre noch etwas zu lernen als in seinem 18ten oder 19ten noch keinen Brieff schreiben können. Schreibe ja! und benim mir diese falsche Meynung von Dir. Im vorbeygehen muß ich doch auch an das neue Jahr gedencken. Fast jeder wünschet zu dieser Zeit gutes. Was werde

[1] Im Interesse der Leser ist in gegenwärtiger Ausgabe die Orthographie, wie sie zu Lessings Zeiten üblich war, in die jetzt gangbare verwandelt worden. Nur bei den Jugendbriefen Lessings schien eine Ausnahme wünschenswerth, sie sind daher im Folgenden treu nach der Urschrift wiedergegeben.

ich Dir aber wünschen? Ich muß wohl was besonders haben. Ich wünsche Dir, daß Dir Dein ganzer Mammon gestohlen würde. Vielleicht würde es Dir mehr nützen, als wenn jemand zum neuen Jahre Deinen Geld=Beutel mit einigen 100 Stück Ducaten vermehrte.

Lebe wohl! Ich bin

Dein

Meißen, treuer Bruder

d. 30. Dec. 1743. G. E. Leßing.

A Monsieur
Monsieur Lessing
premier Pasteur de l'Eglise de etc.
mon tres honoré Pere
à
Franco bis dahin. Camenz.

Hochzuehrender Herr Vater,

Daß ich Ihnen so gleich auf den lezten Brief antworte, geschiehet um des Hrn. Rectors Willen, welcher seinen Brief je eher je lieber wollte bestellet wißen. Das Lob, welches Sie mir, wegen des verfertigten poetischen Sendschreibens an den Hrn. Obrist Lievtenant von Carlowiz, unverdient ertheilet, soll mich, ob ich gleich wenig Lust habe diese Materie noch einmahl vor die Hand zu nehmen, anreizen nach Dero Verlangen ein kürzeres, und, wo es mir möglich, ein beßeres zu machen.

Zwar, Ihnen es frei zu gestehen, wenn ich die Zeit, die ich damit schon zugebracht und noch zubringen muß, überlege, so muß ich mir selbst den Vorwurff machen, daß ich sie auf eine unnüze Weise versplittert. Der beste Trost dabei ist, daß es auf Dero Befehl geschehen.

Sie betauern mit Recht das arme Meisen, welches jezo mehr einer Toden Grube als der vorigen Stadt ähnlich siehet. Alles ist voller Gestanck und Unflath, und wer nicht hereinkommen muß, bleibt gerne so weit von ihr entfernt, als er nur kan. Es liegen in denen meisten Häusern, immer noch 30 bis 40 Verwundete, zu denen sich

niemand sehre nahen darff, weil alle welche nur etwas gefährlich getroffen sind, das hizige Fieber haben. Es ist eine weiße Vorsicht Gottes, daß diese fatalen Umstände die Stadt gleich im Winter getroffen, weil, wenn es Sommer wäre, gewiß in ihr die völlige Pest schon graßiren würde. Und wer weiß was noch geschiehet. Jedoch wir wollen zu Gott das beste hoffen. Es sieht aber wohl in der ganzen Stadt, in Betrachtung seiner vorigen Umstände, kein Ort erbärmlicher aus als unsere Schule. Sonst lebte alles in ihr, jezo scheint sie wie ausgestorben. Sonst war es was rares, wenn man nur einen gesunden Soldaten in ihr sahe, jezo siehet man ein Hauffen verwundete hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfinden müßen. Das Coenacul ist zu einer Fleisch Banck gemacht worden, und wir sind gezwungen in dem kleinern Auditorio zu speisen. Die Schüler, welche verreiset, haben wegen der Gefahr in Kranckheiten zu verfallen eben so wenig Lust zurückzukehren, als der Schul Verwalter die drey eingezognen Tische wieder herzustellen. Was mich anbelanget, so ist es mir um so viel verdrüßlicher, hier zu seyn, da Sie sogar entschloßen zu seyn scheinen, mich auch den Sommer über, in welchem es vermuthlich zehnmal ärger seyn wird, hier zu laßen. Ich glaube wohl, die Ursache, welche Sie dazu bewogen, könnte leicht gehoben werden. Doch ich mag von einer Sache, um die ich schon so offte gebeten, und die Sie doch kurzum nicht wollen, kein Wort mehr verliehren. Ich versichere mich unterdeßen, daß Sie mein Wohl beßer einsehen werden, als ich. Und bei der Versicherung werde ich, wenn Sie auch bey der abschläglichen Antwort beharren sollten, doch, wie ich schuldig bin, noch allezeit Sie als meinen Vater zu ehren und zu lieben fortfahren. Der Ohr-Zwang, mit welchem ich seit einiger Zeit bin befallen gewesen, macht mich so wüste im Kopffe, daß ich nicht vermögend bin mehr zu schreiben; ich schlüße also mit nochmaliger Versicherung daß ich Lebenslang seyn will

P. S. Was Mons. Heydem. bey Hr. M. Golzen gesagt, ist gänzlich falsch.

Dero
gehorsamster Sohn
G. E. Leßing.

Meisen
d. 1. Februar 1746.

Hochzuehrende Frau Mutter,

Ich würde nicht so lange angestanden haben, an Sie zu schreiben, wenn ich Ihnen was angenehmes zu schreiben gehabt hätte. Klagen aber und Bitten zu lesen, müßen Sie eben schon so satt seyn, als ich bin sie vorzutragen. Glauben Sie auch nur nicht, daß Sie das geringste davon in diesen Zeilen finden werden. Ich besorge nur, daß ich bey Ihnen in dem Verdachte einer allzugeringen Liebe und Hochachtung, die ich Ihnen schuldig bin, stehe. Ich besorge nur, daß Sie glauben werden, meine jezige Aufführung komme aus lauter Ungehorsam und Boßheit. Diese Besorgniß macht mich unruhig. Und wenn sie gegründet seyn sollte, so würde mich es desto ärger schmerzen, je unschuldiger ich mich weiß. Erlauben Sie mir derohalben, daß ich nur mit wenig Zügen, Ihnen meinen gantzen Lebenslauff auf Universitäten abmahlen darff, ich bin gewiß versichert, Sie werden alsdann mein jeziges Verfahren gütiger beurtheilen. Ich komme jung von Schulen, in der gewißen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern bestehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt in kleinen sehen kan. Ich lebte die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meisen nicht gelebt hatte. Stets bei den Büchern, nur mit mir selbst beschäfftigt, dachte ich eben so selten an die übrigen Menschen, als vielleicht an Gott. Dieses Geständniß kömmt mir etwas sauer an, und mein einziger Trost dabey ist, daß mich nichts schlimmers als der Fleiß so närrisch machte. Doch es dauerte nicht lange, so gingen mir die Augen auf: Soll ich sagen, zu meinem Glücke, oder zu meinem Unglücke? die künfftige Zeit wird es entscheiden. Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meines gleichen. Guter Gott! was vor eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und andern gewahr. Eine bäuersche Schichternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gäntzliche Unwißenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Minen, aus welchen jederman seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschafften, die mir, bey meiner eigenen Beurtheilung, übrig blieben. Ich empfand eine Schahm, die ich niemals empfunden

hatte. Und die Würkung derselben war der feste Entschluß, mich hierinne zu beßern, es koste was es wolle. Sie wißen selbst wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in diesem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kan auch also das gute von mir sagen. Ich kam in diesen Uebungen so weit, daß mich diejenigen selbst, die mir in voraus alle Geschicklichkeit darinnen absprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieser gute Anfang ermunterte mich hefftig. Mein Körper war ein wenig geschickter worden, und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernsthafften Bücher eine zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzusehn die weit angenehmer, und vielleicht eben so nützlich sind. Die Comoedien kamen mir zur erst in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will, mir haben sie sehr große Dienste gethan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungne, eine grobe und natürliche Aufführung unterscheiden. Ich lernte wahre und falsche Tugenden daraus kennen, und die Laster eben so sehr wegen ihres lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen. Habe ich aber alles dieses nur in eine schwache Ausübung gebracht, so hat es gewiß mehr an andern Umständen als an meinem Willen gefehlt. Doch bald hätte ich den vornehmsten Nutzen den die Lustspiele bey mir gehabt haben, vergeßen. Ich lernte mich selbst kennen, und seit der Zeit habe ich gewiß über niemanden mehr gelacht und gespottet als über mich selbst. Doch ich weiß nicht was mich damals vor eine Thorheit überfiel, daß ich auf den Entschluß kam, selbst Comoedien zu machen. Ich wagte es, und als sie aufgeführt wurden, wollte man mich versichern, daß ich nicht unglücklich darinne wäre. Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich sie mit mehrern Ernste treiben soll. Ich sann dahero Tag und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaubte, sich noch kein Deutscher allzusehr hervorgethan hatte. Aber plözlich ward ich in meinen Bemühungen, durch Dero Befehl nach Hause zu kommen, gestöhret. Was daselbst vorgegangen, können Sie selbst noch allzuwohl wißen, als daß Ich Ihnen durch eine unnütze Wiederhohlung verdrüßlich falle. Man legte mir sonderlich die Bekanntschaft mit gewißen Leuten, in die ich zufälliger Weise gekommen war,

zur Last. Doch hatte ich es dabey Dero Gütigkeit zu danken, daß mir andere Verdrüßlichkeiten, an denen einige Schulden Ursache waren, nicht so heftig vorgerucht wurden. Ich blieb ein gantzes Vierteljahr in Camenz, wo ich weder müßig noch fleißig war. Gleich von Anfange hätte ich meiner Unentschließigkeit, welches Studium ich wohl erwehlen wollte, erwehnen sollen. Man hatte derselben nun über Jahr und Tag nachgesehn. Und Sie werden sich zu erinnern belieben, gegen was ich mich auf Ihr dringendes Anhalten erklärte. Ich wollte Medicinam studiren. Wie übel Sie aber damit zufrieden waren, will ich nicht wiederholen. Blos Ihnen zu Gefallen zu leben erklärte ich mich noch überdieses, daß ich mich nicht wenig auf Schulsachen legen wollte, und daß es mir gleich seyn würde, ob ich einmal durch dieses oder jenes fortkämme. In diesem Vorsaze reiste ich wieder nach Leipzig. Meine Schulden waren bezahlt, und ich hätte nichts weniger vermuthet, als wieder darein zu verfallen. Doch meine weitläufftige Bekantschaft, und die Lebens Art die meine Bekannte an mir gewohnt waren, ließen mich an eben dieser Klippe nochmals scheitern. Ich sahe allzudeutlich, wenn ich in Leipzig bleibe, so werde ich nimmermehr mit dem, was mir bestimmt ist, auskommen können. Der Verdruß den ich hatte, Ihnen neue Ungelegenheit zu verursachen, brachte mich auf den Entschluß von Leipzig wegzugehen. Ich erwehlte Berlin gleich Anfangs zu meiner Zuflucht. Es muste sich wunderlich schicken, daß mich gleich zu der Zeit Herr Leßing aus Wittenberg besuchte. Ich reisete mit ihm nach kurzer Zeit dahin ab, einige Tage mich daselbst aufzuhalten und umzusehn, und alsdann noch zur Sonnenfinsterniß [1] in Berlin zu seyn. Aber ich ward krank. Ich bin mir niemals selbst zu einer unerträglichern Last gewesen als damals. Doch ich hielt es einigermaßen vor eine göttliche Schickung; wenn es nicht was unanständiges ist, daß man auch in solchen kleinen und geringen Sachen sich auf sie beruffen will. Nach meiner Genesung beschloß ich mit des Hrn. Vaters Einwilligung in Wittenberg den Winter über zu verbleiben, und hoffte gewiß, dasjenige wieder zu erspahren, was ich in Leipzig zugesezt hatte. Doch ich wurde bald gewahr, daß das was in meiner Krankheit und durch

[1] Am 25. Juli 1748.

andre Umstände, die ich aber jezo verschweigen will, aufgegangen war, mehr als ein Quartal Stipendia ausmachte. Der alte Vorsaz wachte also bey mir wieder auf nach Berlin zu gehen. Ich kam, und bin noch da, in was vor Umständen, wißen sie selbst am besten. Ich hätte längst unterkommen können, wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt ein beßers Ansehn hätte machen können. Es ist dieses in einer Stadt gar zu nöthig, wo man meistens den Augen in Beurtheilung eines Menschen trauet. Nun beynahe vor einem Jahre, hatten Sie mir eine neue Kleidung zu versprechen, die Gütigkeit gehabt. Sie mögen daraus schließen, ob meine leztre Bitte allzu unbesonnen gewesen ist. Sie schlagen mir es ab, unter dem Vorwande, als ob ich, ich weiß nicht wem zu Gefallen hier in Berlin wäre. Ich will nicht zweiffeln, daß meine Stipendia wenigstens noch bis Ostern dauern sollten. Ich glaube also, daß meine Schulden genugsam damit können bezahlt werden. Aber ich sehe wohl, daß die nachtheilig gefaßte Meynung, von einem Menschen, der, wenn er mir auch sonst nie Gefälligkeiten erzeugt hätte, mir sie doch gewiß jezo erzeugt, da sie mir just am nöthigsten sind, daß sage ich, diese nachtheilig gefaßte Meynung die vornehmste Ursache ist, warum sie mir in meinen Unternehmungen so sehr zuwieder sind. Es scheint ja, als wenn Sie ihn vor einen Abscheu aller Welt hielten. Geht dieser Haß nicht zu weit? Mein Trost ist, daß ich in Berlin eine Menge rechtschaffner, und vornehmer Leute finde, die eben so viel aus ihm machen als ich. Doch Sie sollen sehn, daß ich nicht an ihn gebunden bin. Sobald als ich eine nochmalige Antwort von Ihnen erhalte, worinne Sie mir eben das sagen, was ich aus dem lezten Briefe habe schließen müßen, will ich mich ungeseumt von Berlin weg begeben. Nach Hause komme ich nicht. Auf Universitäten gehe ich jezo auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden mit meinen Stipendiis nicht können bezahlt werden, und ich ihnen diesen Aufwand nicht zumuthen kann. Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg oder Hannover. Doch können sie versichert seyn, daß ich, ich mag seyn wo ich will, allezeit schreiben und niemals die Wohlthaten vergeßen werde, die ich von ihnen so lange genoßen. Ich finde an allen drei Oertern sehr gute Bekannte und

Freunde von mir. Wenn ich auf meiner Wanderschafft nichts lerne, so lerne ich mich doch in die Welt schicken. Nuzen genug! Ich werde doch wohl noch an einen Ort kommen, wo sie so einen Flickstein brauchen, wie mich. Darff ich noch was bitten, so ist es dieses, daß Sie gewiß glauben mögen, daß ich meine Aeltern allezeit so sehr wie mich geliebt habe. Ich werde an den Hrn. Inspector und Hr. Pastor Lindnern gewiß schreiben, sobald als es nicht mehr scheinen wird, daß meine Briefe nichts als eine Aufmunterung zu neuen Wohlthaten sind. Durch meine Entfernung von Berlin glaube ich Ihnen kein geringes Merkmal meines Gehorsams zu geben, der ich auch zeitlebens verharren werde

Dero

Berlin, gehorsamster Sohn

d. 20 Jenner 1749. Leßing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich bin einige Tage in Frankfurth gewesen, und das ist die Ursache warum ich Dero Briefe, mit Einschluß von 9 Rthlr., etwas später erhalten habe, und jezo erst im Stande bin darauf zu antworten.

Sie verlangen durchaus, daß ich nach Hause kommen soll. Sie fürchten, ich möchte in der Absicht nach Wien gehen, daselbst ein Comoedienschreiber zu werden. Sie wollen vor gewiß wißen, ich müße hier Hr. Rüdigern zur Frohne arbeiten, und darbey Hunger und Kummer ausstehen. Sie schreiben mir so gar ganz unverhohlen, es wären lauter Lügen, was ich Ihnen von unterschiedenen Gelegenheiten, hier unterzukommen, geschrieben hätte. Ich bitte Sie inständigst, setzen Sie sich einen Augenblick an meine Stelle, und überlegen, wie einem solche ungegründete Vorwürffe schmerzen müßen, deren Falschheit, wenn Sie mich nur ein wenig kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen muß. Doch muß ich mich am meisten wundern, wie Sie den alten Vorwurff von den Comoedien wieder haben aufwärmen können? Daß ich zeitlebens keine mehr machen oder lesen wollte, habe ich Ihnen niemals versprochen, und Sie haben sich gegen

mich viel zu vernünfftig allezeit erzeugt, daß Sie es je im Ernste verlangt hätten. Wie können Sie schreiben, daß ich in Wittenberg nichts als Comoedien gekauft hätte? da doch unter den daselbst befindlichen Büchern nicht mehr als, aufs höchste zwey, sich befinden können. Der gröste Theil derselben besteht aus statistischen Schriften, die Ihnen ganz natürlicher Weise hätten können schließen lassen, daß ich künfftig gesonnen wäre eben so viel in der Welt, und in dem Umgange der Menschen zu studiren, als in Büchern. Meine Correspondenz mit Comoedianten ist ganz anders, als Sie sich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Seiller geschrieben, welches der Director von allen Theatern im Oestreichschen ist, ein Mann deßen Bekanntschafft mir keine Schande ist, und mir noch Zeit genug nützen kan. Ich habe nach Dantzig und Hannover an gleiche, oder wenigstens sehr geschikte Leute geschrieben; und ich glaube es kan mir kein Vorwurff seyn, wenn man mich auch an mehrern Orten als in Camenz kennt. Werfen Sie mir nicht dargegen ein, es kennten mich nur Comoedianten. Wenn mich die kennen, so müßen mich nothwendig auch alle kennen, die meine Arbeit von ihnen haben aufführen sehn. Ich könnte Ihnen aber auch Briefe, zum Exempel, aus Coppenhagen, weisen, die nicht von Comoedianten geschrieben sind, zum Zeugniße, daß mein Briefwechsel nicht blos die Schauspiele zum Grunde habe. Und ich mache mir ein Vergnügen daraus ihn alle Tage zu erweitern. Ich werde ehstens nach Paris, an den Hrn. Crebillon schreiben, so bald als ich mit der Uebersetzung seines Catilina zu Stande bin. Sie sagen, daß ihnen meine Manuscripte zeugten, daß ich viel angefangen aber wenig fortgesetzt hätte? Ist das so ein groß Wunder?

Musæ secessum scribentis et otia quærunt. Aber nondum Deus nobis hæc otia fecit.

Und wenn ich gleichwohl alles nennen wollte, was hier und da von mir zerstreuet ist, (ich will meine Schauspiele nicht darzu rechnen, weil sich doch die meisten einbilden, das wären Sachen, die eben so wenig Mühe erforderten, als sie Ehre brächten) so würde es bey alledem doch noch was austragen. Ich werde mich aber wohl hüten, Ihnen das geringste davon zu nennen, weil es Ihnen vielleicht noch

weniger als meine Schauspiele anstehen möchte. Ich wollte nur, daß ich beständig Comoedien geschrieben hätte, ich wollte jezo in ganz andern Umständen seyn. Die von mir nach Wien und Hannover gekommen sind, habe ich sehr wohl bezahlt erhalten. Doch haben Sie die Gütigkeit sich noch wenige Monate zu gedulden, so sollen Sie sehen, daß ich in Berlin nicht müßig bin, oder nur vor andre arbeite. Glauben Sie denn nicht, daß ich alles weiß, von wem Sie solche Nachrichten bekommen haben? daß ich weiß, an wem, und wie offte Sie meinetwegen nach Berlin an Personen geschrieben haben, die nothwendig durch Ihre Briefe einen sehr übeln Concept haben von von mir bekommen müßen? Doch ich will glauben, daß Sie es zu meinen Besten gethan haben, und Ihnen den Schaden und Verdruß nicht schuld geben, der mir daraus entstanden ist. Was die Stelle in dem Seminario philologico in Göttingen anbelangt, so bitte ich Ihnen inständigst sich alle ersinnliche Mühe deßwegen zu geben. Ich verspreche es Ihnen, bey Gott, daß ich sobald es gewiß ist, alsobald nach Hause kommen, oder gleich von hier aus dahin gehn will. Wißen Sie aber gar nichts gewißes vor mich, so ist es ja beßer, daß ich hier bleibe, an einem Orte, wo ich mein Glück machen kann, gesezt ich müßte auch warten. Was soll ich zu Hause? Ich habe also das Geld, das Sie mir zu schicken die Gütigkeit gehabt haben, nebst dem, was ich zum Theil vor meine Arbeit erhalten habe, zu einer neuen Kleidung angewandt; und ich befinde mich in dem Zustande, mich wieder bey allen sehn zu laßen, und diejenigen, deren Dienste ich suche, selbst anzugehn. Dieses war nöthiger, als daß ich Ihnen mit meiner unnüzen Gegenwart zu Hause beschweren sollte. Es fehlt mir jezo nichts als meine Wäsche, und meine Bücher. Ich habe Ihnen den Catalogum schon davon überschrieben, und erwarte sie mit grösten Verlangen. Sie können leicht erachten wie schwerlich es sey sich mit geborgten Büchern zu behelffen. Ich bitte Ihnen also noch um diese einzige Gefälligkeit. Ich kan nicht zweiffeln, daß Sie das Friesische Stipendium nicht noch erhalten sollten, und die Fracht kan so viel nicht austragen. Eine gute Kleidung ohne genugsame Wäsche ist so viel als keine. Ich bitte Sie, mir nur noch Zeit bis Johannis zu laßen, ist es alsdann noch nichts mit meinem Unter-

kommen geworden, so will ich alles thun, was Sie verlangen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Rede eines Vaters bey dem Plauto mittheile, welcher gleichfalls mit seinem Sohne nicht durchaus zufrieden war.

Non optuma hæc sunt neque ego ut æquum censeo.
Verum meliora sunt, quam quæ deterrima.
Sed hoc unum consolatur me atque animum meum
Quia, *Qui nihil aliud, nisi quod sibi soli placet*
Consulit adversum filium, nugas agit:
Miser ex animo fit: secius nihilo facit.
Suæ senectuti is acriorem hyemem parat etc.

Die Gedanken sind so vernünfftig, daß die ihrigen nothwendig übereinstimmen müßen. Was hat die Frau Mutter Ursache sich so über mich zu betrüben? Es muß ihr ja gleich viel seyn, ob ich hier oder da mein Glück finde, wenn Sie mir es würcklich gönnet, wie ich es gewiß glaube. Und wie haben Sie sich vorstellen können, daß ich, wenn ich auch nach Wien gegangen wäre, daselbst meine Religion würde verändert haben? Daraus kan ich schließen wie sehr sie wieder mich eingenommen seyn müßen. Doch Gott, hoffe ich, soll mir Gelegenheit geben, so wohl meine Liebe gegen meine Religion, als gegen meine Aeltern deutlich genug an Tag zu legen. Ich verbleibe

Dero

Berlin, den 11 April 1749. gehorsamster Sohn L.

Hochzuehrender Hr. Vater,

Ich erhalte jezo den Augenblick dero Schreiben vom 25 April, welches ich um so viel lieber alsobald beantworte, je angenehmer mir es gewesen ist. Sie können gewiß versichert seyn, daß ich in meinem letztern Briefe nichts ungegründetes geschrieben habe. Alles was ich darinnen versprochen will ich genau erfüllen. Und ich werde mit eben so großen Vergnügen nach Göttingen reisen, als ich nimmer-

mehr nach Berlin gereiset bin. Die Briefe an den Geh. Rath von Münchhausen, und an den Hrn. Prof. Geßner sollen unfehlbar über acht Tage in Camenz seyn. Meinen Couffer erwarte mit großem Verlangen, und ich bitte nochmals inständig alle die Bücher hineinzulegen, die ich in einem meiner Briefe benennt habe. Ich bitte mir auch das vornehmste von meinen Manuscripten mit aus, auch die einigen Bogen, Wein und Liebe. Es sind freye Nachahmungen des Anakreons, wovon ich schon einige in Meisen gemacht habe. Ich glaube nicht, daß mir sie der strengste Sittenrichter zur Last legen kan.

Vita verecunda est, Musa jocosa mihi.

So entschuldigte sich Martial im gleichen Falle. Und man muß mich wenig kennen, wenn man glaubt, daß meine Empfindung im geringsten damit harmonire. Sie verdienen auch nichts weniger als den Tittel, den Sie ihnen, als allzustrenger Theologe geben. Sonst würden die Oden und Lieder, des größten Dichters unsrer Zeiten, des Hrn. von Hagedorns, noch eine viel ärgere Benennung werth seyn. In der That ist nichts als meine Neigung, mich in allen Arten der Poesie zu versuchen, die Ursache ihres Daseyns. Wenn man nicht versucht, welche Sphäre uns eigentlich zukömmt, so wagt man sich offtermals in eine falsche, wo man sich kaum über das Mittelmäßige erheben kan, da man sich in einer andern vielleicht bis zu einer Wundernswürdigen Höhe hätte schwingen können. Sie werden aber auch vielleicht gefunden haben, daß ich mitten in dieser Arbeit abgebrochen habe, und es müde geworden bin, mich in solchen Kleinigkeiten zu üben.

Wenn man mir mit Recht den Tittel eines deutschen Moliere beylegen könnte, so könte ich gewiß eines ewigen Nahmens versichert seyn. Die Wahrheit zu gestehen, so habe ich zwar sehr große Lust ihn zu verdienen, aber sein Umfang und meine Ohnmacht sind zwey Stücke die auch die gröste Lust erstücken können. Seneca giebt den Rath: omnem operam impende ut te aliqua dote notabilem facias. Aber es ist sehr schwer, sich in einer Wißenschaft notabel zu machen, worinne schon allzuviele excellirt haben. Habe ich denn also sehr übel gethan, daß ich zu meinen Jugend Arbeiten etwas gewehlt

habe, worinne noch sehr wenige meiner Landsleute ihre Kräfte versucht haben? Und wäre es nicht thörigt eher auf zu hören, als bis man Meisterstücke von mir gelesen hat. Den Beweiß warum ein Comoedienschreiber kein guter Christ seyn könne, kan ich nicht ergründen. Ein Comoedienschreiber ist ein Mensch der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen? Verdienen die Laster so viel Hochachtung? Und wenn ich ihnen nun gar verspräche eine Comoedie zu machen, die nicht nur die Hrn. Theologen lesen sondern auch loben sollen? halten Sie mein Versprechen vor unmöglich? Wie wenn ich eine auf die Freygeister und auf die Verächter ihres Standes machte? Ich weiß gewiß Sie würden vieles von Ihrer Schärffe fahren lassen.

Schließlich muß ich Ihnen melden, daß ich seit 8 Tagen das Fieber und zwar das Quotidian Fieber habe. Es aber doch noch so gnädig gewesen, daß ich mich nicht habe dürffen niederlegen, und ich hoffe es auch in kurzem, mit Gottes Hülffe los zu seyn. Machen Sie sich keine fernern Gedanken. Ich verbleibe nebst ergebenstem Empfehl an die Frau Mutter

Dero

Berlin gehorsamster Sohn

den 28 April 1749. Leßing.

Monsieur
Monsieur Lessing
premier Pasteur des Eglises de etc.
à
Camenz
par Grossenhayn.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich habe den Coffer mit den specificirten, darinnen enthaltenen, Sachen richtig erhalten. Ich danke Ihnen vor diese große Probe ihrer Gütigkeit, und ich würde in meinem Danke weitläuffiger seyn, wenn ich nicht, leider, aus allen Ihren Briefen gar zu deutlich

schließen müßte, daß Sie, eine Zeitlang her gewohnt sind, das aller niedrigste, schimpflichste und gottloseste von mir zu gedenken, sich zu überreden, und überreden zu laßen. Nothwendig muß Ihnen also auch der Dank eines Menschen, von dem Sie so vortheilhaffte Meynungen hegen, nicht anders als verdächtig seyn. Was soll ich aber darbey thun? Soll ich mich weitläuffig entschuldigen? Soll ich meine Verläumder beschimpffen, und zur Rache ihre Blöße aufdecken? Soll ich mein Gewißen — — soll ich Gott zum Zeugen anruffen? Ich müste weniger Moral in meinen Handlungen anzuwenden gewohnt seyn, als ich es in der That bin, wenn ich mich so weit vergehen wollte. Aber die Zeit soll Richter seyn. Die Zeit soll es lehren ob ich Ehrfurcht gegen meine Aeltern, Ueberzeugung in meiner Religion, und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit soll lehren, ob der ein beßrer Christ ist, der die Grundsätze der christl. Lehre im Gedächtniße, und oft ohne sie zu verstehen, im Munde hat, in die Kirche geht, und alle Gebräuche mit macht, weil sie gewöhnlich sind; oder der, der einmal klüglich gezweiffelt hat, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens noch darzu zu gelangen bestrebet. Die Christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Aeltern auf Treue und Glaube annehmen soll. Die meisten erben sie zwar von ihnen, eben so wie ihr Vermögen, aber sie zeugen durch ihre Aufführung auch, was vor rechtschaffen Christen sie sind. So lange ich nicht sehe, daß man eins der vornehmsten Gebothe des Christenthums, Seinen Feind zu lieben nicht beßer beobachtet, so lange zweiffle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich davor ausgeben.

Ms. Müller hätte etwas wahrhaffter seyn können in seinen Nachrichten. Hier haben Sie die ganze Geschichte Ihres Briefes an den ältern Hrn. Rüdiger, so wie ich sie nur vor wenig Wochen erfahren habe. Dieser Mann ist viel zu alt, als daß er sich mit Briefschreiben noch abgeben könnte, er hat also seine ganze Correspondenz seinem Schwieger Sohn, dem Hrn. Buchhändler Voß aufgetragen. Diesem ist der Brief also nothwendig in die Hände gefallen. Dieser hat ihn erbrochen. Warum soll ihn denn Herr Mylius erbrochen haben? Damit man vielleicht in Camenz das Recht haben möchte noch nach-

theiliger von ihm, mit einigen Scheine des Grundes, zu reden? Herrliche Ursache! Herr M. war mit Voßen speciell bekant; denn er ist sein Verleger. Weil sich also in benanntem Briefe auch vieles auf ihn bezogen hat, so hat er ihm denselben gewiesen. Er wäre fähig genug gewesen ihm bey dem alten Rüdiger, welches ohnedem ein höchst argwöhnischer Mann ist, den grösten Verdacht zuzuziehen. Wem haben Sie es also zuzuschreiben, daß sie ihn unterdrückt haben? Niemanden als Sich selbst, da Sie eine Person mit ins Spiel gemüscht, die doch mit meinen Angelegenheiten gar nichts zu thun hat. Auf das aber, was mich betroffen hat, hat Voß, ich weiß nicht ob selbst, oder durch seinen Diener, oder durch jemanden anders antworten laßen.

Werde ich denn niemals des Vorwurffs los werden können, den Sie mir wegen M. machen? Sed facile ex Tuis querelis querelas matris agnosco, quæ licet alias pia et integra in hunc nimio flagrat odio. Nostra amicitia nihil unquam aliud fuit, adhuc est et in omne tempus erit quam communicatio studiorum. Illane culpari potest? Rarus imo nullus mihi cum ipso sermo intercedit, de parentibus meis, de officiis quæ ipsis vel præstanda vel deneganda sint, de cultu Dei, de pietate, de fortuna hac vel illa via amplificanda, ut habeas quem in illo seductorem et ad minus justa instigatorem meum timeas. Cave, ne de muliebri odio nimium participes. Sed virum te sapientem scio, justum æquumque: et satis mihi constat te illud, quod scripsisti, amori in uxorem amore tuo dignissimam, dedisse. Veniam dabis me hæc paucula latino sermone literis mandasse, sunt enim quæ Matrem ad suspicionem nimis proclivem offendere possint. Deum tamen obtestor me illam maxumi facere, amare et omni pietate colere.

Ich versichre Ihnen nochmals, daß alles was ich von der letztern Condition geschrieben habe alles seine Richtigkeit hat. Ich habe Ihnen schon in dem letzten Briefe ersucht mir mit 10 oder 15 Thlr. beyzustehen, ich wollte mich in den gehörigen Stand darzu zu setzen, und ich ersuche dieselben nochmals darum. Doch was Sie thun wollen, thuen Sie mit ehesten, sonst muß ich meine Zuflucht zu dem

Hrn. v. Röder selbst nehmen, mir ein oder zwey Quartals vorzuschießen. Ich will mich nicht gern als noch 8 Tage hier in Berlin verweilen. Ich verbleibe nebst ergebensten Empfehl an die Fr. Mutter, der ich über 8 Tage antworten will,

Dero

Berlin gehorsamster Sohn

den 30 May 1749. Leßing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Die Antwort auf Dero zwei letzten Briefe würde ich bis jezo nicht schuldig geblieben seyn, wenn ich so offt hätte schreiben können, als ich gerne gewollt habe. Schon wieder entschuldige ich mich mit dem Mangel an Zeit. Und wer mich diese Entschuldigung so vielmal brauchen hört, als Sie, der sollte beynahe auf die Gedanken kommen, daß ich wenigstens mehr als ein Amt, hier in Berlin, müße zu versorgen haben. So falsch dieses, Gott sey Dank, ist, so wahr ist es doch, daß meine Entschuldigung so gar ungegründet nicht ist, als Sie wohl glauben mögen. Der B. v. d. G. ist zwar vor 14 Tagen wieder auf seine Güter gegangen, daß ich also einigermaßen freyer gewesen bin; ich habe aber nach seiner Abreise das ganze vierte Stück der theatr. Beyträge besorgen müßen, was eigentlich schon diese Messe hätte sollen fertig werden, und diese Arbeit hat mich bis an vergangnen Sonnabend nicht über eine Stunde Herr seyn laßen.

Sie thuen mir Unrecht, wann Sie glauben, daß ich meine Meinung wegen Göttingen schon wieder geändert hätte. Ich versichere Ihnen nochmals, daß ich morgen dahin abreisen wollte, wann es möglich wäre. Nicht weil es mir jezo eben schlecht in Berlin gänge, sondern weil ich es Ihnen versprochen habe. Denn in der That, ich habe große Hoffnung, daß sich mein Glück bald hier ändern wird. Bis hieher habe ich zwar vergebens darauf gehofft, allein ich muß gestehen, daß vielleicht auch einige Fehler auf meiner Seite dabey mit untergelaufen sind. Mit Schaden wird man klug. Die Bekanntschaft des Hrn. B. v. d. G. hat mir nicht wenig genützt, mich hier auf einen

sichrern Weg zu bringen. Denn, außer daß ich etliche 30 Thlr. dabey gewonnen habe, so hat er mir bey unterschiednen von seinen Freunden Zutritt verschafft, welche mir wenigstens ein Hauffen Versprechungen machen. Auch diese sind nicht zu verwerfen, wenn sie nur nicht immer Versprechungen bleiben. Ich mache keine Rechnung drauf, und habe meine Sachen so eingerichtet, daß ich auch ohne sie, diesen Winter gemächlich in Berlin leben kan. Gemächlich heißt bei mir, was ein andrer vielleicht zur Noth nennen würde. Allein, was thut mir das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe. Ich will unterdeßen, da ich es noch in Berlin mit ansehe, meine Zeit so anzuwenden suchen, daß ich sie nicht für verlohren schätzen darf, wenn meine Hofnung auch fehl schlägt; und will mich vor allen Dingen bemühen das fertig zu machen wodurch ich mich in Göttingen zu zeigen gedenke. Nur noch vorige Woche habe ich ein sehr beträchtliches Anerbieten des Herrn B. v. Dobreslaw ausgeschlagen, weil es mich an allen meinen übrigen Vorsätzen hindern würde. Diesem Hrn. ist von dem vorigen Könige die Bibliothek des in Frankf. sowohl wegen seiner Gelehrsamkeit als wegen seiner Narrheit bekannten Prof. Ebertus, die er an den König von Spanien wollte vermacht haben, geschenkt worden. Unter den Maspt. dieser Bibliothek befindet sich eine lateinische Uebersetzung der Bibliotheque orientale des Herbelot. Diese Uebersetzung nun will der Besitzer jezo drucken laßen, weil sich das Original sehr rar gemacht hat und offt für 30 Thlr. bezahlt wird. Weil sie aber sehr unleserlich geschrieben, und auch offt der Verstand des französischen darinne sehr falsch ausgedrückt ist, so hat der B. v. Dobreslaw seit einigen Wochen sehr in mich gedrungen, diese Arbeit zu übernehmen, und das ganze Werk aufs neue umzuschmeltzen. Er versprach mir so lange als ich daran arbeitete freye Wohnung und Holz, und 200 Thlr. Allein da es eine Arbeit ist die mich wenigstens drey Vierteljahre so beschäfftigen würde, daß ich gar nichts außer derselben verrichten könnte, und also verschiedne angefangne Sachen müßte liegen laßen, so habe ich es bedächtlich ausgeschlagen. Die Fortsetzung des Ihnen bekannten Journals und die Uebersetzung der römischen Historie des Rollins besetzen meine Zeit so schon mehr als mir lieb ist. Da ich übrigens

zu Ostern einen Band von meinen theatralischen Werken, welcher in den Jenaischen gelehrten Zeitungen schon längst ist versprochen worden, zu liefern gedenke, deßgleichen auch eine Uebersetzung aus dem Spanischen der Novellas Exemplares des Cervantes, so werde ich gar nicht über lange Weile zu klagen haben. Kann ich unterdeßen auch mit einem Verleger wegen des englischen Werks, wovon ich Ihnen schon zu unterschiednenmalen geschrieben habe, zu Rande kommen, so werde ich es auch gerne sehen, denn auf meiner Seite habe ich gar nichts mehr daran zu thun. Auf das Spanische habe ich eine Zeit her sehr viel Fleiß verwendet, und ich glaube meine Mühe nicht umsonst angewendet zu haben. Da es eine Sprache ist, die eben in Deutschland so sehr nicht bekannt ist, so glaube ich, daß sie mir mit der Zeit nützliche Dienste leisten soll.

Herr Mylius ist zwar Auctions Commißar geworden, doch wer ihm die 1500 Thlr. Besoldung angedichtet hat, der hat ihm groß Unrecht gethan. Wenn es so viel einbrächte, so wäre ich es selbst geworden, da mir es der jüngere Hr. Rüdiger, welcher diese Stelle wieder niederlegte, so zu erst ganz ernstlich antrug, weil er es nicht eher niederlegen konnte, als bis er einen andern an seinen Platz geschafft hatte. Wenn es viel ist, so trägt es 400 Thlr. ein. Auch dieses ist genug für ihn. Doch dieses schreibe ich allein Ihnen, weil er vielleicht seine Ursache mag gehabt haben, seinem Bruder in Elstra solchen Wind vorzumachen. Ich bin der Mensch nicht, der andern Leuten seine Projecte gerne zu Schanden macht. Der jüngre Mylius ist mit dem ältern Rüdiger zerfallen, und schreibt also die Zeitungen nicht mehr. Ich bin mehr als einmal darum angegangen worden, sie an seiner Statt zu schreiben, wenn ich mit solchen politischen Kleinigkeiten meine Zeit zu verderben Lust gehabt hätte.

Ich habe ein besondres Vergnügen, daß Sie mit Theophilo in Meisen so wohl zufrieden sind. Wenn ich Theophilus wäre, so hätten Sie es mit mir auch seyn sollen. Da er so fleißig studiert, so möchte ich gar zu gerne wißen, was er, und wie er studiert. Ich habe es in Meisen schon geglaubt, daß man vieles daselbst lernen muß, was man in der Welt gar nicht brauchen kan, und jezo sehe ich es noch viel deutlicher ein.

Hr. Wehsen wollte ich von Grund meiner Seelen noch eine Null an seine Besoldung wünschen. Sein Amt aber scheint mir sehr wunderbar zu seyn. Wenn die, die zu unserer Religion treten wollen, erst müßen informirt werden, so haben sie offenbar andre Ursachen, als die Ueberzeigung der Wahrheit. Denn wenn diese die Ursache der Veränderung ist, so brauchen sie die Information nicht. Doch dieses muß das Oberconsistorium beßer verstehen als ich. Wenn Sie Hr. Wehsen sprechen sollten, so werden Sie so gütig seyn, ihn meiner forttauernden Freundschafft zu versichern.

Ich sende Ihnen hierbey das dritte Stük der theatralischen Beyträge, worinne Sie des Hrn. Gregorius in Ehren gedacht finden. Die Recension ist von mir, und es dauert mich nur, daß ich sie nicht noch ärger gemacht habe. Hätte ich mich durch solch Zeug bekant machen wollen, als er thut, so wollte ich schon ganze Folianten geschrieben haben. Sollte er sich über die Ungerechtigkeit meines Urtheils beschweren, so will ich ihm das Recht geben, mit meinen Sachen auf gleiche Weise zu verfahren. Die Simonettischen und politisch berlinschen Zeitungen kan ich Ihnen schicken, ohne daß sie mich etwas kosten. Es ist also nur die Frage ob Sie das Postgeld dran wenden wollen. Wenn Bezolt nach Berlin bald kommt, so will ich Ihnen dieses Jahr von den gelehrten Zeitungen bis jezo complet überschicken. Ich würde es heute beylegen, wenn das Paquet nicht zu groß werden möchte.

Wer Ihnen geschrieben hat, daß es mir sehr schlecht ginge, weil ich bey Hr. Rüdigern nicht mehr den Tisch und andere Einnahme hätte, der hat Ihnen eine große Lügen geschrieben. Ich habe mit diesem alten Manne nie länger etwas wollen zu thun haben, als bis ich mir seine große Bibliothek recht bekannt gemacht hätte. Dieses ist geschehen, und wir waren also geschiedne Leute. Der Tisch bekümmert mich in Berlin am allerwenigsten. Ich kann für 1 Gr. 6 Pf. eine starke Mahlzeit thun.

De la Mettrie, von dem ich Ihnen einigemal geschrieben habe, ist hier Leibmedicus des Königs. Seine Schrift l'homme machine hat viel Aufsehen gemacht. Edelmann ist ein Heiliger gegen ihn. Ich habe eine Schrift von ihm gelesen, welche Antiseneque ou le souverain bien heißet, und die nicht mehr als zwölfmal ist gedruckt

worden. Sie mögen aber von der Abscheulichkeit derselben daraus urtheilen, daß der König selbst zehn Exemplare davon ins Feuer geworfen hat.

Es ist Zeit daß ich meinen Brief schließe, wenn er noch auf der Post soll angenommen werden. Ueber acht Tage werde ich ganz gewiß ein mehreres schreiben, deßgleichen an die Fr. Mutter und an Theoph.

Dero

Berlin, gehorsamster Sohn

d. 2 November 1750. L.

Hochzuehrender Herr Vater,

Die Antwort auf Dero letztes Schreiben, woran ich, durch die vielen Umstände, welche man mir wegen der mit geschickten Wäsche auf dem hiesigen Packhofe machte, vergangen verhindert wurde, würde ich bis jezo nicht aufgeschoben haben, wenn ich nicht auf Petzolden gewartet hätte, welcher mir damals sagte, daß er längstens in vierzehn Tagen wieder in Berlin seyn werde. Ich habe alles richtig erhalten und bin Ihnen und der Fr. Mutter dieser gütigen Vorsorge wegen höchstens verbunden.

Die gelehrten Zeitungen, welche ich nebst andern gedrukten Sachen Petzolden mit gegeben habe, werden Sie ohne Zweifel bekommen haben. Hier folgen die übrigen Stücke, so viel als davon heraus sind. Ich würde Ihnen, ohne die geringsten Unkosten auf Seiten meiner, auch die hiesigen politischen Zeitungen mit schicken können, wenn ich glaubte, daß Ihnen damit gedient wäre. Sie sind, wegen der scharfen Censur gröstentheils so unfruchtbar und troken, daß ein Neugieriger wenig Vergnügen darinne finden kan.

Es ist wahr; in Berlin sind Gelehrte die Menge, und unter diesen erhalten allezeit die Franzosen den Vorzug. Allein, ich glaube, daß auch Göttingen daran keinen Mangel hat, und daß ein Mensch, wie ich bin, auch da aus einem großen Haufen hervor zu dringen hat, wenn er will bekannt werden. Ich glaube also, daß es von mir eben nicht allzuklug gehandelt seyn würde, wenn ich einen großen Ort

mit einem andern vertauschte, wo ich als ein Unbekannter eine Menge Hindernisse von neuen übersteigen müßte, die ich hier zum Theil schon überstiegen habe. Das wenige was ich in Göttingen zu hofen hätte, kan in keine Betrachtung kommen, weil ich hier in Berlin, das Jahr über, wenigstens auf noch einmal so viel gewiße Rechnung machen kan. Meinen Sie aber, daß ich diesen Verdienst auch in Göttingen beybehalten könnte, so irren Sie unmaßgeblich. Er hängt von verschiednen Personen ab, von welchen ich hernach allzuweit entfernt seyn würde, als daß ihnen an meiner Arbeit viel gelegen seyn sollte. Ehe ich in Göttingen dergleichen Personen wieder auftriebe, würden alle die Verdrüßlichkeiten mich nochmals überfallen, die mich hier, oft bis zur Verzweiflung gebracht haben. Und sind denn die 50 Thlr. und der freye Tisch schon ganz gewiß? Ich bin schon allzuoft angeführt worden, als daß ich mich auf bloße Versprechungen verlaßen sollte. Sie haben Recht, Gottes Vorsorge muß bey meinem Glücke das beste thun, allein diese kan hier eben so viel als anderwärts für mich thun. Ich habe überzeugende Beweise davon, für die ich dem Himmel insbesondre danken würde, wenn ich glaubte, daß man ihm nur für das gute danken müßte.

Das Lob, welches Theophilus in Meisen hat, hat mich ausnehmend erfreut. Ich wünsche, daß er den Beyfall, den er in der Schule hat, auch in der Welt haben möge. Dem guten Hrn. Conrektor hat es gefallen seinen Groll gegen mich auch noch in diesem Briefe ein wenig zu verrathen. Er kan aber nichtsdestoweniger versichert seyn, daß ich alle Hochachtung gegen ihn habe, ob es mich gleich gar nicht reuet, daß ich ihm nicht in allem gefolgt bin. Ich weiß wohl, daß es seine geringste Sorge ist, aus seinen Untergebnen vernünftge Leute zu machen, wenn er nur wackre Fürstenschüler aus ihnen machen kan, das ist, Leute, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununtersucht ob sie nicht Pedanten sind. Wenn Gottlob nach Meisen komen wird, so will ich eben nicht wünschen, daß er in Theoph. Fußstapfen treten möge, denn vielleicht sind ihre Gemüthsarten zu verschieden, als daß dieses möglich seyn könnte; ich will bloß wünschen, daß er seinem innerlichen Berufe, (vorausgesetzt, daß er darauf geht, etwas rechtschafnes zu lernen) vernünftig folgen möge, und daß er so leben

möge, wie er sich, wann er aus der Erfahrung lernen wird, was nöthige und unnöthige Studia sind, gelebt zu haben wünschen möchte. Ich kan Theoph. noch nicht antworten, so gerne als ich es thäte, und so empfindlich ich auch gegen seine aufrichtige Liebe bin. Den Brief des Hrn. Con. R. will ich nächstens zurücksenden, weil er sich unter meinen Papieren versteckt hat, und ich ihn schon eine halbe Stunde vergebens gesucht habe.

Wenn Hr. M. Gregorius glaubt, daß die Welt seinen Hrn. Sohn verlästre, so thut er der Welt unrecht. So lange der neue Hr. Conrektor mit einer unglaublichen Unwißenheit gleichwohl einen so ausschweifenden Stolz verbinden wird, so lange verlästert er sich selbst. Der Artikel den ich nur heute abermals in den Hamburgischen Nachrichten von ihm gelesen habe, muß ihn bey allen Vernünftigen lächerlich machen. Ich möchte doch wißen, was er auf die Schuljungenschnitzer antworten könnte, die ich ihm in dem 3ten Stücke der Th. B. gezeigt habe? Der Magistrat in Lauban ist derjenige eben nicht, deßen Wahl ich zum Wehrmanne meiner Verdienste haben wollte.

Wieder den Hrn. Biedermann ist hier mehr als eine Kritik zum Vorscheine kommen; so wohl in beyden Zeitungen hat man ihn herumgenommen, als auch in besonders gedruckten Blättern. Man hat ihm zuviel gethan, und man hätte nicht vergeßen sollen, daß er ein Mann sey, der sonst Verdienste hat. Der Verfaßer der einen Recension, welche sich in den Haudeischen Zeitungen von seinem Programmate befindet, ist ein Advocat Krause, von der andern ist es der Hr. Concertmeister Bach. Ich gebe Ihnen diese Nachricht unter der Hand, weil ich mir diese Leute nicht zu Feinden machen will, die ich sonst sehr wohl kenne.

Ich bin Zeitlebens

Dero

Berlin, d. 8. Februar 1751.

gehorsamster Sohn
G. E. Leßing.

à Monsieur
Monsieur Schlegel
Diacre et Professeur extraordinaire
de l'ecole provinciale
de la Porte
aupres de Naumburg.

Hochwohlehrwürdiger, Hochgelahrter ꝛc.
insonders hochzuehrender Hr. Diaconus,

Da ich die Ehre habe Ew. Hochwohlehrwürden zufälliger Weise auf einem Wege zu begegnen, so erfordern es die Regeln der Höflichkeit, Ihnen mein Compliment zu machen.

Sie werden mich sogleich verstehen. Schon seit anderthalb Jahren bin ich mit einer Uebersetzung beschäftiget, mit welcher auch Sie jetzt beschäftiget sind; und schon seit einigen Monaten habe ich dasjenige der Presse übergeben, was Sie ihr vielleicht erst in einigen Monaten überlassen werden. Ich meine die Fabellehre des Hrn. Bannier. Werden Sie über diese Nachricht wohl so erstaunen, wie ich über die ihrige, die Sie dem Publico kürzlich mitgetheilt haben, erstaunt bin? Schwerlich. Ihnen kömmt ein Zwerg in den Weg; mir ein Riese: Ihnen ein Mensch, der sich der Welt erst zeigen will; mir ein Schriftsteller, der sich ihr schon zum öfteren mit Ruhm gezeigt hat: Ihnen ein bloßer Uebersetzer; mir ein Uebersetzer mit Anmerkungen.

Was vermuthen Sie wohl also von mir? Nicht wahr, Friedensvorschläge? Eine barmherzige Vorstellung, daß Sie meine Arbeit mit der ihrigen unterdrücken werden; eine daraus fließende Bitte, ihre Unternehmung fahren zu laßen; und vielleicht einen verführerischen Vorschlag, das rückständige Werk des Bannier, seine Erklärungen der Verwandlungen des Ovids, zu übernehmen. Und in der That, dieses würden die Waffen seyn, die ich gegen Ewr. Hochwohlehrwürden gebrauchen könnte, wann ich nicht besorgen müßte, daß Sie ihren graden Weg fortgehen werden, ohne zu thun als ob Sie mich bemerkt hätten.

Damit ich aber meine Aufrichtigkeit zeige, so will ich Ihnen die Waffen melden, die mein Verleger, der Hr. Voß hier in Berlin,

gegen den ihrigen, den Hrn. Dyck in Leipzig brauchen wird. Erstlich ist dieses ein großer Vortheil für ihn, daß er die ersten zwey Theile schon künftige Ostern liefert, und beynahe seine Ausgabe endiget, wann die andere erst zum Vorscheine kommt. Zweytens wird er die Käufer durch einen Preis verführen, welcher kaum die Helfte des Preises ist, den Herr Dyck festgesetzt hat. Drittens wird er ihm Privilegia Privilegien, und Freyheiten Freyheiten entgegensetzen können.

Ich sehe es im voraus was dieses alles vor Wirkungen haben wird; und ich werde untröstlich seyn, wann eine wohlfeile schlechtere Uebersetzung den Abgang einer theureren und beßern hindern wird. Ja, wenn wir hurtig und geschwind noch vorher alle Käuffer klug machen könnten. Ich würde sogleich meine Arbeit ins Feuer werffen, um mich der Gefahr einer Parallele nicht auszusetzen, wann die Unkosten, die man schon auf den Druck verwendet hat, mich nicht nöthigten aus zu halten. Doch die Unkosten sind es nicht allein; der Verleger hat mit dieser Uebersetzung ein Project verbunden, welches ziemlich weitaussehend ist, und wovon er öffentlich nähere Nachricht geben wird. Einige hiesige und auswärtige Gelehrte nehmlich (ich bin nicht darunter, muß ich Ihnen sagen) haben ihn dahin gebracht, etwas zu unternehmen, wozu er sich ganz gewiß auch die Hülfe Ewr. Hochwohlehrwürden ausbitten wird.

Sollte er sich wohl also einen so gräßlichen Strich durch seine Rechnung machen laßen? Mein Zureden wird wenig helffen. Allein das ihrige gegen den Hrn. Dyck vielleicht desto mehr. Vielleicht kommen durch Dero Vermittlung diese beyden Merkure zusammen, auf eine Art, welche weder Ewr. Hochwohlehrwürden noch einem von beyden nachtheilig ist. Von mir will ich nicht reden; ich kan nicht viel dabey verlieren, als die gefährliche Gelegenheit mich gedruckt zu sehen.

Glauben Sie daß mein Brief eine Antwort verdienet, so werde ich sie mit Vergnügen erwarten. Ich bin mit der größesten Hochachtung

Ewr. Hochwohlehrwürden ꝛc.

Berlin gehorsamster Diener
den 23 Januar 1753. M. Gotthold Ephraim Leßing.

An Joh. David Michaelis.

Berlin, den 10. Febr. 1754.

Ich habe nicht ohne angenehme Verwunderung vor einiger Zeit meine Schriften in den Göttingischen Anzeigen auf eine Art bekannt gemacht gefunden, die viel zu vortheilhaft war, als daß ich mir jemals hätte Hoffnung darauf machen können. Nichts glich damals meiner Begierde, dem Urheber dieses verbindlichen Urtheils meine Ergebenheit zu bezeigen; und nur aus Ungewißheit, an wen ich mich deswegen wenden müsse, ist sie bis jetzt unwirksam geblieben. Endlich kommt ein Freund meiner Muthmaßung zu Hülfe, und versichert mich, daß ich mich nicht irren würde, wenn ich Ewr. ꝛc. meinen Dank dafür abstatten wollte. Wenn es also wahr ist, daß ich in Ihnen einen Gelehrten, den ich längst hochgeschätzt habe, nunmehr auch lieben muß, so empfangen Sie hiermit von mir die aufrichtigste Betheuerung, daß ich künftig nichts eifriger suchen werde, als mich Dero fernern Beyfalls würdig zu machen. Ich bin dabey kühn genug, mit Dero Beyfall allein nicht zufrieden zu seyn, sondern mir noch über dieses einen Theil Ihrer Freundschaft zu erbitten, die ich mich mit der größten Sorgfalt zu erwiedern bestreben werde.

Wenn mir in gedachter Recension irgend etwas Vergnügen gemacht hat, so ist es vorzüglich Dero Beystimmung zu meinem Urtheile über die elende Langische Uebersetzung der Oden des Horaz. Sie richtete mich gleich zu der Zeit wieder auf, da mich die pöbelhafte Antwort meines Gegners beynahe zu empfindlich gekränkt hatte, als daß ich eines öffentlichen Trostes nicht benöthigt gewesen wäre. Vielleicht daß Ewr. ꝛc. sein Schreiben an den Hamburgischen Correspondenten schon gesehen haben; meine Antwort aber wird Ihnen schwerlich zu Gesichte gekommen seyn. Ich nehme mir also die Freyheit sie beyzulegen, in Hoffnung, daß Sie derselben einige Augenblicke gönnen werden, um meine Vertheidigung wegen einer niederträchtigen Verschwärzung meines moralischen Charakters darinn zu lesen. Ich weiß nicht, wie sich der Herr Pastor gegen mein Vademecum bezeigen wird; so viel aber habe ich vor einigen Tagen gesehen, daß sich die Jenaischen Gelehrten Zeitungen seiner angenommen haben, und ohne zu

thun, als ob sie meine Vertheidigung kennten, die doch schon mehr als eine Woche vorher in ihrem Buchladen gewesen ist, sich wundern, daß man andern Orts (worunter sie offenbar Göttingen verstehen) meinen Tadel für gegründet habe halten können. Es ist mir sehr gleichgültig gewesen, daß sich der Jenenser der Schulschnitzer des Hrn. Langens theilhaft gemacht hat; nur das hat mich empfindlich verdrossen, daß er unverschämt genug gewesen ist, eine nichtswürdige Verläumdung nachzuplaudern. Ich hoffe, daß billige Richter mich nicht unverhörter Sache verdammen werden.

Mein Brief ist für den ersten, den ich an Ew. Hochedelgeb. zu schreiben die Ehre habe, schon viel zu lang. Ich habe übrigens das Vergnügen, einen Beyschluß an Dieselben von dem Hrn. von Premontval zu besorgen. Dieser liebenswürdige Philosoph würdiget mich hier seiner Freundschaft, und es muß Ihnen nothwendig angenehm seyn, auch ihn unter diejenigen zählen zu können, die sich Dieselben durch die freundschaftlichsten Beurtheilungen unendlich verbunden gemacht haben. Ich bin mit großer Hochachtung ꝛc.

M. G. E. Lessing.

An Joh. David Michaelis.

Berlin, den 16. Oct. 1754.

Sie haben fortgefahren, mich Ihnen unendlich zu verbinden. — — Wenn ich Ihnen eben nicht bey jeder Gelegenheit meine Ergebenheit dafür bezeigt habe, so ist es mehr aus Hochachtung für Ihre Beschäftigungen, als aus Nachlässigkeit geschehen. Es ist zwar nicht fein, wenn man die Danksagungen zusammen kommen läßt; allein es ist doch besser, als daß man durch die allzu sorgfältige Abstattung derselben überlästig wird.

Wenn ich von der uneingeschränkten Billigkeit Ewr. ꝛc. nicht vollkommen überzeugt wäre, so würde ich mich scheuen, Ihnen das erste Stück meiner Theatralischen Bibliothek zu übersenden. Ich bin darinn so frey gewesen, etwas auf diejenigen Erinnerungen zu

erwiedern, die Sie über meine Juden zu machen die Gütigkeit gehabt haben. Ich hoffe, daß die Art, mit welcher ich es gethan, Ihnen nicht zuwider seyn wird. Nur des eingerückten Briefes wegen, bin ich einigermaßen in Sorgen. Wenn einige anstößige Ausdrücke darinn vorkommen sollten, die ich nicht billige, die ich aber kein Recht gehabt habe zu ändern, so bitte ich Ewr. rc., beständig auf den Verfasser zurückzusehen. Er ist wirklich ein Jude; ein Mensch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher, ohne alle Anweisung, in Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poesie, eine große Stärke erlangt hat. Ich sehe ihn im voraus als eine Ehre seiner Nation an, wenn ihn anders seine eigene Glaubensgenossen zur Reiffe kommen lassen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeist wider Leute seines gleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist läßt mich ihn im voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem erstern nichts, als seine Irrthümer, fehlen werden.

Ewr. rc. bezeigten in Dero Briefe eine für mich sehr schmeichelhafte Begierde, nähere Umstände von mir zu wissen, und mich genauer zu kennen. Allein, kann man von einem Menschen ohne Bedienung, ohne Freunde, ohne Glück viel wichtigers sagen, als seinen Namen? Noch kann ich mich durch wenig anders, als durch diesen unterscheiden. Ich bin ein Oberlausitzer von Geburt; mein Vater ist oberster Prediger in Camenz. — — Welche Lobsprüche würde ich ihm nicht beylegen, wenn er nicht mein Vater wäre! — — Er ist einer von den ersten Uebersetzern des Tillotsons. Ich habe in der Fürstenschule zu Meißen, und hernach zu Leipzig und Wittenberg studirt. Man setzt mich aber in eine große Verlegenheit, wenn man mich fragt, was? An dem letzten Orte bin ich Magister geworden. Ich bin also etwas mehr als ein blosser Student, wie mich der Hr. Past. Lange nennt, und etwas weniger als ein Prediger, für welchen mich der Herr Prof. Walch gehalten hat. Ich befinde mich seit 1748 in Berlin, und habe mich während dieser Zeit nur ein halbes Jahr an einem andern Orte aufgehalten. Ich suche hier keine Beförderung; und lebe blos hier, weil ich an keinem andern großen Orte leben kann. — — Wenn ich noch mein Alter hinzusetze, welches sich auf

25 Jahr beläuft — so ist mein Lebenslauf fertig. Was noch kommen soll, habe ich der Vorsehung überlassen. Ich glaube schwerlich, daß ein Mensch gegen das Zukünftige gleichgültiger seyn kann, als ich.

Ich habe des Hrn. Prof. Walchs gedacht; und darf ich wohl Ewr. ꝛc. ersuchen, ihm meinen Empfehl zu machen? Nur meine Furchtsamkeit ist Ursache, daß ich ihm nicht selbst schreibe, und ihn versichere, wie sehr die Art, mit welcher er einen nichtigen Zweifel von mir aufgenommen hat, alle meine Hoffnung von seiner Leutseligkeit und edeln Denkungsart übertroffen habe. Seine Antwort thut mir völlig Genüge, und das, was Sie bey Anführung derselben hinzugethan haben, ist ein Superpondium, das schon an sich den Ausschlag geben könnte. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Lessing.

An Hrn. Nicolai zu Berlin.

Im Nov. 1756.

Liebster Freund!

Ihren Brief vom 3-9. bekam ich vorgestern Abends, und den vom 31. August habe ich erst vor einigen Stunden erhalten; denn der Weg von Berlin nach Leipzig über Wittenberg ist näher, als der über Amsterdam. Jetzt antworte ich auf beyde, und weil ich in Kleinigkeiten ein großer Liebhaber der Ordnung bin, so beantworte ich den ältesten zuerst. Was steht in diesem?

Erstlich hunzen Sie mich aus, eine ganze Seite lang! Ich aber brauche nur ein Paar Worte, mich zu verantworten. Das Geheimniß Ihrer Autorschaft habe ich nicht ausgeschwatzt, sondern es ist mir abgestohlen worden. Ich war nicht allein, als ich Ihren Brief mit der Ankündigung erbrach. Wer schreibt Ihnen das? fragte man mich. Herr Nicolai — das durfte ich doch sagen? Was gedruckt ist, darf man doch ansehen? fuhr der Neugierige fort. Ja. — Ey! und also wird Herr N. mit an dem Journale arbeiten? — — Warum nicht gar! er communicirt mir blos die Ankündigung. Warum denn aber 2 Exemplare, wenn er keinen Theil daran hat? Nun war ich drum!

Und wenn Verrätherey mit untergelaufen ist, wahrhaftig! so habe ich nicht das Geheimniß, sondern das Geheimniß hat mich verrathen.

Auf den polemischen Theil Ihres Briefes folgt der didaktische. Ich danke Ihnen aufrichtig für den kurzen Auszug aus Ihrer Abhandlung über das Trauerspiel. Er ist mir auf mancherley Weise sehr angenehm gewesen, und unter andern auch deswegen, weil er mir Gelegenheit giebt zu widersprechen. Ueberlegen Sie ja alles wohl, was ich darauf sagen werde; denn es könnte leicht seyn, daß ich nicht alles wohl überlegt hätte — Ich will umwenden, um das freye Feld vor mir zu haben!

Vorläufiges Compliment! Da die Absicht, warum ich gewisse Wahrheiten abhandele, die Art, wie ich sie abhandeln soll, bestimmen muß, und da jene es nicht allezeit erfordert, auf die allerersten Begriffe zurück zu gehen; so würde ich gar nichts wider Ihren Aufsatz zu erinnern haben, wenn ich Sie nicht für einen Kopf hielte, der mehr als eine Absicht dabei hätte verbinden können.

Es kann seyn, daß wir dem Grundsatze: Das Trauerspiel soll bessern, manches elende aber gutgemeinte Stück schuldig sind; es kann seyn, sage ich, denn diese Ihre Anmerkung klingt ein wenig zu sinnreich, als daß ich sie gleich für wahr halten sollte. Aber das erkenne ich für wahr, daß kein Grundsatz, wenn man sich ihn recht geläufig gemacht hat, bessere Trauerspiele kann hervorbringen helfen, als der: Die Tragödie soll Leidenschaften erregen.

Nehmen Sie einen Augenblick an, daß der erste Grundsatz eben so wahr als der andere sey, so kann man doch noch hinlängliche Ursachen angeben, warum jener bey der Ausübung mehr schlimme, und dieser mehr gute Folgen haben müsse. Jener hat nicht deswegen schlimme Folgen, weil er ein falscher Grundsatz ist, sondern deswegen, weil er entfernter ist, als dieser, weil er blos den Endzweck angiebt, und dieser die Mittel. Wenn ich die Mittel habe, so habe ich den Endzweck, aber nicht umgekehrt. Sie müssen also stärkere Gründe haben, warum Sie hier vom Aristoteles abgehen, und ich wünschte, daß Sie mir einiges Licht davon gegeben hätten; denn dieser Verabsäumung schreiben Sie es nunmehr zu, daß Sie hier meine Gedanken lesen müssen, wie ich glaube, daß man die Lehre des

alten Philosophen verstehen solle, und wie ich mir vorstelle, daß das Trauerspiel durch Erzeugung der Leidenschaften bessern kann.

Das meiste wird darauf ankommen: was das Trauerspiel für Leidenschaften erregt. In seinen Personen kann es alle mögliche Leidenschaften wirken lassen, die sich zu der Würde des Stoffes schicken. Aber werden auch zugleich alle diese Leidenschaften in den Zuschauern rege? Wird er freudig? wird er verliebt? wird er zornig? wird er rachsüchtig? Ich frage nicht, ob ihn der Poet so weit bringt, daß er diese Leidenschaften in der spielenden Person billiget, sondern ob er ihn so weit bringt, daß er diese Leidenschaften selbst *fühlt*, und nicht blos fühlt, ein andrer fühle sie?

Kurz, ich finde keine einzige Leidenschaft, die das Trauerspiel in dem Zuschauer rege macht, als das Mitleiden. Sie werden sagen: erweckt es nicht auch Schrecken? erweckt es nicht auch Bewunderung? Schrecken und Bewunderung sind keine Leidenschaften, nach meinem Verstande. Was denn? Wenn Sie es in Ihrer Abschilderung getroffen haben, was Schrecken ist, eris mihi magnus Apollo, und wenn Sie es getroffen haben, was Bewunderung ist, Phyllida solus habeto.

Setzen Sie sich hier auf Ihre Richterstühle, meine Herren, Nicolai und Moses. Ich will es sagen, was ich mir unter beyden vorstelle.

Das Schrecken in *der Tragödie* ist weiter nichts als die plötzliche Ueberraschung des Mitleides, ich mag den Gegenstand meines Mitleids kennen oder nicht. Z. E. endlich bricht der Priester damit heraus: *Du Oedip bist der Mörder des Lajus!* Ich erschrecke, denn auf einmahl sehe ich den rechtschafnen Oedip unglücklich; mein Mitleid wird auf einmahl rege. Ein ander Exempel: es erscheinet ein Geist; ich erschrecke: der Gedanke, daß er nicht erscheinen würde, wenn er nicht zu des einen oder zu des andern Unglück erschiene, die dunkle Vorstellung dieses Unglücks, ob ich den gleich noch nicht kenne, den es treffen soll, überraschen mein Mitleid, und dieses überraschte Mitleid heißt Schrecken. Belehren Sie mich eines Bessern, wenn ich Unrecht habe.

Nun zur Bewunderung! Die Bewunderung! O in *der Tragödie*, um mich ein wenig orakelmäßig auszudrücken, ist sie das

entbehrlich gewordene Mitleiden. Der Held ist unglücklich, aber er ist über sein Unglück so weit erhaben, er ist selbst so stolz darauf, daß es auch in meinen Gedanken die schreckliche Seite zu verlieren anfängt, daß ich ihn mehr beneiden, als betauern möchte.

Die Staffeln sind also diese: Schrecken, Mitleid, Bewunderung. Die Leiter aber heißt: Mitleid; und Schrecken und Bewunderung sind nichts als die ersten Sprossen, der Anfang und das Ende des Mitleids. Z. E. Ich höre auf einmahl, nun ist Cato so gut als des Cäsars Mörder. Schrecken! Ich werde hernach mit der verehrungswürdigen Person des erstern, und auch nachher mit seinem Unglücke bekannt. Das Schrecken zertheilet sich in Mitleid. Nun aber hör' ich ihn sagen: „Die Welt, die Cäsarn dient, ist meiner nicht mehr werth.“ Die Bewunderung setzt dem Mitleiden Schranken. Das Schrecken braucht der Dichter zur Ankündigung des Mitleids, und Bewunderung gleichsam zum Ruhepunkte desselben. Der Weg zum Mitleid wird dem Zuhörer zu lang, wenn ihn nicht gleich der erste Schreck aufmerksam macht, und das Mitleiden nützt sich ab, wenn es sich nicht in der Bewunderung erholen kann. Wenn es also wahr ist, daß die ganze Kunst des tragischen Dichters auf die sichere Erregung und Dauer des einzigen Mitleidens geht, so sage ich nunmehr, die Bestimmung der Tragödie ist diese: sie soll unsre Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Sie soll uns nicht bloß lehren, gegen diesen oder jenen Unglücklichen Mitleid zu fühlen, sondern sie soll uns so weit fühlbar machen, daß uns der Unglückliche zu allen Zeiten, und unter allen Gestalten, rühren und für sich einnehmen muß. Und nun berufe ich mich auf einen Satz, den Ihnen Herr Moses vorläufig demonstriren mag, wenn Sie, Ihrem eignen Gefühl zum Trotz, daran zweifeln wollen. Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth der aufgelegteste. Wer uns also mitleidig macht, macht uns besser und tugendhafter, und das Trauerspiel, das jenes thut, thut auch dieses, oder — es thut jenes, um dieses thun zu können. Bitten Sie es dem Aristoteles ab, oder widerlegen Sie mich.

Auf gleiche Weise verfahre ich mit der Komödie. Sie soll uns zur

Fertigkeit verhelfen, alle Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen. Wer diese Fertigkeit besitzt, wird in seinem Betragen alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden suchen, und eben dadurch der wohlgezogenste und gesittetste Mensch werden. Und so ist auch die Nützlichkeit der Komödie gerettet.

Beyder Nutzen, des Trauerspiels sowohl als des Lustspiels, ist von dem Vergnügen unzertrennlich, denn die ganze Hälfte des Mitleids und des Lachens ist Vergnügen, und es ist großer Vortheil für den dramatischen Dichter, daß er weder nützlich, noch angenehm, eines ohne das andre seyn kann.

Ich bin jetzt von diesen meinen Grillen so eingenommen, daß ich, wenn ich eine dramatische Dichtkunst schreiben sollte, weitläuftige Abhandlungen vom Mitleid und Lachen voranschicken würde. Ich würde beydes sogar mit einander vergleichen, ich würde zeigen, daß das Weinen eben so aus einer Vermischung der Traurigkeit und Freude, als das Lachen aus einer Vermischung der Lust und Unlust entstehe; ich würde weisen, wie man das Lachen in Weinen verwandeln kann, wo man auf der einen Seite Lust zur Freude, und auf der andern Unlust zur Traurigkeit, in beständiger Vermischung anwachsen läßt; — ich würde — Sie glauben nicht, was ich alles würde.

Ich will Ihnen nur noch einige Proben geben, wie leicht und glücklich aus meinem Grundsatze, nicht nur die vornehmste bekannte Regeln, sondern auch eine Menge neuer Regeln fließe, an deren Statt man sich mit dem bloßen Gefühle zu begnügen pflegt.

Das Trauerspiel soll so viel Mitleid erwecken, als es nur immer kann; folglich müssen alle Personen, die man unglücklich werden läßt, gute Eigenschaften haben, folglich muß die beste Person auch die unglücklichste seyn, und Verdienst und Unglück in beständigem Verhältnisse bleiben. Das ist, der Dichter muß keinen von allem Guten entblößten Bösewicht aufführen. Der Held oder die beste Person muß nicht, gleich einem Gotte, seine Tugenden ruhig und ungekränkt übersehen. Ein Fehler des Canuts, zu dessen Bemerkung Sie auf einem andern Wege gelanget sind. Merken Sie aber wohl, daß ich hier nicht von dem Ausgange rede, denn das stelle ich in des Dichters Gutbefinden, ob er lieber die Tugend durch einen glücklichen Ausgang

krönen, oder durch einen unglücklichen uns noch interessanter machen will. Ich verlange nur, daß die Personen, die mich am meisten für sich einnehmen, während der Dauer des Stücks, die unglücklichsten seyn sollen. Zu dieser Dauer aber gehört nicht der Ausgang.

Das Schrecken, habe ich gesagt, ist das überraschte Mitleiden; ich will hier noch ein Wort hinzusetzen: das überraschte und unentwickelte Mitleiden; folglich wozu die Ueberraschung, wenn es nicht entwickelt wird? Ein Trauerspiel voller Schrecken, ohne Mitleid, ist ein Wetterleuchten ohne Donner. So viel Blitze, so viel Schläge, wenn uns der Blitz nicht so gleichgültig werden soll, daß wir ihm mit einem kindischen Vergnügen entgegen gaffen. Die Bewunderung, habe ich mich ausgedrückt, ist das entbehrlich gewordene Mitleid. Da aber das Mitleid das Hauptwerk ist, so muß es folglich so selten als möglich entbehrlich werden; der Dichter muß seinen Held nicht zu sehr, nicht zu anhaltend der bloßen Bewunderung aussetzen, und Cato als ein Stoiker ist mir ein schlechter tragischer Held. Der bewunderte Held ist der Vorwurf der Epopee; der betauerte des Trauerspiels. Können Sie sich einer einzigen Stelle erinnern, wo der Held des Homers, des Virgils, des Tasso, des Klopstocks, Mitleiden erweckt? oder eines einzigen alten Trauerspiels, wo der Held mehr bewundert als betauert wird? Hieraus können Sie nun auch schließen, was ich von Ihrer Eintheilung der Trauerspiele halte. Sie fällt mit Ihrer Erlaubniß ganz weg. Ich habe nicht Lust noch einen dritten Bogen anzulegen, sonst wollte ich mich noch über einige andere Punkte erklären. Ich verspare es bis auf einen nächsten Brief, welcher zugleich die Beantwortung Ihres zweyten enthalten soll.

Jetzt melde ich Ihnen nur noch, daß ich Ihr zweytes Avertissement besorgt habe; verlange, daß Sie mir Ihre aufrichtige Meinung über dieses Geschwätz je eher je lieber entdecken sollen, und empfehle mich Ihrer fernern Freundschaft. Leben Sie wohl! Ich bin rc.

N. S. Wenn Sie über meine Zweifel freundlich antworten wollen, so schicken Sie mir diesen Brief wieder mit zurück; denn es könnte leicht kommen, daß ich über acht Tage nicht mehr wüßte, was ich heute geschrieben habe.

An Moses Mendelssohn.

Den 18. Nov. 1756.

Liebster Freund!

Ich habe heute an unsern Herrn Nicolai einen sehr langen und langweiligen Brief geschrieben, und ich vermuthe, daß Sie einen desto kürzern bekommen werden. Je kürzer je angenehmer! Zu lesen oder zu schreiben? werden Sie fragen.

Dieser kurze Brief kann aber keine Antwort auf Ihre Antwort meines letztern seyn, den Ihnen Herr Joseph mitgebracht hat, non epistolæ nullæ sunt responsiones. Sondern er ist eine Antwort auf Ihren Brief, den ich Ihnen von Amsterdam aus beantwortet hätte, wenn der König von Preussen nicht ein so großer Kriegsheld wäre.

Es ist mir recht sehr angenehm, daß mein Freund, der Metaphysiker, sich in einen Belesprit ausdehnt, wenn sein Freund, der Belesprit, sich nur ein wenig in einen Metaphysiker concentriren könnte oder wollte. Was ist zu thun? Der Belesprit tröstet sich unterdessen mit dem Einfalle — denn mit was kann sich ein Belesprit anders trösten, als mit Einfällen? — daß, wenn Freunde alles unter sich gemein haben sollen, Ihr Wissen auch das meinige ist, und Sie kein Metaphysiker seyn können, ohne daß ich nicht auch einer sey.

Z. E. ich bitte Sie, das, was ich an Herrn Nicolai geschrieben habe, zu überdenken, zu prüfen, zu verbessern. Erfüllen Sie nun meine Bitte, so ist es eben das, als ob ich es selbst nochmals überdacht, geprüft und verbessert hätte. Ihre bessern Gedanken sind weiter nichts als meine zweyten Gedanken. So bald Sie also, unter andern, meinen Begrif vom Weinen falsch finden werden, so bald werde ich ihn auch verwerfen, und ihn für weiter nichts halten, als für eine gewaltsame Ausdehnung meines Begrifs vom Lachen. Jetzo halte ich ihn noch für wahr; denn ich denke so: alle Betrübniß, welche von Thränen begleitet wird, ist eine Betrübniß über ein verlohrnes Gut; kein anderer Schmerz, keine andre unangenehme Empfindung wird von Thränen begleitet. Nun findet sich bey dem verlohrnen

Gute nicht allein die Idee des Verlusts, sondern auch die Idee des Guts, und beyde, diese angenehme mit jener unangenehmen, sind unzertrennlich verknüpft. Wie, wenn diese Verknüpfung überall Statt hätte, wo das Weinen vorkommt? Bey den Thränen des Mitleids ist es offenbar. Bey den Thränen der Freude trift es auch ein: denn man weint nur da vor Freude, wenn man vorhero elend gewesen, und sich nun auf einmahl beglückt sieht; niemahls aber, wenn man vorher nicht elend gewesen. Die einzigen sogenannten Busthränen machen mir zu schaffen, aber ich sorge sehr, die Erinnerung der Annehmlichkeit der Sünde, die man jetzt erst für strafbar zu erkennen anfängt, hat ihren guten Theil daran; es müßte denn seyn, daß die Busthränen nichts anders als eine Art von Freudenthränen wären, da man sein Elend, den Weg des Lasters gewandelt zu seyn, und seine Glückseligkeit, den Weg der Tugend wieder anzutreten, zugleich empfände.

Ich bitte Sie nur noch, auf die bewundernswürdige Harmonie Acht zu haben, die ich nach meiner Erklärung des Weinens, hier zwischen den respondirenden Veränderungen des Körpers und der Seele zu sehen glaube. Man kann lachen, daß die Thränen in die Augen treten; das körperliche Weinen ist also gleichsam der höchste Grad des körperlichen Lachens. Und was braucht es bei dem Lachen in der Seele mehr, wenn es zum Weinen werden soll, als daß die Lust und Unlust, aus deren Vermischung das Lachen entsteht, beyde zum höchsten Grade anwachsen, und eben so vermischt bleiben. Z. E. der Kopf eines Kindes in einer großen Staatsperücke ist ein lächerlicher Gegenstand; und der große Staatsmann, der kindisch geworden ist, ein beweinenswürdiger.

Ich sehe, daß mein Brief doch lang geworden ist. Nehmen Sie mir es ja nicht übel. Leben Sie wohl, liebster Moses, und fahren Sie fort mich zu lieben. Ich bin

ganz der Ihrige
Lessing.

An Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 28. Nov. 1756.

Liebster Freund!

Ich muß Ihnen auf Ihren letzten Brief den Augenblick antworten; denn was bey mir nicht den Augenblick geschieht, das geschieht entweder gar nicht, oder sehr schlecht. Da ich aber nichts weniger als lange Weile habe, und den größten Theil des Tages mit unsern Gästen zubringen muß — (denn das wissen Sie doch, daß nunmehr auch Leipzig nicht länger von Preußischer Einquartierung verschont ist?) so werde ich von der Faust weg schreiben, und meine Gedanken unter der Feder reif werden lassen.

Es kömmt mir sehr gelegen, was Sie von der Bewunderung sagen; und in meinem Briefe an unsern Freund habe ich diesen Affekt nicht sowohl überhaupt erklären, als anzeigen wollen, was für Wirkung er in dem Trauerspiele hervorbringe; eine Wirkung, die Sie selbst nicht ganz in Abrede sind.

Wir gerathen in Bewunderung, sagen Sie, wenn wir an einem Menschen gute Eigenschaften gewahr werden, die unsre Meinung, die wir von ihm oder von der ganzen menschlichen Natur gehabt haben, übertreffen. In dieser Erklärung finde ich zweyerley Dinge, die zweyerley Nahmen verdienen, und in unserer Sprache auch wirklich haben. Wenn ich an einem gute Eigenschaften gewahr werde, die meine Meinung von ihm übertreffen; so heißt das nicht, ich bewundere ihn, sondern ich verwundere mich über ihn. Bewundern Sie den sterbenden Gusmann? Ich nicht, ich verwundere mich blos, daß aus einem christlichen Barbaren so geschwind ein Mensch geworden ist, ja ich verwundere mich so sehr, daß ich mich nicht enthalten kann, den Dichter ein wenig zu tadeln. Die Veränderung ist zu jäh, und nach dem Charakter des Gusmann durch nichts wahrscheinlich zu machen, als durch eine übernatürliche Wirkung der Religion. Voltaire muß es selbst gemerkt haben:

> Sieh hier den Unterschied der Götter, die wir ehren,
> Die deinen konnten dich nur Wuth und Rache lehren.

Bis diesen Augenblick habe ich den Gusmann gehaßt: ich freue mich fast, daß ihn der Wilde erstochen hat; er erstach ein Ungeheuer, das eine Welt verwüstete; wo sollte das Mitleiden herkommen? Nunmehr aber höre ich, er vergiebt; er thut die erste und letzte gute That, die ich nicht von ihm erwartet hätte; das Mitleid erscheint an der Hand der Verwunderung, das ist, es entsteht durch die endlich und plötzlich entdeckte gute Eigenschaft. Ich sage mit Fleiß: plötzlich, um eine Erfahrung daraus zu erklären, die ich wirklich gehabt habe, ehe die Speculation noch daran Theil nehmen konnte. Ich bin, als ich diese Scene zum erstenmahl las, über die Vergebung des Gusmann erschrocken. Denn den Augenblick fühlte ich mich in der Stelle des Zamor. Ich fühlte seine Beschämung, seine schmerzliche Erniedrigung, ich fühlte es, was es einem Geiste, wie dem seinigen, kosten müsse, zu sagen: ich schäme mich der Rache! Zum Tode, dem kleinern Uebel, war er vorbereitet; zur Vergebung, dem größern, nicht.

Also, wenn ein Bösewicht oder jede andere Person eine gute Eigenschaft zeigt, die ich in ihm nicht vermuthet hätte, so entsteht keine Bewunderung, sondern eine Verwunderung, welche so wenig etwas angenehmes ist, daß sie vielmehr weiter nichts, als ein Fehler des Dichters genannt zu werden verdient, weil in keinem Charakter mehr seyn muß, als man sich Anfangs darinn zu finden verspricht. Wenn der Geizige auf einmahl freigebig, der Ruhmredige auf einmahl bescheiden wird; so verwundert man sich, bewundern aber kann man ihn nicht.

Wenn nun dieser Unterschied keine falsche Spitzfindigkeit ist, so wird die Bewunderung allein da Statt finden, wo wir so glänzende Eigenschaften entdecken, daß wir sie der ganzen menschlichen Natur nicht zugetrauet hätten. Um dieses näher einzusehen, glaube ich, werden folgende Punkte etwas beytragen können.

Was sind dieses für glänzende Eigenschaften, die wir bewundern? Sind es besondere Eigenschaften, oder sind es nur die höchsten Grade guter Eigenschaften? Sind es die höchsten Grade aller guter Eigenschaften, oder nur einiger derselben?

Das Wort Bewunderung wird von dem größten Bewunderer,

dem Pöbel, so oft gebraucht, daß ich es kaum wagen will, aus dem Sprachgebrauche etwas zu entscheiden. Seine, des Pöbels Fähigkeiten sind so gering, seine Tugenden so mäßig, daß er beyde nur in einem leidlichen Grade entdecken darf, wenn er bewundern soll. Was über seine enge Sphäre ist, glaubt er über die Sphäre der ganzen menschlichen Natur zu seyn.

Lassen Sie uns also nur diejenigen Fälle untersuchen, wo die bessern Menschen, Menschen von Empfindung und Einsicht, bewundern. Untersuchen Sie Ihr eigen Herz, liebster Freund! Bewundern Sie die Gütigkeit des Augustus, die Keuschheit des Hippolyts, die kindliche Liebe der Chimene? Sind diese und andere solche Eigenschaften über den Begrif, den Sie von der menschlichen Natur haben? Oder zeigt nicht vielmehr die Nacheiferung selbst, die sie in Ihnen erwecken, daß sie noch innerhalb diesem Begrife sind?

Was für Eigenschaften bewundern Sie denn nun? Sie bewundern einen Cato, einen Essex — mit einem Worte, nichts als Beyspiele einer unerschütterten Festigkeit, einer unerbittlichen Standhaftigkeit, eines nicht zu erschreckenden Muths, einer heroischen Verachtung der Gefahr und des Todes; und alle diese Beyspiele bewundern Sie um so viel mehr, je besser Sie sind, je fühlbarer Ihr Herz, je zärtlicher Ihre Empfindung ist. Sie haben einen zu richtigen Begrif von der menschlichen Natur, als daß Sie nicht alle unempfindliche Helden für schöne Ungeheuer, für mehr als Menschen, aber gar nicht für gute Menschen halten sollten. Sie bewundern sie also mit Recht; aber eben deswegen, weil Sie sie bewundern, werden Sie ihnen nicht nacheifern. Mir wenigstens ist es niemahls in den Sinn gekommen, einem Cato oder Essex an Halsstarrigkeit gleich zu werden, so sehr ich sie auch wegen dieser Halsstarrigkeit bewundere, die ich ganz und gar verachten und verdammen würde, wenn es nicht eine Halsstarrigkeit der Tugend zu seyn schiene.

Ich werde also der Bewunderung nichts abbitten, sondern ich verlange, daß Sie es der Tugend abbitten sollen, Sie zu einer Tochter der Bewunderung gemacht zu haben. Es ist wahr, sie ist sehr oft die Tochter der Nacheiferung, und die Nacheiferung ist die natürliche Folge der anschauenden Erkenntniß einer guten Eigenschaft. Aber

muß es eine bewundernswürdige Eigenschaft seyn? Nichts weniger. Es muß eine gute Eigenschaft seyn, deren ich den Menschen überhaupt, und also auch mich, fähig halte. Und diese Eigenschaften schließe ich so wenig aus dem Trauerspiele aus, daß vielmehr, nach meiner Meinung, gar kein Trauerspiel ohne sie besteht, weil man ohne sie kein Mitleid erregen kann. Ich will nur diejenigen großen Eigenschaften ausgeschlossen haben, die wir unter dem allgemeinen Nahmen des Heroismus begreifen können, weil jede derselben mit Unempfindlichkeit verbunden ist, und Unempfindlichkeit in dem Gegenstande des Mitleids, mein Mitleiden schwächt.

Lassen Sie uns hier bei den Alten in die Schule gehen. Was können wir nach der Natur für bessere Lehrer wählen? Um das Mitleid desto gewisser zu erwecken, ward Oedipus und Alceste von allem Heroismus entkleidet. Jener klagt weibisch, und diese jammert mehr als weibisch; sie wollten sie lieber zu empfindlich, als unempfindlich machen; sie ließen sie lieber zu viel Klagen ausschütten, zu viel Thränen vergießen, als gar keine.

Sie sagen, das benähme der Bewunderung ihren Werth nicht, daß sie das Mitleiden schwäche oder gar aufhebe, weil sie dieses mit dem Tode des Helden gemein habe. Sie irren hier aus zu großer Scharfsinnigkeit. Unter 1000 Menschen wird nur ein Weltweiser seyn, welcher den Tod nicht für das größte Uebel, und das Todtseyn nicht für eine Fortdauer dieses Uebels hält! Das Mitleiden hört also mit dem Tode noch nicht auf; gesetzt aber, es hörte auf, so würde dieser Umstand weiter nichts, als die Ursache der Regel seyn, warum sich mit dem Tode des Helden auch das Stück schließen müsse. Kann sich aber das Stück mit der Bewunderung schließen? Wenn ich aber gesagt habe, der tragische Dichter müsse die Bewunderung so wenig sein Hauptwerk seyn lassen, daß er sie vielmehr nur zu Ruhepunkten des Mitleids machen müsse; so habe ich dieses damit sagen wollen, er solle seinem Helden nur so viel Standhaftigkeit geben, daß er nicht auf eine unanständige Art unter seinem Unglück erliege. Empfinden muß er ihn sein Unglück lassen, er muß es ihn recht fühlen lassen, denn sonst können wir es nicht fühlen. Und nur dann und wann muß er ihn lassen einen effort thun, der auf wenige Augenblicke eine

dem Schicksal gewachsene Seele zu zeigen scheint, welche große Seele den Augenblick darauf wieder ein Raub ihrer schmerzlichen Empfindungen werden muß.

Was Sie von dem Mithridat des Racine sagen, ist, glaub' ich, eher für mich, als für Sie. Eben die edelmüthige Scene, wo er seinen Söhnen den Anschlag, vor Rom zu geben, entdeckt, ist Ursache, daß wir mit ihm wegen seines gehabten mißlichen Schicksals in dem Kriege wider die Römer kein Mitleiden haben können. Ich sehe ihn schon triumphirend in Rom einziehen, und vergesse darüber alle seine unglücklichen Schlachten. Und was ist denn diese Scene bei dem Racine mehr, als eine schöne Flickscene? Sie bewundern den Mithridat, diese Bewunderung ist ein angenehmer Affekt; sie kann bei einem Carl XII. Nacheiferung erwecken, aber wird es dadurch unwahr, daß sie sich besser in ein Heldengedicht als in ein Trauerspiel schicke?

Doch ich will aufhören zu schwatzen, und es endlich bedenken, daß ich an einen W o r t s p a r e r schreibe. Ich will, was ich wider die Bewunderung bisher, schlecht oder gut, gesagt habe, nicht gesagt haben; ich will alles wahr seyn lassen, was Sie von ihr sagen. Sie ist dennoch aus dem Trauerspiel zu verbannen.

Denn — Doch ich will erst eine Erläuterung aus dem Ursprunge des Trauerspiels voranschicken. Die alten Trauerspiele sind aus dem Homer, ihrem Inhalte nach, genommen, und diese Gattung der Gedichte selbst, ist aus der Absingung seiner Epopeen entsprungen. Homer und nach ihm die Rhapsodisten wählten gewisse Stücke daraus, die sie bey feyerlichen Gelegenheiten, vielleicht auch vor den Thüren ums Brod, abzusingen pflegten. Sie mußten die Erfahrung gar bald machen, was für Stücke von dem Volke am liebsten gehört wurden. Heldenthaten hört man nur einmal mit sonderlichem Vergnügen; ihre Neuigkeit rührt am meisten. Aber tragische Begebenheiten rühren, so oft man sie hört. Diese also wurden, vorzüglich vor andern Begebenheiten bey dem Homer, ausgesucht, und Anfangs, so wie sie erzählungsweise bei dem Dichter stehen, gesungen, bis man darauf fiel, sie dialogisch abzutheilen, und das daraus entstand, was wir jetzt Tragödie nennen. Hätten denn nun die Alten nicht eben sowohl aus den Heldenthaten ein dialogisches Ganze machen können? Freylich,

und sie würden es gewiß gethan haben, wenn sie nicht die Bewunderung für eine weit ungeschicktere Lehrerinn des Volks als das Mitleiden gehalten hätten.

Und das ist ein Punkt, den Sie selbst am besten beweisen können. Die Bewunderung in dem allgemeinen Verstande, in welchem es nichts ist, als das sonderliche Wohlgefallen an einer seltnen Vollkommenheit, bessert vermittelst der Nacheiferung, und die Nacheiferung setzt eine deutliche Erkenntniß der Vollkommenheit, welcher ich nacheifern will, voraus. Wie viele haben diese Erkenntniß? Und wo diese nicht ist, bleibt die Bewunderung nicht unfruchtbar? Das Mitleiden hingegen bessert unmittelbar; bessert, ohne daß wir selbst etwas dazu beytragen dürfen; bessert den Mann von Verstande sowohl als den Dummkopf.

Hiermit schließ' ich. Sie sind mein Freund; ich will meine Gedanken von Ihnen geprüft, nicht gelobt haben. Ich sehe Ihren fernern Einwürfen mit dem Vergnügen entgegen, mit welchem man der Belehrung entgegen sehen muß. Jetzt habe ich mich, in Ansehung des Briefschreibens, in Athem gesetzt; Sie wissen, was Sie zu thun haben, wenn ich darinn bleiben soll. Leben Sie wohl, und lassen Sie unsre Freundschaft ewig seyn! Lessing.

An Nicolai.

Leipzig, d. 29. Novemb. 1756.

Liebster Freund,

Vorigesmal bekamen Sie den langen Brief; jetzt hat ihn Herr Moses bekommen, und Sie bekommen den kurzen.

Gesegnet sey Ihr Entschluß, sich selbst zu leben! [1] Um seinen Verstand auszubreiten, muß man seine Begierden einschränken. Wenn Sie leben können, so ist es gleichviel, ob Sie von mäßigen oder von großen Einkünften leben. Und endlich sind Plätze in der Welt, die

[1] Ich entsagte damals der Handlung, um mit einem kleinen Einkommen bloß für die Wissenschaften zu leben. Nicolai.

sich besser für Sie schicken, als die Handlung. Wie glücklich wäre ich, wenn ich Ihre Einladung annehmen könnte! Wie viel lieber wollte ich künftigen Sommer mit Ihnen und unserm Freunde zubringen, als in England! Vielleicht lerne ich da weiter nichts, als daß man eine Nation bewundern und hassen kann.

Ich komme zur rückständigen Beantwortung Ihrer Briefe. Ich wollte lieber, daß Sie mein Stück, als die Aufführung meines Stücks, so weitläuftig beurtheilt hätten. Sie würden mir dadurch das Gute, das Sie davon sagen, glaublicher gemacht haben. Ich kann mich aber doch nicht enthalten, über Ihr Lob eine Anmerkung zu machen. Sie sagen, Sie hätten bis zum fünften Aufzuge öfters Thränen vergossen; am Ende aber hätten sie vor starker Rührung nicht weinen können: eine Sache, die Ihnen noch nicht begegnet sey, und gewisser Maßen mit Ihrem System von der Rührung streite. — Es mag einmal in diesem Complimente, was noch in keinem Complimente gewesen ist, jedes Wort wahr seyn — wissen Sie, was mein Gegencompliment ist? Wer Geyer heißt Ihnen ein falsches System haben! Oder vielmehr: wer Geyer heißt Ihrem Verstande sich ein System nach seiner Grille machen, ohne Ihre Empfindung zu Rathe zu ziehen? Diese hat, Ihnen unbewußt, das richtigste System, das man nur haben kann; denn sie hat meines. Ich berufe mich auf meinen letzten Brief an Hrn. Moses. Das Mitleiden giebt keine Thränen mehr, wenn die schmerzhaften Empfindungen in ihm die Oberhand gewinnen. Ich unterscheide drey Grade des Mitleids, deren mittelster das weinende Mitleid ist, und die vielleicht mit den drei Worten zu unterscheiden wären, Rührung, Thränen, Beklemmung. Rührung ist, wenn ich weder die Vollkommenheiten, noch das Unglück des Gegenstandes deutlich denke, sondern von beiden nur einen dunkeln Begriff habe; so rührt mich z. E. der Anblick jedes Bettlers. Thränen erweckt er nur dann in mir, wenn er mich mit seinen guten Eigenschaften so wohl, als mit seinen Unfällen bekannter macht, und zwar mit beiden zugleich, welches das wahre Kunststück ist, Thränen zu erregen. Denn macht er mich erst mit seinen guten Eigenschaften und hernach mit seinen Unfällen, oder erst mit diesen und hernach mit jenen bekannt, so wird zwar die Rührung stärker, aber

zu Thränen kömmt sie nicht. Z. E. Ich frage den Bettler nach seinen Umständen, und er antwortet: ich bin seit drey Jahren amtlos, ich habe Frau und Kinder; sie sind Theils krank, Theils noch zu klein, sich selbst zu versorgen; ich selbst bin nur vor einigen Tagen vom Krankenbette aufgestanden. — Das ist sein Unglück! — Aber wer sind Sie denn? frage ich weiter. — Ich bin der und der, von dessen Geschicklichkeit in diesen oder jenen Verrichtungen Sie vielleicht gehört haben; ich bekleidete mein Amt mit möglichster Treue; ich könnte es alle Tage wieder antreten, wenn ich lieber die Creatur eines Ministers, als ein ehrlicher Mann seyn wollte 2c. Das sind seine Vollkommenheiten! Bei einer solchen Erzählung aber kann niemand w e i n e n. Sondern wenn der Unglückliche meine Thränen haben will, muß er beide Stücke verbinden; er muß sagen: ich bin vom Amte gesetzt, weil ich zu ehrlich war, und mich dadurch bei dem Minister verhaßt machte; ich hungere, und mit mir hungert eine kranke liebenswürdige Frau; und mit uns hungern sonst hoffnungsvolle, jetzt in der Armuth vermodernde Kinder; und wir werden gewiß noch lange hungern müssen. Doch ich will lieber hungern, als niederträchtig seyn; auch meine Frau und Kinder wollen lieber hungern, und ihr Brot lieber unmittelbar von Gott, das ist, aus der Hand eines barmherzigen Mannes, nehmen, als ihren Vater und Ehemann lasterhaft wissen 2c. — (Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen. Sie müssen meinem Vortrage mit Ihrem eignen Nachdenken zu Hülfe kommen.) Einer solchen Erzählung habe ich immer Thränen in Bereitschaft. Unglück und Verdienst sind hier im Gleichgewicht. Aber lassen Sie uns das Gewicht in der einen oder andern Schale vermehren, und zusehen, was nunmehr entsteht. Lassen Sie uns zuerst in die Schale der Vollkommenheit eine Zulage werfen. Der Unglückliche mag fortfahren: aber wenn ich und meine kranke Frau uns nur erst wieder erholt haben, so soll es schon anders werden. Wir wollen von der Arbeit unserer Hände leben; wir schämen uns keiner. Alle Arten, sein Brot zu verdienen, sind einem ehrlichen Manne gleich anständig; Holz spalten, oder am Ruder des Staates sitzen. Es kömmt seinem Gewissen nicht darauf an, wie viel er nützt, sondern wie viel er nützen wollte. — Nun hören meine Thränen auf; die Bewunderung erstickt sie. Und kaum, daß ich es

noch fühle, daß die Bewunderung aus dem Mitleiden entsprungen. — Lassen Sie uns eben den Versuch mit der andern Wagschale anstellen. Der ehrliche Bettler erfährt, daß es wirklich einerley Wunder, einerley übernatürliche Seltenheit ist, von der Barmherzigkeit der Menschen, oder unmittelbar aus der Hand Gottes gespeist zu werden. Er wird überall schimpflich abgewiesen; unterdessen nimmt sein Mangel zu, und mit ihm seine Verwirrung. Endlich geräth er in Wuth; er ermordet seine Frau, seine Kinder und sich. — Weinen Sie noch? — Hier erstickt der Schmerz die Thränen, aber nicht das Mitleid, wie es die Bewunderung thut. Es ist —

Ich verzweifelter Schwätzer! Nicht ein Wort mehr. Ist Ihre Recension vom Devil to pay schon gedruckt? Ich habe eine sehr merkwürdige Entdeckung in Ansehung dieses Stücks gemacht; wovon in meinem nächsten.

Leben Sie wohl, liebster Freund! Lessing.

Nachschrift. Was macht denn unser lieber Marpurg? Grüßen Sie ihn tausendmal von mir. Ich lasse mich wegen des berühmten Dichters in seinen Oden schöne bedanken.

An Moses Mendelssohn.

Leipzig, d. 18. Dec. 1756.

Liebster Freund!

Sie haben Recht; ich habe in meinem Briefe an Sie ziemlich in den Tag hineingeschwatzt. Heben Sie ihn nur immer auf; aber nicht zu Ihrer, sondern zu meiner Demüthigung. Er bleibe bei Ihnen ein dauerhafter Beweis, was für albernes Zeug ich schreiben kann, wenn ich, wie ich mich auszudrücken beliebt habe, meine Gedanken unter der Feder reif werden lasse. Lassen Sie mich jetzt versuchen, ob sie durch Ihre Einwürfe und Erinnerungen reifer geworden. Ich lösche die ganze Tafel aus, und will mich über die Materie von der Bewunderung noch gar nicht erklärt haben. Von vorne!

Ich hatte in dem ersten Briefe an Hrn. Nicolai von dieser Materie

geschrieben: die Bewunderung müsse in dem Trauerspiele nichts seyn, als der Ruhepunkt des Mitleidens. Haben Sie mich auch recht verstanden? Herr Nicolai machte zu seiner zweyten Gattung der Trauerspiele diejenige, wo man durch Hülfe des Schreckens und des Mitleidens Bewunderung erregen wolle. In dieser Gattung also wird die Bewunderung zum Hauptwerke, das ist, das Unglück, das den Helden trifft, soll uns nicht sowohl rühren, als dem Helden Gelegenheit geben, seine außerordentlichen Vollkommenheiten zu zeigen, deren intuitive Erkenntniß in uns den angenehmen Affekt erwecke, welchen Sie Bewunderung nennen.

Ein solches Trauerspiel nun, sage ich, würde ein dialogisches Heldengedicht seyn, und kein Trauerspiel. Der bewunderte Held, habe ich mich gegen Herrn Nicolai ausgedrückt, ist der Stof des Heldengedichts. Da Sie mir doch also wohl zutrauen werden, daß ich ein Heldengedicht (ein Gedicht voller Bewunderung) für ein schönes Gedicht halte; so kann ich nicht einsehen, wie Sie mir Schuld geben können, daß ich der Bewunderung alles Schöne, alles Angenehme rauben wolle. Sie ist ein angenehmer Affekt, gut; aber kann ihr dieses die vornehmste Stelle in einem Trauerspiele verdienen? Das Trauerspiel (sagt Aristoteles, Hauptstück 14) soll uns nicht jede Art des Vergnügens ohne Unterschied gewähren, sondern nur allein das Vergnügen, welches ihm eigenthümlich zukömmt.

Warum wollen wir die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren, und die Gränzen der einen in die andern laufen lassen? So wie in dem Heldengedichte die Bewunderung das Hauptwerk ist, alle andern Affekten, das Mitleiden besonders, ihr untergeordnet sind: so sey auch in dem Trauerspiele das Mitleiden das Hauptwerk, und jeder andere Affekt, die Bewunderung besonders, sey ihm nur untergeordnet, das ist, diene zu nichts, als das Mitleiden erregen zu helfen. Der Heldendichter läßt seinen Helden unglücklich seyn, um seine Vollkommenheiten ins Licht zu setzen. Der Tragödienschreiber setzt seines Helden Vollkommenheiten ins Licht, um uns sein Unglück desto schmerzlicher zu machen.

Ein großes Mitleiden kann nicht ohne große Vollkommenheiten in dem Gegenstande des Mitleids seyn, und große Vollkommenheiten,

sinnlich ausgedrückt, nicht ohne Bewunderung. Aber diese großen Vollkommenheiten sollen in dem Trauerspiele nie ohne große Unglücksfälle seyn, sollen mit diesen allezeit genau verbunden seyn, und sollen also nicht Bewunderung allein, sondern Bewunderung und Schmerz, das ist, Mitleiden erwecken. Und das ist meine Meinung. Die Bewunderung findet also in dem Trauerspiele nicht als ein besonderer Affekt Statt, sondern bloß als die eine Hälfte des Mitleids. Und in dieser Betrachtung habe ich auch Recht gehabt, sie nicht als einen besondern Affekt, sondern nur nach ihrem Verhältnisse gegen das Mitleiden zu erklären.

Und in diesem Verhältnisse, sage ich noch, soll sie der Ruhepunkt des Mitleidens seyn, nehmlich da, wo sie für sich allein wirken soll. Da sie aber zum zweytenmahl auf dem Exempel des Mithridats bestehen, so muß ich glauben, Sie haben meine Worte so verstanden, als wollte ich mit diesem Ruhepunkte sagen, sie soll das Mitleiden stillen helfen. Aber das will ich damit gar nicht sagen, sondern gleich das Gegentheil. Hören Sie nur!

Wir können nicht lange in einem starken Affekte bleiben; also können wir auch ein starkes Mitleiden nicht lange aushalten; es schwächt sich selbst ab. Auch mittelmäßige Dichter haben dieses gemerkt, und das starke Mitleiden bis zuletzt verspart. Aber ich hasse die französischen Trauerspiele, welche mir nicht eher, als am Ende des fünften Aufzugs, einige Thränen auspressen. Der wahre Dichter vertheilt das Mitleiden durch sein ganzes Trauerspiel; er bringt überall Stellen an, wo er die Vollkommenheiten und Unglücksfälle seines Helden in einer rührenden Verbindung zeigt, das ist, Thränen erweckt. Weil aber das ganze Stück kein beständiger Zusammenhang solcher Stellen seyn kann, so untermischt er sie mit Stellen, die von den Vollkommenheiten seines Helden allein handeln, und in diesen Stellen hat die Bewunderung, als Bewunderung, Statt. Was sind aber diese Stellen anders, als gleichsam Ruhepunkte, wo sich der Zuschauer zu neuem Mitleiden erholen soll? Gestillt soll das vorige Mitleiden nicht dadurch werden, das ist mir niemahls in die Gedanken gekommen, und würde meinem System schnurstracks zuwider seyn.

Da nun aber diese Stellen (ich will sie die leeren Scenen

nennen, ob sie gleich nicht immer ganze Scenen seyn dürfen, weil die Bewunderung, oder die Ausmahlung der außerordentlichen Vollkommenheiten des Helden, der einzige Kunstgriff ist, die leeren Scenen, wo die Aktion stille steht, erträglich zu machen) da, sage ich, diese leeren Scenen nichts als Vorbereitungen zum künftigen Mitleiden seyn sollen, so müssen sie keine solchen Vollkommenheiten betreffen, die das Mitleiden zernichten. Ich will ein Exempel geben, dessen Lächerliches Sie mir aber verzeihen müssen. Gesetzt, ich sagte zu jemand: heute ist der Tag, da Titus seinen alten Vater, auf einem Seile, welches von der höchsten Spitze des Thurms bis über den Fluß ausgespannt ist, in einem Schubkarren von oben herab führen soll. Wenn ich nun, dieser gefährlichen Handlung wegen, Mitleiden für den Titus erwecken wollte, was muß ich thun? Ich müßte die guten Eigenschaften des Titus und seines Vaters aus einander setzen, und sie beide zu Personen machen, die es um so viel weniger verdienen, daß sie sich einer solchen Gefahr unterziehen müssen, je würdiger sie sind. Aber nicht wahr, dem Mitleiden ist der Weg zu dem Herzen meines Zuhörers auf einmahl abgeschnitten, sobald ich ihm sage, Titus ist ein Seiltänzer, der diesen Versuch schon mehr als einmahl gemacht hat? Und gleichwohl habe ich doch weiter nichts als eine Vollkommenheit des Titus den Zuhörern bekannt gemacht. Ja, aber es war eine Vollkommenheit, welche die Gefahr unendlich verringerte, und dem Mitleiden also die Nahrung nahm. Der Seiltänzer wird nunmehr bewundert, aber nicht betauert.

Was macht aber derjenige Dichter aus seinem Helden anders, als einen Seiltänzer, der, wenn er ihn will sterben lassen, das ist, wenn er uns am meisten durch seine Unfälle rühren will, ihn eine Menge der schönsten Gasconaden, von seiner Verachtung des Todes, von seiner Gleichgültigkeit gegen das Leben herschwatzen läßt? In eben dem Verhältnisse, in welchem die Bewunderung auf der einen Seite zunimmt, nimmt das Mitleiden auf der andern ab. Aus diesem Grunde halte ich den Polyeukt des Corneille für tadelhaft; ob er gleich wegen ganz anderer Schönheiten niemahls aufhören wird zu gefallen. Polyeukt strebt ein Märtyrer zu werden; er sehnet sich nach Tod und Martern; er betrachtet sie als den ersten Schritt in ein über-

schwenglich seliges Leben; ich bewundere den frommen Enthusiasten, aber ich müßte befürchten, seinen Geist in dem Schooße der ewigen Glückseligkeit zu erzürnen, wenn ich Mitleid mit ihm haben wollte.

Genug hiervon; Sie können mich hinlänglich verstehen, um mich zu widerlegen, wenn ich es verdiene. Aber die Feder läuft einmahl, und ich will mich nunmehr über die Verschiedenheit zwischen den Wirkungen der Bewunderung und den Wirkungen des Mitleids erklären. Aus der Bewunderung entspringt der Vorsatz der Nacheiferung; aber, wie Sie selbst sagen, dieser Vorsatz ist nur augenblicklich. Wenn er zur Wirklichkeit kommen soll, muß ihn entweder die darauf folgende deutliche Erkenntniß dazu bringen, oder der Affekt der Bewunderung muß so stark fortdauern, daß der Vorsatz zur Thätigkeit kömmt, ehe die Vernunft das Steuer wieder ergreifen kann. Das ist doch Ihre Meinung? — Nun sage ich: in dem ersten Falle ist die Wirkung nicht der Bewunderung, sondern der deutlichen Erkenntniß zuzuschreiben; und zu dem andern Falle werden nichts geringeres als Fantasten erfordert. Denn Fantasten sind doch wohl nichts anders, als Leute, bei welchen die untern Seelenkräfte über die obern triumphiren? Daran liegt nichts, werden Sie vielleicht sagen, dieser Fantasten sind sehr viele in der Welt, und es ist gut, wenn auch Fantasten tugendhafte Thaten thun. Wohl; so muß es denn eine von den ersten Pflichten des Dichters seyn, daß er nur für wirklich tugendhafte Handlungen Bewunderung erweckt. Denn wäre es ihm erlaubt, auch untugendhaften Handlungen den Firnis der Bewunderung zu geben, so hätte Plato Recht, daß er sie aus seiner Republik verbannt wissen wollen. Herr Nicolai hätte also nicht schließen sollen: weil der Wein nicht selten blutige Gezänke erzeugt, so ist es falsch, daß er des Menschen Herz erfreuen soll; oder weil die Poesie oft schlechte Handlungen als nachahmungswürdig anpreiset, so kann ihr Endzweck nicht seyn, die Sitten zu bessern.

Ich gehe noch weiter, und gebe Ihnen zu überlegen, ob die tugendhafte That, die ein Mensch aus bloßer Nacheiferung, ohne deutliche Erkenntniß, thut, wirklich eine tugendhafte That ist, und ihm als eine solche zugerechnet werden kann? Ferner dringe ich darauf: die Bewunderung einer schönen Handlung kann nur zur Nacheiferung

eben derselben Handlung, unter eben denselben Umständen, und nicht zu allen schönen Handlungen antreiben; sie bessert, wenn sie ja bessert, nur durch besondere Fälle, und also auch nur in besondern Fällen. Man bewundert z. E. den Gusmann, der seinem Mörder vergiebt. Kann mich diese Bewunderung, ohne Beziehung der deutlichen Erkenntniß, antreiben, allen meinen Widersachern zu vergeben? Oder treibt sie mich nur, demjenigen Todfeinde zu vergeben, den ich mir selbst durch meine Mißhandlungen dazu gemacht habe? Ich glaube, nur das Letztere.

Wie unendlich besser und sicherer sind die Wirkungen meines Mitleidens! Das Trauerspiel soll das Mitleiden nur überhaupt üben, und nicht uns in diesem oder jenem Falle zum Mitleiden bestimmen. Gesetzt auch, daß mich der Dichter gegen einen unwürdigen Gegenstand mitleidig macht, nehmlich vermittelst falscher Vollkommenheiten, durch die er meine Einsicht verführt, um mein Herz zu gewinnen. Daran ist nichts gelegen, wenn nur mein Mitleiden rege wird, und sich gleichsam gewöhnt, immer leichter und leichter rege zu werden. Ich lasse mich zum Mitleiden im Trauerspiele bewegen, um eine Fertigkeit im Mitleiden zu bekommen; findet aber das bei der Bewunderung Statt? Kann man sagen: ich will gern in der Tragödie bewundern, um eine Fertigkeit im Bewundern zu bekommen? Ich glaube, der ist der größte Geck, der die größte Fertigkeit im Bewundern hat; so wie ohne Zweifel derjenige der beste Mensch ist, der die größte Fertigkeit im Mitleiden hat.

Doch bin ich nicht etwa wieder auf meine alten Sprünge gekommen? Schreye ich die Bewunderung durch das, was ich bisher gesagt habe, nicht für ganz und gar unnütz aus, ob ich ihr gleich das ganze Heldengedicht zu ihrem Tummelplatze einräume? Fast sollte es so scheinen; ich will es also immer wagen, Ihnen einen Einfall zu vertrauen, der zwar ziemlich seltsam klingt, weil er aber niemand Geringers als mich und den Homer rettet, Ihrer Untersuchung vielleicht nicht unwürdig ist.

Es giebt gewisse körperliche Fähigkeiten, gewisse Grade der körperlichen Kräfte, die wir nicht in unserer willkührlichen Gewalt haben, ob sie gleich wirklich in dem Körper vorhanden sind. Ein Rasender,

zum Exempel, ist ungleich stärker, als er bei gesundem Verstande war; auch die Furcht, der Zorn, die Verzweiflung und andre Affekten mehr, erwecken in uns einen größern Grad der Stärke, der uns nicht eher zu Gebote steht, als bis wir uns in diesen oder jenen Affekt gesetzt haben.

Meine zweite vorläufige Anmerkung ist diese. Alle körperliche Geschicklichkeiten werden durch Hülfe der Bewunderung gelernt; wenigstens das Feine von allen körperlichen Geschicklichkeiten. Nehmen Sie einen Luftspringer. Von den wenigsten Sprüngen kann er seinen Schülern den eigentlichen Mechanismus zeigen; er kann oft weiter nichts sagen, als: sieh nur, sieh nur, wie ich es mache! das ist, bewundere mich nur recht, und versuch es alsdann, so wird es von selbst gehen; und je vollkommener der Meister den Sprung vormacht, je mehr er die Bewunderung seines Schülers durch diese Vollkommenheit reizt, desto leichter wird diesem die Nachahmung werden.

Heraus also mit meinem Einfalle! Wie, wenn Homer mit Bedacht nur körperliche Vollkommenheiten bewundernswürdig geschildert hätte? Er kann leicht ein eben so guter Philosoph gewesen seyn, als ich. Er kann leicht, wie ich, geglaubt haben, daß die Bewunderung unsre Körper wohl tapfer und gewandt, aber nicht unsre Seelen tugendhaft machen könne. Achilles, sagen Sie, ist bei dem Homer nichts als ein tapfrer Schläger; es mag seyn. Er ist aber doch ein bewundernswürdiger Schläger, der bei einem andern den Vorsatz der Nacheiferung erzeugen kann. Und so oft sich dieser andere in ähnlichen Umständen mit dem Achilles befindet, wird ihm auch das Exempel dieses Helden wieder beifallen, wird sich auch seine gehabte Bewunderung erneuern, und diese Bewunderung wird ihn stärker und geschicter machen, als er ohne sie gewesen wäre. Gesetzt aber, Homer hätte den Achilles zu einem bewundernswürdigen Muster der Großmuth gemacht. So oft sich nun ein Mensch von feuriger Einbildungskraft in ähnlichen Umständen mit ihm sähe, könnte er sich zwar gleichfalls seiner gehabten Bewunderung erinnern, und zu Folge dieser Bewunderung gleich großmüthig handeln; aber würde er deswegen großmüthig seyn? Die Großmuth muß eine beständige Eigenschaft der Seele seyn, und ihr nicht blos ruckweise entfahren.

Ich bin es überzeugt, daß meine Worte oft meinem Sinne Schaden thun, daß ich mich nicht selten zu unbestimmt oder zu nachlässig ausdrücke. Versuchen Sie es also, liebster Freund, sich durch Ihr eigen Nachdenken in den Geist meines Systems zu versetzen. Und vielleicht finden Sie es weit besser, als ich es vorstellen kann.

In Vergleichung meiner, sollen Sie doch noch immer ein Wortsparer bleiben; denn ich habe mir fest vorgenommen, auch diesen zweyten Bogen noch voll zu schmieren. Ich wollte Anfangs aus dem Folgenden einen besondern Brief an Hrn. Nicolai machen; aber ich will seine Schulden mit Fleiß nicht häufen.

Lesen Sie doch das 15te Hauptstück der Aristotelischen Dichtkunst. Der Philosoph sagt daselbst: der Held eines Trauerspiels müsse ein Mittelcharakter seyn; er müsse nicht allzu lasterhaft und auch nicht allzu tugendhaft seyn; wäre er allzu lasterhaft, und verdiente sein Unglück durch seine Verbrechen, so könnten wir kein Mitleiden mit ihm haben; wäre er aber allzu tugendhaft, und er würde dennoch unglücklich, so verwandle sich das Mitleiden in Entsetzen und Abscheu.

Ich möchte wissen, wie Herr Nicolai diese Regel mit den bewundernswürdigen Eigenschaften seines Helden zusammen reimen könne. — — Doch das ist es nicht, was ich jetzt schreiben will.

Ich bin hier selbst wider Aristoteles, welcher mir überall eine falsche Erklärung des Mitleids zum Grunde gelegt zu haben scheint. Und wenn ich die Wahrheit weniger verfehle, so habe ich es allein Ihrem bessern Begriffe vom Mitleiden zu danken. Ist es wahr, daß das Unglück eines allzu tugendhaften Menschen Entsetzen und Abscheu erweckt? Wenn es wahr ist, so müssen Entsetzen und Abscheu der höchste Grad des Mitleids seyn, welches sie doch nicht sind. Das Mitleiden, das in eben dem Verhältnisse wächst, in welchem Vollkommenheit und Unglück wachsen, hört auf, mir angenehm zu seyn, und wird desto unangenehmer, je größer auf der einen Seite die Vollkommenheit, und auf der andern das Unglück ist.

Unterdessen ist es doch auch wahr, daß an dem Helden eine gewisse *ἁμαρτια*, ein gewisser Fehler seyn muß, durch welchen er sein Unglück über sich gebracht hat. Aber warum diese *ἁμαρτια*, wie sie Aristoteles nennt? Etwa, weil er ohne sie vollkommen seyn würde,

und das Unglück eines vollkommenen Menschen Abscheu erweckt? Gewiß nicht. Ich glaube, die einzige richtige Ursache gefunden zu haben; sie ist diese: weil ohne den Fehler, der das Unglück über ihn zieht, sein Charakter und sein Unglück kein Ganzes ausmachen würden, weil das eine nicht in dem andern gegründet wäre, und wir jedes von diesen zwey Stücken besonders denken würden. Ein Exempel wird mich verständlicher machen. Canut sey ein Muster der vollkommensten Güte. Soll er nur Mitleid erregen, so muß ich durch den Fehler, daß er seine Güte nicht durch die Klugheit regieren läßt, und den Ulfo, dem er nur verzeihen sollte, mit gefährlichen Wohlthaten überhäuft, ein großes Unglück über ihn ziehn; Ulfo muß ihn gefangen nehmen und ermorden. Mitleiden im höchsten Grade! Aber gesetzt, ich ließe den Canut nicht durch seine gemißbrauchte Güte umkommen; ich ließ ihn plötzlich durch den Donner erschlagen, oder durch den einstürzenden Pallast zerschmettert werden? Entsetzen und Abscheu ohne Mitleid! Warum? Weil nicht der geringste Zusammenhang zwischen seiner Güte und dem Donner, oder dem einstürzenden Pallast, zwischen seiner Vollkommenheit und seinem Unglücke ist. Es sind beides zwey verschiedene Dinge, die nicht eine einzige gemeinschaftliche Wirkung, dergleichen das Mitleid ist, hervorbringen können, sondern deren jedes für sich selbst wirkt. — Ein ander Exempel! Gedenken Sie an den alten Vetter, im Kaufmann von London; wenn ihn Barnwell ersticht, entsetzen sich die Zuschauer, ohne mitleidig zu seyn, weil der gute Charakter des Alten gar nichts enthält, was den Grund zu diesem Unglück abgeben könnte. Sobald man ihn aber für seinen Mörder und Vetter noch zu Gott beten hört, verwandelt sich das Entsetzen in ein recht entzückendes Mitleiden, und zwar ganz natürlich, weil diese großmüthige That aus seinem Unglücke fließet und ihren Grund in demselben hat.

Und nun bin ich es endlich müde, mehr zu schreiben, nachdem Sie es ohne Zweifel schon längst müde gewesen sind, mehr zu lesen. Ihre Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit habe ich mit recht großem Vergnügen gelesen; wenn ich sie noch ein paarmahl werde gelesen haben, hoffe ich, Sie so weit zu verstehen, daß ich Sie um einige Erläuterungen fragen kann. Wenn es sich von solchen Dingen so gut

schwatzen ließe, wie von der Tragödie! Ihre Gedanken von dem Streite der untern und obern Seelenkräfte lassen Sie ja mit das erste seyn, was Sie mir schreiben. Ich empfehle Ihnen dazu meine Weitläuftigkeit, die sich wirklich eben so gut zum Vortrage wahrer, als zur Auskramung vielleicht falscher Sätze schickt.

Bitten Sie doch den Herrn Nicolai in meinem Nahmen, mir mit ehestem denjenigen Theil von Cibbers Lebensbeschreibung der englischen Dichter zu schicken, in welchem Drydens Leben steht. Ich brauche ihn.

Leben Sie wohl, liebster Freund, und werden Sie nicht müde, mich zu bessern, so werden Sie auch nicht müde werden, mich zu lieben. Lessing.

N. S. Damit dieser Brief ja alle Eigenschaften eines unausstehlichen Briefs habe, so will ich ihn auch noch mit einem P. S. versehen.

Sie haben sich schon zweymahl auf die griechischen Bildhauer berufen, von welchen Sie glauben, daß sie ihre Kunst besser verstanden hätten, als die griechischen Dichter. Lesen Sie den Schluß des 16ten Hauptstücks der Aristotelischen Dichtkunst, und sagen Sie mir alsdenn, ob den Alten die Regel von der Verschönerung der Leidenschaften unbekannt gewesen sey.

Der Held ist in der Epopee unglücklich, und ist auch in der Tragödie unglücklich. Aber auf die Art, wie er es in der einen ist, darf er es nie in der andern seyn. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich die Verschiedenheit dieser Arten irgendwo gehörig bestimmt gefunden hätte. Das Unglück des Helden in der Epopee muß keine Folge aus dem Charakter desselben seyn, weil es sonst, nach meiner obigen Anmerkung, Mitleiden erregen würde; sondern es muß ein Unglück des Verhängnisses und Zufalls seyn, an welchem seine guten oder bösen Eigenschaften keinen Theil haben. Fato profugus, sagt Virgil von seinem Aeneas. Bei der Tragödie ist es das Gegentheil, und aus dem Oedip z. E. wird nimmermehr ein Heldengedicht werden, und wer eins daraus machen wollte, würde am Ende weiter nichts als ein Trauerspiel in Büchern gemacht haben. Denn es wäre elend, wenn diese beiden Dichtungsarten keinen wesentlichern Unterschied, als den

beständigen oder durch die Erzählung des Dichters unterbrochenen Dialog, oder als Aufzüge und Bücher haben sollten.

Wenn Sie Ihre Gedanken von der Illusion mit dem Hrn. Nicolai aufs Reine bringen werden, so vergessen Sie ja nicht, daß die ganze Lehre von der Illusion eigentlich den dramatischen Dichter nichts angeht, und die Vorstellung seines Stücks das Werk einer andern Kunst, als der Dichtkunst, ist. Das Trauerspiel muß auch ohne Vorstellung und Akteurs seine völlige Stärke behalten, und diese bey dem Leser zu äußern, braucht sie nicht mehr Illusion als jede andre Geschichte. Sehen Sie deswegen den Aristoteles noch gegen das Ende des 6ten und den Anfang des 14ten Hauptstücks nach.

Nun bin ich ganz fertig. Leben Sie wohl!

An Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 2. Febr. 1757.

Liebster Freund!

Ich glaube es eben so wenig, als Sie, daß wir bis jetzt in unserm Streite viel weiter, als über die ersten Gränzen gekommen sind. Haben Sie aber auch wirklich so viel Lust, als ich, sich tiefer hinein zu wagen, und dieses unbekannte Land zu entdecken, wenn wir uns auch hundertmahl vorher verirren sollten? Doch warum zweifle ich daran? Wenn Sie es auch nicht aus Neigung thäten, so würden Sie es aus Gefälligkeit für mich thun. — —

Ihre Gedanken von der Herrschaft über die Neigungen, von der Gewohnheit, von der anschauenden Erkenntniß sind vortreflich, Sie haben mich so überzeugt, daß ich mir auch nicht einmahl einen logischen Fechterstreich dawider übrig gelassen finde. Warum kann ich von Ihren Gedanken über die Illusion nicht eben das sagen! Hören Sie meine Zweifel dagegen; aber machen Sie sich gefaßt, eine Menge gemeiner Dinge vorher zu lesen, ehe ich darauf kommen kann. Ueber das Wort werde ich Ihnen keine Schwierigkeiten machen.

Darinn sind wir doch wohl einig, liebster Freund, daß alle Leidenschaften entweder heftige Begierden oder heftige Verabscheuungen sind?

Auch darinn: daß wir uns bei jeder heftigen Begierde oder Verabscheuung, eines größern Grads unsrer Realität bewußt sind, und daß dieses Bewußtseyn nicht anders als angenehm seyn kann? Folglich sind alle Leidenschaften, auch die allerunangenehmsten, als Leidenschaften angenehm. Ihnen darf ich es aber nicht erst sagen: daß die Lust, die mit der stärkern Bestimmung unsrer Kraft verbunden ist, von der Unlust, die wir über die Gegenstände haben, worauf die Bestimmung unsrer Kraft geht, so unendlich kann überwogen werden, daß wir uns ihrer gar nicht mehr bewußt sind.

Alles, was ich hieraus folgere, wird aus der Anwendung auf das aristotelische Exempel von der gemahlten Schlange am deutlichsten erhellen. *Wenn wir eine gemahlte Schlange plötzlich erblicken, so gefällt sie uns desto besser, je heftiger wir darüber erschrocken sind.*

Dieses erkläre ich so: Ich erschrecke über die so wohlgetroffne Schlange, weil ich sie für eine wirkliche halte. Der Grad dieses Schreckens, als eine unangenehme Leidenschaft, oder vielmehr der Grad der Unlust, die ich über diesen schrecklichen Gegenstand empfinde, sey 10; so kann ich den Grad der Lust, die mit der Empfindung der Leidenschaft verbunden ist, 1 nennen, oder 10, wenn jener zu 100 wüchse. Indem ich also 10 empfinde, kann ich nicht 1 empfinden, das ist, so lange als ich die Schlange für eine wirkliche halte, kann ich keine Lust darüber empfinden. Nun werde ich aber auf einmahl gewahr, daß es keine wirkliche Schlange, daß es ein bloßes Bild ist: was geschieht? Die Unlust über den schrecklichen Gegenstand = 10 fällt weg, und es bleibt nichts übrig, als die Lust, die mit der Leidenschaft, als einer bloßen stärkern Bestimmung unsrer Kraft, verbunden ist; 1 bleibt übrig, das ich nunmehr empfinde, und in dem Grad 8 oder 10 empfinden kann, wenn jener Grad, anstatt 10, 80 oder 100 gewesen ist.

Wozu brauchen wir nun hier die Illusion? Lassen Sie mich meine Erklärung auch an einem entgegengesetzten Exempel versuchen, um ihre Richtigkeit desto ungezweifelter darzulegen. — — Dort in der Entfernung werde ich das schönste, holdseligste Frauenzimmer gewahr, das mir mit der Hand auf eine geheimnißvolle Art zu winken scheint.

Ich gerathe in Affekt, Verlangen, Liebe, Bewunderung, wie Sie ihn nennen wollen. Hier kömmt also die Lust über den Gegenstand = 10 mit der angenehmen Empfindung des Affekts = 1 zusammen, und die Wirkung von beiden ist = 11. Nun gehe ich darauf los. Himmel! Es ist nichts als ein Gemälde, eine Bildsäule! Nach Ihrer Erklärung, liebster Freund, sollte nunmehr das Vergnügen desto grösser seyn, weil mich der Affekt von der Vollkommenheit der Nachahmung intuitiv überzeugt hat. Aber das ist wider alle Erfahrung; ich werde vielmehr verdrießlich; und warum werde ich verdrießlich? Die Lust über den vollkommnen Gegenstand fällt weg, und die angenehme Empfindung des Affekts bleibt allein übrig. Ich komme auf Ihre 2te Folge b). Daher gefallen uns alle unangenehmen Affekte in der Nachahmung. Der Musikus kann uns zornig ꝛc. Hierwider sage ich: Die unangenehmen Affekten in der Nachahmung gefallen deswegen, weil sie in uns ähnliche Affekten erwecken, die auf keinen gewissen Gegenstand gehen. Der Musikus macht mich betrübt; und diese Betrübniß ist mir angenehm, weil ich diese Betrübniß bloß als Affekt empfinde, und jeder Affekt angenehm ist. Denn setzen Sie den Fall, daß ich während dieser musikalischen Betrübniß wirklich an etwas Betrübtes denke, so fällt das Angenehme gewiß weg.

Ein Exempel aus der Körperwelt! Es ist bekannt, daß wenn man zwey Saiten eine gleiche Spannung giebt, und die eine durch die Berührung ertönen läßt, die andere mit ertönt, ohne berührt zu seyn. Lassen Sie uns den Saiten Empfindung geben, so können wir annehmen, daß ihnen zwar eine jede Bebung, aber nicht eine jede Berührung angenehm seyn mag, sondern nur diejenige Berührung, die eine gewisse Bebung in ihnen hervorbringt. Die erste Saite also, die durch die Berührung erbebt, kann eine schmerzliche Empfindung haben; da die andre, der ähnlichen Erbebung ungeachtet, eine angenehme Empfindung hat, weil sie nicht (wenigstens nicht so unmittelbar) berührt worden. Also auch in dem Trauerspiele. Die spielende Person geräth in einen unangenehmen Affekt, und ich mit ihr. Aber warum ist dieser Affekt bei mir angenehm? Weil ich nicht die spielende Person selbst bin, auf welche die unangenehme

Idee unmittelbar wirkt, weil ich den Affekt nur als Affekt empfinde, ohne einen gewissen unangenehmen Gegenstand dabey zu denken.

Dergleichen zweite Affekten aber, die bei Erblickung solcher Affekten an andern, in mir entstehen, verdienen kaum den Namen der Affekten; daher ich denn in einem von meinen ersten Briefen schon gesagt habe, daß die Tragödie eigentlich keinen Affekt bei uns rege mache, als das Mitleiden. Denn diesen Affekt empfinden nicht die spielenden Personen, und wir empfinden ihn nicht blos, weil sie ihn empfinden, sondern er entsteht in uns ursprünglich aus der Wirkung der Gegenstände auf uns; es ist kein zweyter mitgetheilter Affekt ꝛc.

Ich hatte mir vorgenommen, diesem Brief eine ungewöhnliche Länge zu geben, allein ich bin seit einigen Tagen so unpaß, daß es mir unmöglich fällt, meine Gedanken beysammen zu behalten. Ich muß also hier abbrechen, und erst von Ihnen erfahren, ob Sie ungefähr sehen, wo ich hinaus will; oder ob ich nichts als verwirrtes Zeug in diesen Brief geschrieben habe, welches bei meiner außerordentlichen Beklemmung der Brust (so muß ich meine Krankheit unterdessen nennen, weil ich noch keinen Arzt um den griechischen Namen gefragt habe) gar leicht möglich gewesen ist.

Ich schreibe nur noch ein Paar Worte von der Bibliothek. Es ist mir wegen des Verlegers ein unvermutheter verdrießlicher Streich damit begegnet. Erschrecken Sie aber nur nicht, mein lieber Nicolai, ich habe dem Unglück schon wieder abgeholfen. Lankischens drucken sie nicht; beruhigen Sie aber nur Ihre Neugierde bis auf den nächsten Posttag, da Sie den Contract des neuen Verlegers zur Unterschrift bekommen, und gewiß damit zufrieden seyn sollen.

Leben Sie beyde wohl; sobald ich besser bin, werde ich Hrn. Nicolai einen langen Brief über verschiedene Punkte in seiner Abhandlung schreiben, die mir, ohne auf meine eigenthümlichen Grillen zu sehen, außerordentlich gefallen hat.

Ihren Aufsatz von der Herrschaft über die Neigungen erhalten Sie hier nach Verlangen zurück. Ich habe ihn abschreiben lassen.

Leben Sie nochmals wohl; ich bin Zeitlebens

der Ihrige
Lessing.

Leipzig, d. 2. April 1757.

Mein lieber Nicolai,

Ich hatte mich vorigen Posttag mit beyliegendem Briefe zu lange verweilt; er blieb daher liegen, und Sie bekommen jetzt zwey für Einen. Auch bekommen Sie zwey Aushängebogen für Einen, und können folglich mit meiner Verzögerung gar wohl zufrieden seyn.

Ich will auch jetzt anfangen, mein Versprechen zu halten, und Ihnen einige fernere Anmerkungen über Ihre Abhandlung von dem Trauerspiele mittheilen. Ich werde alles schreiben, was mir in die Gedanken kömmt, gesetzt auch, daß vieles falsch, und alles sehr trocken wäre.

Zu S. 18.

wo Sie die aristotelische Erklärung des Trauerspiels anführen.

Furcht und Mitleiden. Können Sie mir nicht sagen, warum sowohl Dacier als Curtius, Schrecken und Furcht für gleich bedeutende Worte nehmen? Warum sie das aristotelische *φοβος*, welches der Grieche durchgängig braucht, bald durch das eine, bald durch das andre übersetzen? Es sind doch wohl zwey verschiedene Dinge, Furcht und Schrecken? Und wie, wenn sich das ganze Schrecken, wovon man nach den falsch verstandenen aristotelischen Begriffen bisher so viel geschwatzt, auf weiter nichts, als auf diese schwankende Uebersetzung gründete? Lesen Sie, bitte ich, das zweyte und achte Hauptstück des zweyten Buchs der aristotelischen Rhetorik: denn das muß ich Ihnen beyläufig sagen, ich kann mir nicht einbilden, daß einer, der dieses zweyte Buch und die ganze aristotelische Sittenlehre an den Nicomachus nicht gelesen hat, die Dichtkunst dieses Weltweisen verstehen könne. Aristoteles erklärt das Wort *φοβος*, welches Herr Curtius am öftersten Schrecken, Dacier aber bald terreur, bald crainte, übersetzt, durch die Unlust über ein bevorstehendes Uebel, und sagt, alles dasjenige erwecke in uns Furcht, was, wenn wir es an andern sehen, Mitleiden erwecke, und alles dasjenige erwecke Mitleiden, was, wenn es uns selbst bevorstehe, Furcht erwecken müsse. Dem zu Folge kann also die Furcht, nach der Meynung des

Aristoteles, keine unmittelbare Wirkung des Trauerspiels seyn, sondern sie muß weiter nichts als eine reflectirte Idee seyn. Aristoteles würde bloß gesagt haben: das Trauerspiel soll unsre Leidenschaften durch das Mitleiden reinigen, wenn er nicht zugleich auch das Mittel hätte angeben wollen, wie diese Reinigung durch das Mitleiden möglich werde; und dieserwegen setzte er noch die Furcht hinzu, welche er für dieses Mittel hielt. Jenes hat seine Richtigkeit; dieses aber ist falsch. Das Mitleiden reiniget unsre Leidenschaften, aber nicht vermittelst der Furcht, auf welchen Einfall den Aristoteles sein falscher Begriff von dem Mitleiden gebracht hat. Hiervon können Sie sich mit Herrn Moses weiter unterreden, denn in diesem Puncte, so viel ich weiß, sind wir einig. Nun behalten Sie, durch die ganze Dichtkunst des Aristoteles, überall, wo Sie Schrecken finden, diese Erklärung der Furcht in Gedanken, (denn Furcht muß es überall heißen, und nicht Schrecken,) und sagen mir alsdann, was Sie von der Lehre des Aristoteles dünkt.

Zu S. 19.

Daß Sie die Gedanken des du Bos so schlechterdings angenommen haben, damit bin ich nicht so recht zufrieden. Hiervon aber werde ich an unsern Moses weitläuftiger schreiben. Wenn das, was du Bos sagt, kein leeres Gewäsche seyn soll, so muß es ein wenig philosophischer ausgedrückt werden.

Zu S. 21. 22. 23.

Was ich hier von der Nachahmung, und den nachgeahmten Leidenschaften, wie Sie sie nennen wollen, sagen könnte, muß ich gleichfalls auf ein andermal versparen. Ich sage jetzt nur so viel: Ist die Nachahmung nur dann erst zu ihrer Vollkommenheit gelangt, wenn man sie für die Sache selbst zu nehmen verleitet wird; so kann z. E. von den nachgeahmten Leidenschaften nichts wahr seyn, was nicht auch von den wirklichen Leidenschaften gilt. Das Vergnügen über die Nachahmung, als Nachahmung, ist eigentlich das Vergnügen über die Geschicklichkeit des Künstlers, welches nicht anders, als aus angestellten Vergleichungen, entstehen kann; es ist daher weit später, als das Vergnügen, welches aus der Nachahmung, in so fern ich sie

für die Sache selbst nehme, entsteht, und kann keinen Einfluß in dieses haben. Doch, wie gesagt, davon ein andermal. Ich hätte fast Lust, auch dieses Wenige wieder auszustreichen.

Zu S. 21.

Sie hätten einen ältern anführen können, als den Brumoy, welcher den Nutzen des Trauerspiels in die nähere Bekanntschaft mit dem Unglücke und dem Unglücklichen, und in den für uns daraus fließenden Trost, gesetzt hat. Stobäus hat uns eine sehr schöne Stelle von dem Comödienschreiber Timokles aufbehalten, aus welcher ich die letzten Verse, nach der lateinischen Uebersetzung, hersetzen will.

Primum Tragœdi quanta commoda adferant,
Perpende sodes: si quis est pauperculus,
Majore pressum si videbit Telephum
Mendicitate, levius suam feret
Mendicitatem: insanus estne quispiam?
Furiosum is Alcmæona proponit sibi.
Captus quis oculis? aspicit cæcum Oedipum.
Gnatus obiit? Niobe dabit solatium.
Claudus aliquisne est? is Philoctetem aspicit.
Miser aliquis senex? tuetur Oeneum etc.

Ich will Ihnen gern alle meine Anmerkungen mittheilen; und also habe ich Ihnen auch diese sehr unbedeutende mittheilen müssen.

Zu S. 25.

Daß die Verbesserung der Leidenschaften nicht ohne Sitten und Charaktere geschehen könne, das sagen Sie, mein lieber Nicolai, ohne allen Beweis. Ich will Ihnen aber den Beweis des Gegentheils geben. Daß die Tragödie, ohne Charaktere und Sitten Mitleiden erwecken könne; das geben Sie selber zu. Kann sie aber Mitleiden erregen, so kann sie auch, nach meiner obigen Erklärung, Furcht erwecken; und aus der Furcht ist die Entschließung des Zuschauers, sich vor den Ausschweifungen derjenigen Leidenschaft, die den bemitleideten Helden ins Unglück gestürzt hat, zu hüten, eine ganz natürliche und nothwendige Folge. Sie werden zwar einwenden: wenn

Leidenschaften einen Helden ins Unglück stürzen, so müsse dieser Held auch einen Charakter haben. Aber das ist, mit Ihrer Erlaubniß, falsch; die Leidenschaften sind nicht hinlänglich, einen Charakter zu machen: denn sonst müßten alle Menschen ihren Charakter haben, weil alle Menschen ihre Leidenschaften haben.

Zu S. 26.

Sie sagen nicht allzu richtig, daß der Charakter des Oedipus, in dem Trauerspiele dieses Namens von Sophocles, der einzige sey. Auch Creon hat einen Charakter, und zwar einen sehr edeln. Den Fehler des Oedipus suche ich auch nicht in seiner Heftigkeit und Neugierde, sondern ich habe hierin meine eigenen Gedanken, die ich Ihnen ein andermal melden kann, wenn Sie mich wieder daran erinnern wollen.

So viel für diesesmal. Der Herr Major von Kleist läßt sich Ihnen bestens empfehlen; er wird Ihnen antworten, so bald er sich besser befindet. Er wird von Tage zu Tage wegen seines Portraits schwieriger, und läßt Sie inständig ersuchen, ihm mit dieser Ehre, die ihn bei seinen Nebenofficieren lächerlich zu machen nicht ermangeln könnte, keine Schamröthe abzujagen. Fragen Sie ja nicht, wie er es weiß, daß bey Verhinderung dieser Sache sehr viel auf Sie ankomme; von mir weiß er es gewiß nicht. Er wußte es, ehe ich ihm die geringste Eröffnung darüber machen konnte. Schreiben Sie mir ja mit ehestem, wie ich mich hierbey verhalten soll, und ob Sie allenfalls die Zeichnung zu einem andern Bildnisse verschaffen können.

Fahren Sie, bitte ich, in Ihrer Freundschaft und Liebe gegen mich fort. Ich bin

ganz der Ihrige,
Lessing.

Nachschrift. Mit meinem ordentlichen Buche an Herrn Moses bin ich noch nicht weit gekommen. Er wird also so gut seyn, und sich bis künftige Woche noch gedulden. Dieser Brief aber sey zugleich mit an ihn geschrieben. Denn wer sonst als er, wird zwischen uns beyden Schiedsrichter seyn können?

Leipzig, den 18. Junius 1757.

Mein lieber Ramler,

Sie thun zwar, als ob Sie mich ganz und gar vergessen hätten, oder als ob Sie wenigstens glaubten, daß ich, weit von hier, in der Welt herumschweifte. Allein ich weiß doch wohl, daß Ihr Gedächtniß freundschaftlicher ist, und daß Sie das drollige Schicksal meiner Reise schon längst durch die dritte oder vierte Hand haben erfahren müssen. Sie würden sich also meiner ohne Zweifel in Ihren Briefen an den Herrn Major von Kleist erinnert haben, wenn Sie nicht die unterlassene eigene Meldung meiner Zurückkunft hätten bestrafen wollen. Was nun die Ursache dieser Unterlassung anbelangt, so müssen Sie wissen, daß ich incognito zurück gekommen war, und auch incognito hier zu bleiben vorhatte, bis ich vor ungefähr drey Wochen erfuhr, daß ich mein Incognito allmählich aufgeben müßte, wenn ich es nicht Zeitlebens beobachten wollte. Da sehen Sie einmal, was mir der Krieg für Schaden thut! Ich und der König von Preußen, werden eine gewaltige Rechnung mit einander bekommen! Ich warte nur auf den Frieden, um sie auf eine oder die andere Weise mit ihm abzuthun. Da nur er, Er allein, die Schuld hat, daß ich die Welt nicht gesehen habe, wär' es nicht billig, daß er mir eine Pension gäbe, wobei ich die Welt vergessen könnte? Sie denken, das wird er fein bleiben lassen! Ich denke es nicht weniger; aber dafür will ich ihm auch wünschen, — — daß nichts als schlechte Verse auf seine Siege mögen gemacht werden! Was brauche ich das zwar zu wünschen? Es muß von selbst geschehen, wenn nur der Herr von Kleist und Sie mir versprechen wollen, keine darauf zu machen. O versprechen Sie mir es doch ja! Wenn Sie sich einmal an einem Könige so zu rächen haben, so bin ich wieder zu Ihren Diensten. Aber umgekehrt, versteht sich.

Leben Sie wohl, mein lieber Ramler, und erwarten Sie mich bald in Berlin. Ich bin

ganz der Ihrige,
Lessing.

Leipzig, den 21. September 1757.

Liebster Herr Gleim,

Ihr letzter Brief an unsern lieben Herrn Oberstwachtmeister hat mich herzlich belustigt. Schreiben Sie ja oft dergleichen, damit wir hier auch den Krieg auf der spaßhaften Seite kennen lernen. Ich habe aber vor vielen Jahren eine alte ehrliche Frau gekannt, die, wenn sie in ihrer Stube nichts mehr zu thun fand, anfing die Fliegen auf der Gasse todt zu schlagen. Die Arbeit war leicht; nur daß es eine ewige Arbeit war. Ich glaube, sie schlägt noch todt. —

Wissen Sie schon, daß ich die beyden Gesänge unsers begeisterten Grenadiers in das zweyte Stück der Bibliothek habe einrücken lassen? Bald aber hätt' ich Händel darüber bekommen, wenn sich nicht der Major des gemeinen Soldaten und seines Herausgebers angenommen hätte. Auch Herr Nicolai in Berlin hat sich von Herrn Lieberkühn — wenn Sie den Namen anders kennen — einen satirischen Brief darüber zugezogen. Dieser Lieberkühn hat sich den Teufel blenden lassen, und gleichfalls Schlachtgesänge unter dem Namen eines Oberofficiers herausgegeben. Wie hochmüthig die schlechten Poeten sind! Ich kenne einen guten, der sich, der poetischen Subordination zu Folge, zum Generale hätte machen müssen. —

Weil ich der Bibliothek gedenke, so muß ich Ihnen einen Irrthum benehmen, den ich Ihnen schon oft habe benehmen wollen. Sie halten mich für einen von den Verfassern derselben. Ich bin es, bei Gott! nicht. Und Sie sollen mich auch durchaus nicht dafür ausgeben. Wo Sie es schon unterdessen dem Herrn Zachariä ins Ohr gesagt haben, so bringen Sie es ihm ja wieder aus den Gedanken. Er würde sonst Ursache haben, auf mich verdrießlich zu werden.

Werden Sie denn nicht bald wieder einmal nach Leipzig kommen? Die Franzosen halten Sie doch wohl nicht davon ab? Ich will hoffen, daß sie zu gesittet sind, als daß sie einen Dichter im geringsten verhindern sollten, zu singen und seine Freunde zu besuchen.

Leben Sie wohl, und ermuntern Sie, wo möglich, den Husaren, der fünf Franzosen gefangen genommen hat, seine Heldenthat in

Verse zu bringen. Ich glaube, die Franzosen vergessen vor Furcht auch das Ausreißen. — Leben Sie wohl! Ich bin

ganz der Ihrige
Lessing.

Leipzig, den 2. October 1757.

Liebster Herr Gleim!

Wie glücklich sind Sie, solche witzige Köpfe um sich zu haben! — Oder vielmehr, wie glücklich sind diese witzigen Köpfe, daß sie einmal mit einem vernünftigen Deutschen umgehen können! Nunmehr werden sie doch wohl sehen, daß es eben nicht unsre größten Geister sind, die nach Paris kommen. Aber ich bitte Sie inständigst, zeigen Sie sich ja als einen wahren Deutschen! Verbergen Sie allen Witz, den Sie haben; lassen Sie nichts von sich hören, als Verstand; wenden Sie diesen vornehmlich an, jenen verächtlich zu machen. — Das ist die einzige Rache, die Sie jetzt an Ihren Feinden nehmen können. Besonders lassen Sie sich ja nicht merken, als ob Sie einen von ihren jetzt lebenden Scribenten kennten. Wenn man Sie fragt, ob Ihnen Gresset, Piron, Marivaux, Bernis, du Boccage gefallen; so werfen Sie fein verächtlich den Kopf zurück, und thun, anstatt aller Antwort, die Gegenfrage: Ob man in Frankreich unsere Schönaichs, unsre Löwens, unsre Patzkens, unsre Unzerinnen auswendig wisse? Von Fontenellen muß Ihnen weiter nichts bekannt zu seyn scheinen, als daß er fast hundert Jahr alt geworden; und von Voltaire selbst, müssen Sie thun, als ob Sie weiter nichts, als seine dummen Streiche und Betriegereyen gehört hätten. — Das soll wenigstens meine Rolle seyn, die ich mit jedem nicht ganz unwissenden Franzosen spielen will, der etwa nach Leipzig kommen sollte!

Sie wollen es also mit aller Gewalt, daß ich einer von den Verfassern der Bibliothek seyn soll? Ich muß es Ihnen aber nochmals auf meine Ehre versichern, daß ich nicht den geringsten Antheil daran habe, und daß ich am allerwenigsten den Artikel von theatralischen Neuigkeiten compilirt haben möchte. Demungeachtet muß ich nicht

zergen, daß ich Ihnen von den Verfassern, für das mitgetheilte Portrait des Herrn Klopstock, tausend und aber tausend Danksagungen abzustatten habe.

Lieberkühns Brief wegen der Schlachtgesänge unsers Grenadiers, ist kein gedruckter Brief, wofür Sie ihn vielleicht gehalten haben. Ich will mir aber von Herrn Nicolai eine Abschrift davon schicken lassen. Die componirten Schlachtgesänge des Officiers (oder vielmehr Feldpredigers; denn das ist Lieberkühn jetzt, und zwar durch Vorsorge unsers lieben Herrn von Kleist, der gütig genug glaubt, daß auch sogar die schlechten Poeten noch zu etwas nütze sind) diese elenden Schlachtgesänge, sage ich, sind hier nicht zu haben. Wenn Sie durchaus begierig sind, zu sehen, wie unendlich viel Grade man unter Ihrem Grenadier seyn kann, so will ich sie aus Berlin kommen lassen. Ein andres Werk von Lieberkühn könnte ich Ihnen mitschicken, wenn es sich der Mühe verlohnte; er hat nehmlich diese Messe Sittliche Gedichte zur Ermunterung des Gemüths herausgegeben, und zwar, was mich ärgert, in Duodez. In der That zwar sollte ich mich nicht ärgern; denn, Gott sey Dank, nun habe ich doch auch in diesem Formate einen unter mir, und ich bin nicht mehr der schlechte Deutsche Poet in Duodez κατ' ἐξοχην.

Was sagen Sie zu Klopstocks geistlichen Liedern? Wenn Sie schlecht davon urtheilen, werde ich an Ihrem Christenthum zweifeln; und urtheilen Sie gut davon, an Ihrem Geschmacke. Was wollen Sie lieber?

Ich empfehle mich Ihnen, liebster Freund, und bin

ganz der Ihrige
Lessing.

An Gleim.

Leipzig, den 12. December 1757.

Liebster Freund!

O was ist unser Grenadier für ein vortrefflicher Mann! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie gut er seine Sachen gemacht hat! Was haben

der Hr. Major und ich, was haben wir uns nicht über seine Einfälle gefreuet! Und noch alle Tage lachen wir darüber. Zu einer solchen unanstößigen Verbindung der erhabensten und lächerlichsten Bilder war nur Er geschickt! Nur Er konnte die Strophen: „Gott aber wog bei Sternenklang rc.“ und „dem Schwaben der mit einem Sprung rc.“ machen, und sie beide in ein Ganzes bringen. Was wollte ich nicht darum geben, wenn man das ganze Lied ins Französische übersetzen könnte! Der witzigste Franzose würde sich darüber so schämen, als ob sie die Schlacht bei Roßbach zum zweytenmale verloren hätten. Aber hören Sie, wollen wir unsern Grenadier nicht nun bald avanciren lassen? Jetzt wäre gleich die rechte Zeit dazu, da er hier unter den Generalen und Prinzen ziemlich bekannt zu werden anfängt. Der Herr von Kleist wird Ihnen von einigen Veränderungen geschrieben haben, um die wir, seine zwey Bewunderer, den Grenadier recht höflich bitten. Die eine davon: — o da war er, der erste, welcher lief, ist einer gewissen Art Leute wegen unumgänglich nöthig. Die Zweydeutigkeit hat offenbar keinen Grund; aber giebt es nicht Leute, die ihr, auch ohne Grund, einen geben könnten? Die übrigen kleinen Veränderungen muß der Grenadier nach seinem eigenen Gutbefinden machen oder nicht machen. So wie er uns melden wird, daß es gedruckt werden könne, wollen wir es auch drucken lassen. Denn gedruckt muß es werden! Wenn er auf die Schlacht vom fünften dieses, noch etwas machen wollte, so könnte er nun schon ein Autor von einem kleinen Bändchen werden. Alsdann nehmlich ließe man alle vier sauber zusammendrucken, und Sie, mein lieber Gleim, machten einen kleinen Vorbericht, um jeden Leser auf den rechten Gesichtspunkt zu stellen, aus welchem er die Lieder betrachten müsse. — Der Herr Major hat Ihnen doch bereits Herrn Ewalds Siegeslied geschickt? Es ist so gut, als es ein nachahmender Witz machen kann; erfunden hätte Herr Ewald diese Art von Gedichten nicht! — Wenn sich Lieberkühn nun wieder einkommen läßt, ein Siegeslied zu machen, so soll er Spießruthen laufen müssen, und wenn er es auch auf die Rechnung eines Feldmarschalls schriebe. Einen kleinen Tanz werde ich ihn jetzt ohnedies, wegen seines Theokrit, thun lassen. Der Mensch übersetzt aus dem Griechischen, und versteht gewiß weniger Griechisch als

Gotsched, oder irgend ein Tertianer Ihres weit und breit berühmten Herrn Derlings, Sie werden erstaunen, was er für lächerliche Fehler gemacht hat. Und gleichwohl hat sich der Elende unterstanden, unserm lieben Ramler eine kleine Nachlässigkeit aufzumutzen. — Haben Sie, mein lieber Herr Gleim, in Ihrer anakreontischen Bibliothek bereits Trapps Ausgabe vom Anakreon, mit der lateinischen Uebersetzung in elegischen Versen? Wenn sie Ihnen noch fehlt, so will ich sie Ihnen schicken. — Ich empfehle mich Ihrer fernern Freundschaft, und bin

ganz der Ihrige

Lessing.

An Nicolai.

Leipzig, den 21. Januar 1758.

Liebster Freund,

Ich bin in dem, was Sie von dem Codrus und Freygeiste sagen, größten Theils Ihrer Meynung; besonders ist es völlig richtig, was Sie von der Schreibart und den Charakteren des letztern sagen. Ertheilen Sie also immer dem Codrus den Preis. Aber haben Sie schon gehört, daß der Verfasser desselben, der Herr von Cronegk, vor einigen Wochen an den Blattern in Nürnberg gestorben ist? Es ist wirklich Schade um ihn; er war ein Genie, dem blos das fehlte, wozu er nun ewig nicht gelangen wird: die Reife. Da Sie unterdeß eigentlich nicht wissen sollten, daß er der Verfasser des Codrus gewesen, so darf Sie sein Tod auch nicht abhalten, sein Stück zu krönen. Und hieraus kann der vortheilhafte Umstand für Ihre Bibliothek entstehen, daß Sie den jetzigen Preis zu einem zweiten schlagen, und das nächstemal 100 Rthl., wenn Sie wollen, aussetzen können. Allein alsdann wäre meine Meynung, daß es nochmals bei einem Trauerspiele bleiben müßte. [1] Unterdeß würde mein junger Tragikus fertig, von dem ich mir, nach meiner Eitelkeit, viel Gutes verspreche; denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert

[1] Ich war nämlich Willens gewesen, abwechselnd auf ein Trauerspiel und auf ein Lustspiel einen Preis zu setzen. Nicolai.

unaufhörlich seinen Plan, und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nehmlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist, als ihr Leben, für sich tragisch genug, und fähig genug sey, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Seine Anlage ist nur von drey Akten,[1] und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon sagen; so viel aber ist gewiß, ich wünschte den Einfall wegen des Sujets selbst gehabt zu haben. Es dünkt mich so schön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben. Was meinen Plan von einem Codrus anbelangt, so müssen Sie mir acht Tage Zeit lassen, um mich wieder auf alles zu besinnen; man schickt nicht Plane zu Tragödien, oder gar Tragödien selbst, mit erster Post. Und Gott weiß, ob ich mich wieder auf alles besinnen werde, ohne den Cronegkschen Codrus dabey zu haben. Freilich hat er ganz unnöthige Erdichtungen mit eingemischt, die Sie am besten aus Jo. Meursii regno attico sive de regibus Atheniensium lib. III. cap. 2. und folgenden, entdecken werden, wo alles, was die alten Geschichtschreiber von dem Tode des Codrus melden, gesammelt ist.

Das neue Stück der Bibliothek ist fertig, und Sie werden es wohl unterdessen erhalten haben. Ich wundre mich, daß Ihnen meine Recension vom Theokrit zu boshaft vorgekommen ist. Da man es aber in Berlin weiß, daß ich sie gemacht habe, so werden Sie sich desto eher gegen Herrn Lieberkühn entschuldigen können. In Ansehung der alten Schriftsteller, bin ich ein wahrer irrender Ritter; die Galle läuft mir gleich über, wenn ich sehe, daß man sie so jämmerlich mißhandelt. Hiermit Gott befohlen! Leben Sie wohl, mein lieber Nicolai.

Lessing.

[1] Ich habe diesen Plan in drey Akten gesehen, als Lessing 1775 in Berlin war. Nach demselben war die Rolle der Orsina nicht vorhanden, wenigstens nicht auf die jetzige Art. Nicolai.

An Gleim.

Leipzig, den 6. Februar 1758.

Liebster Freund!

Versöhnen Sie mich immer wieder mit unserm Grenadier, wenn er wirklich auf mich zürnen sollte. Sie wissen ja wohl: wenn der Poet nicht zugleich Soldat ist, so ist der Poet eine sehr nachlässige Creatur. Den Grenadier hat nur sein Stand so thätig und pünktlich gemacht; als Dichter würde er es gewiß nicht seyn. Wenn ich es aber in Zukunft nicht etwas mehr werde, so machen Sie zur Strafe, daß er mich anwirbt, und mich durch Hülfe seines Corporals von meiner Faulheit kurirt. Unterdessen versichern Sie ihn, daß ich ihn von Tag zu Tag mehr bewundere, und daß er alle meine Erwartung so zu übertreffen weiß, daß ich das Neueste, was er gemacht hat, immer für das Beste halten muß. Ein Bekenntniß, zu dem mir noch kein einziger Dichter Gelegenheit gegeben hat! Das Lied auf den Sieg bey Lowositz, und das auf den bey Lissa, ist wirklich schon unter der Presse, und beyde werden so, wie das auf den Roßbacher Sieg, gedruckt. Dem ungeachtet bleibt es gewiß dabey, daß alle seine Lieder zusammengedruckt werden sollen, und zwar noch eher als der Feldzug wieder angehen wird. Ich hoffe gar, noch diesen Monat; denn einige Zeit muß der Verleger haben, die einzelnen zuvor unterzubringen. Hätten Sie nicht in Ihrem vorhergehenden Briefe ausdrücklich verlangt, daß sie zuvor einzeln sollten gedruckt werden, so könnte jetzt gleich mit der Sammlung angefangen werden. Lassen Sie sich daher diesen kleinen Verzug gefallen, dem auf keine Weise noch abzuhelfen ist. — Und der Grenadier erlaubt es doch noch, daß ich eine Vorrede dazu machen darf? Ich habe verschiedenes von den alten Kriegsliedern gesammelt; zwar ungleich mehr von den Kriegsliedern der Barden und Skalden, als der Griechen. Ich glaube aber auch, daß jene für uns interessanter sind, und auch ein größeres Licht auf die Lieder unsers neuen Skalden werfen. Was Sie unterdessen darüber angemerkt oder gesammelt haben, das theilen Sie mir ja mit; es könnte leicht etwas seyn, was mir entwischt wäre. Der alten Siegeslieder wegen habe ich sogar das alte Heldenbuch durchgelesen, und diese Lectüre hat mich

hernach weiter auf die zwey sogenannten Heldengedichte aus dem Schwäbischen Jahrhunderte gebracht, welche die Schweizer jetzt herausgegeben haben. Ich habe verschiedene Züge daraus angemerkt, die zu meiner Absicht dienen können, und wenigstens von dem kriegerischen Geiste zeugen, der unsere Vorfahren zu einer Nation von Helden machte. Beyläufig habe ich aber auch gesehen, daß die Herren Schweizer eben nicht die geschicktesten sind, dergleichen Monumente der alten Sprache und Denkungsart herauszugeben. Sie haben unverantwortliche Fehler gemacht, und es ist ihr Glück, daß sich wenige von den heutigen Lesern in den Stand setzen werden, sie bemerken zu können. — Wie wollen Sie nun, mein liebster Gleim, daß der Titel zu den Liedern unsers Grenadiers heißen soll? Den müssen Sie selbst machen; aber machen Sie ihn so kurz als möglich. Dasjenige, was ich eben jetzt von Ihnen bekommen habe, wird also das erste, und die übrigen folgen nach der Zeitordnung. Haben Sie wegen der historischen Richtigkeit derselben hin und wieder einige Anmerkungen zu machen, so unterlassen Sie es nicht. Die Trommel bleibt stehn; der Oberstwachtmeister hat es erlaubt. — Haben Sie das Schlachtlied gelesen, das Morhof in seinem Unterricht zur deutschen Sprache und Poesie anführt? (S. 313.) es ist überhaupt schlecht; die letzte Strophe aber hat mir gefallen, ob sie gleich nichts mehr enthält, als was Sie in den zwei Zeilen sagen:

Auch kommt man aus der Welt davon
Geschwinder als der Blitz ꝛc.

Vielleicht haben Sie den Morhof nicht; hier ist der Anfang der Strophe.

Kein seel'ger Tod ist in der Welt,
Als wer für'm Feind erschlagen:
Auf grüner Haid', im freyen Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen,
Im engen Bett, da ein'r allein
Muß an den Todesreyhn;
Hier aber findt er Gesellschaft fein,
Fallen mit, wie Kräuter im Mayn — ꝛc.

Sie haben doch mit den letzten Exemplaren von dem Roßbacher Siegesliede auch den Christischen Catalogus bekommen? Wenn Sie nicht schon Jemand haben, dem Sie Ihre Commissionen geben, so senden Sie sie nur mir. Wollen Sie denn noch Trapps Anakreon? Der Herr von Kleist sagt mir ja, daß Sie diese Ausgabe schon hätten. Sehen Sie doch vorher nach; denn was soll sie Ihnen zweymal? Ich umarme Sie, liebster Freund, und bin

ganz der Ihrige
oder mit Gottscheden zu sprechen:
Und dein Bewundrer bleibt der deine. [1]
Lessing.

An Gleim.

Leipzig, den 8. März 1758.

Liebster Freund,

Daß ich ein wenig nachlässig bin, das wissen Sie schon. Daß unser lieber Kleist seit vierzehn Tagen auf Commando ist, das wissen Sie auch schon. Folglich werden Sie sich wohl nicht sehr gewundert haben, daß Sie seit vierzehn Tagen keine Nachricht von uns aus Leipzig erhalten haben.

Nun aber bekommen Sie auf einmal so viel Neues, so viel Interessantes, daß Ihnen dabey ein langer Brief von mir sehr ekel seyn würde. Zwei Exemplare von den neuen Gedichten unsers Freundes, und vierzig von den beiden Siegesliedern meines Grenadiers! Brauchen Sie von den letztern mehr, so melden Sie es; es stehen so viele zu Ihrem Befehle, als Sie verlangen. Was sagt der Grenadier von dem Major? Eine Compagnie solcher Poeten, so will ich den ganzen Französischen Witz damit zum Teufel jagen. Leben Sie wohl, mein liebster Gleim; und Sie mögen mir auf diese Zeilen antworten oder nicht, so schreibe ich Ihnen doch mit erster Post ein mehreres. Ich bin

Ihr ergebenster Freund
Lessing.

[1] Mit diesem Verse hatte Gottsched damals ein Gedicht an Friedrich II. geendigt.

An Kleist.

Liebster Freund,

Unser Gleim ist ein recht böser Mann, daß er mir den Tag seiner Ankunft bei Ihnen, gemeldet zu haben vorgiebt, und zwar bei guter Zeit gemeldet zu haben vorgiebt. Ich habe seit vier Wochen keine Zeile von ihm gesehen, ob ich ihm gleich die Exemplare von seinen Liedern und Ihren neuen Gedichten schon längst geschickt habe. Nur erst vorigen Sonnabend bekomme ich einen Brief von ihm, der den 27. Februar datirt ist, und worin freilich etwas von seiner Reise zu Ihnen steht; ich möchte aber wohl wissen, wo dieser Brief liegen geblieben wäre, ob bei ihm in Halberstadt oder hier in Leipzig. Da ich also die Zeit, wenn er bey Ihnen seyn wolle, nicht eher erfahren habe, als bis er schon längst wieder weg war; so kann ich wohl mit Recht sagen, daß ich sie gar nicht erfahren habe. Rechnen Sie mir, liebster Freund, mein Aussenbleiben also nicht zu; und seyn Sie ja nicht ungehalten. Ich habe doch einzig und allein das meiste dabey verloren. — Aber ist es wirklich an dem, daß der Herr Pastor Lange mit seiner Doris zugleich bey Ihnen gewesen ist? Was würden wir einander für Gesichter gemacht haben! Und der boshafte Gleim, was für Einfälle würde er auf unser beyder Rechnung haben strömen lassen! Er würde uns haben versöhnen wollen, und wir würden haben thun müssen, als ob wir niemals Feinde gewesen wären. Es ist mir bey dem allen recht lieb, daß ich dieser Verlegenheit entgangen bin.

Sie bleiben auch gewaltig lange weg, liebster Freund. Und gleichwohl darf ich es nun kaum recht wagen, Sie zu besuchen. Denn ich weiß, daß der Herr General schon zu verschiednen Malen gesagt hat, daß er Sie alle Tage wieder erwarte.

Morgen geht das Bataillon Garde von hier weg; nach Breßlau, wie man sagt. Das ist die einzige Neuigkeit, die ich Ihnen von hier melden kann. Oder wollen Sie noch etwas neues von Gottscheden wissen? Er wird mit dem G e s a l b t e n unsers Gleims immer bekannter, immer vertrauter. Es hat wieder französische Verse gesetzt nebst einer goldnen Tabatiere und einem Ringe. Er macht gar kein

Geheimniß draus; er ist vielmehr so stolz drauf, daß er die ganze Unterredung, die er hier mit dem Könige gehabt hat, in sein Neuestes hat eindrucken lassen. Gott wolle nicht, daß unser Gleim seinen Patriotismum auch so weit treibt, daß ihm Gottsched durch diese Bekanntschaft respectabler wird! Jetzt ist es vielmehr die rechte Zeit, neue und blutigere Satyren wider ihn zu machen, als man noch je gemacht hat. Und wenn wir damit zaudern, so wird er uns selbst zuvorkommen. Denn es ist ganz gewiß, daß er wieder eine neue Aesthetik in einer Nuß drucken läßt. Ihre neuen Gedichte werden ihm gleich noch zur rechten Zeit gekommen seyn. Wenn ich doch nur auch unterdessen etwas geschrieben hätte, damit ich nicht etwa vergessen würde! —

Leben Sie wohl, theuerster, liebster Freund, und kommen Sie ja bald wieder. Ich bin Zeit Lebens

Leipzig den 14. März 1758.

ganz der Ihrige Leßing.

An Gleim.

Berlin, den 16. Decemb. 1758.

Liebster Freund!

Ich bleibe Ihnen die Antwort auf Ihre letzten sehr angenehmen Briefe lange schuldig. Sie werden die Ursache gleich hören. Vor allen Dingen muß ich Ihnen sagen, daß ich das Gedicht unsers Grenadiers, als ein Gedicht, mit dem größten Vergnügen gelesen habe. Er ist hier weit ernster, feyerlicher, erhabener, als in seinen Liedern, ohne deswegen aus seinem Charakter zu gehen. Allein soll ich es für nichts, als für eine Wirkung seiner frappanten Art zu malen halten, wenn mir bey verschiedenen Stellen vor Entsetzen die Haare zu Berge gestanden haben? Sehen Sie, liebster Freund, ich bin aufrichtig, und ich kann es gegen Sie ohne Gefahr seyn. Ich wollte diese Stellen nicht zum zweytenmal lesen, und wenn ich noch so viel damit gewinnen

könnte. Ja, gesetzt, es wird über kurz oder lang Friede; gesetzt, die itzt so feindselig gegen einander gesinnten Mächte söhnen sich aus — (ein Fall, der ganz gewiß erfolgen muß) —: was meinen Sie, daß alsdann die kältern Leser, und vielleicht der Grenadier selbst, zu so mancher Uebertreibung sagen werden, die sie itzt in der Hitze des Affects für ungezweifelte Wahrheit halten? Der Patriot überschreyet den Dichter zu sehr, und noch dazu so ein soldatischer Patriot, der sich auf Beschuldigungen stützt, die nichts weniger als erwiesen sind! Vielleicht zwar ist auch der Patriot bey mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das allerletzte ist, wonach ich geitzen würde; des Patrioten nehmlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger seyn sollte. In diesem Falle also, wenn es nehmlich eine bloße Collision des Patriotismus ist, die mich diesesmal mit unserem Grenadiere weniger zufrieden macht, als ich sonst zu seyn so viel Ursach habe — veniam petimus dabimusque vicissim. Ich war auch, in Betrachtung dessen, gar nicht Willens, das Gedicht unsers Grenadiers zu unterdrücken, oder wenigstens vom Drucke abzuhalten. Allein da jetzt nicht eine Zeile ohne Censur und Erlaubniß hier in Berlin gedruckt werden darf, so mußte es nothwendig vorher censirt werden, und erst heute erfahre ich, daß es die Censur nicht passiren kann. Ohne Zweifel ist die anstößige Erwähnung des von Katt die vornehmste Ursache. Der König hat sich in dieser Sache selbst zu öffentlich Unrecht gegeben, als daß es ihm angenehm seyn könnte, sich auf eine solche Weise daran erinnert zu sehen.

Unterdessen, liebster Freund, werde ich das Gedicht doch bei mir behalten, und in wenig Wochen einen Gebrauch davon machen, bey welchem der Dichter keine Gefahr läuft, und der Herausgeber sich nichts vorzuwerfen hat. Sie sollen damit zufrieden seyn; ich weiß es gewiß. Zeigen Sie aber dem Grenadier diesen meinen Brief nicht; denn ich fange wirklich an, mich vor ihm zu fürchten. Es scheint, er läßt sich zu leicht in Harnisch jagen. Sein Major hat weit kälteres Blut, und ich würde wider den Schluß seines Cissides nichts zu sagen haben, wenn ich auch der eifrigste Verfechter der Gegenparthey wäre. Ich bin es aber nicht; das wissen Sie.

Leben Sie wohl, liebster Freund, und schreiben Sie mir mit nächster Post, wenn ich nicht glauben soll, daß ich Sie durch diesen Brief unwillig gemacht habe. Ich bin Zeitlebens

Ihr

ergebenster Freund

Lessing.

An Gleim.

Berlin, d. 14. Febr. 1759.

Liebster Freund,

Ich wollte Ihnen eben schreiben, und unserm kleinen Streit ein Ende machen, als ich Ihren Brief mit der neuen Abschrift erhielt. Er macht, daß ich Ihnen ganz anders schreiben muß, als ich mir vorgenommen hatte; denn Ihre Verbesserungen haben der Sache eine andere Gestalt gegeben.

Alle unsere Freunde hier müssen mir bezeugen, wie sehr ich mit dem Gedichte des Grenadiers, als einem Gedichte, gleich vom Anfange zufrieden gewesen bin. Es ist mir nichts darin anstößig gewesen — (auch nicht einmal rippeln rc.) — als bloß die Verwünschungen, von welchen ich überhaupt ein abgesagter Feind bin. Und diese Verwünschungen haben nothwendig einen so starken Eindruck auf mich machen müssen, da sie einen Prinzen betrafen, von dessen Charakter ich weit anders überzeugt bin, als daß ich das von ihm glauben sollte, was ihm die Flüche des Grenadiers zugezogen hat. Er verdient sie ganz gewiß nicht; und wenn er sie auch verdient hätte, so wäre es doch besser, daß der Grenadier das Verfluchen den Priestern überließe. Als Priester mag Herr Lange dieses unselige Vorrecht immer ausüben, und die nähere Erlaubniß dazu von Friederich dem Soldaten itzt erschleichen, die ihm Friederich der philosophische König zu einer andern Zeit gewiß verweigert hätte. Der Grenadier thut sich selbst Unrecht, wenn er sich alles für erlaubt halten will, was einem Lange erlaubt ist, der sich damit begnügt, wenn er nur itzt

ein paar Monate hindurch gelesen wird, und nichts darnach fragt, wenn man seine Gedichte über Jahr und Tag gar nicht mehr kennt. Der Grenadier soll und muß auf die Nachwelt denken; oder wenn Er es nicht thun will, so werden es seine Freunde für ihn thun.

Oeffnen Sie unterdessen, liebster Freund, unserm Grenadier nur über zwey Stellen meines so anstößig befundenen Briefs das Verständniß! Wenn ich geschrieben habe, daß ich mich vor ihm zu fürchten anfinge, so bedaure ich nur, daß ich den Ton und die Miene nicht habe mit schreiben können, mit welcher ich es ihm mündlich würde gesagt haben. Ich glaubte, als ich es schrieb, mit keinem lächerlichern Einfalle meinen Brief beschließen zu können, mit dessen ernsthaftem Anfange ich nicht zufrieden war. Was ich aber von dem übertriebenen Patriotismus einfließen lassen, war weiter nichts als eine allgemeine Betrachtung, die nicht sowohl der Grenadier, als tausend ausschweifende Reden, die ich hier alle Tage hören muß, bey mir rege gemacht hatten. Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre. — Doch lassen Sie mich davon nichts weiter schreiben. Ich rühme mich, daß ich von der Freundschaft desto höhere Begriffe habe, und daß noch tausend solche kleine Uneinigkeiten meiner Liebe und Hochachtung gegen meinen lieben Gleim und wackern Grenadier nicht im geringsten nachtheilig seyn können. Und wie könnten sie auch, da ich sehe, daß er weit mehr nachgiebt, als ich selbst würde nachgegeben haben? Ich danke es ihm zum Beyspiel nicht (als nur in so fern es ein Zeichen seiner Freundschaft gegen mich seyn soll), daß er die Verwünschung der Selbstherrscherin in Ruhm und Segen verwandelt hat. So viel habe ich niemals gefordert; und ich wünschte, daß er es bloß so verändert hätte: „Aber welch ein Loos soll ich dir wünschen, Selbstherrscherin! wenn du" ꝛc.

Unterdessen kann es um so viel eher gedruckt werden, und ich hoffe Ihnen nächstens Exemplare zu schicken. Aber was werden Sie sagen, daß ich schon im voraus Gebrauch davon gemacht habe? Weil ich nicht glaubte, daß es so bald könne gedruckt werden, so gab ich dem

Verfasser der Briefe über die neueste Litteratur eine Abschrift von den schönsten Stellen; und wenn Sie das, was bey Gelegenheit der ausgelassenen anstößigen Stellen gesagt worden ist, beleidigen sollte, so bitte ich im voraus um Verzeihung.

Ich sende Ihnen hierbey diese Briefe, weil Sie sie verlangen. Aber wenn Sie glauben, daß ich der Verfasser davon bin, so thun Sie mir keinen Gefallen. Es sind wohl einige Bolzen von mir darin; weiter aber auch nichts. Leben Sie wohl, liebster Freund. Ich bin

Ihr
ergebenster
Lessing.

An Gleim.

Berlin, den 1. Sept. 1759.

Liebster Freund,

Ich setze in der größten Verwirrung die Feder an. Ich weiß, Sie werden sich alle Posttage nach einem Briefe von mir umsehen; ich muß Ihnen also nur schreiben, ob ich Ihnen gleich auch itzt noch nichts ganz Zuverlässiges von unserm theuersten Kleist melden kann.

Herr von Brand ist bey der Armee des Königs gewesen, und vorgestern Abends wieder zurückgekommen. Er hat sich genau nach unserm Freunde erkundigt und von dem Obersten von Kleist, seinem Vetter, erfahren, daß er sich in Frankfurt noch bis dato befände. Er soll nicht mehr als sechs Wunden haben. Der rechtschaffene Mann! Er hat sich, — und das hat nicht allein der Oberste, sondern das haben ihm noch viele andere Officiere gesagt — an dem unglücklichen Tage außerordentlich hervorgethan. Er hat die ersten Wunden gar nicht geachtet, sondern ist vor seinem Bataillon noch immer zu Pferde geblieben; und als er endlich gestürzt, hat er noch auf der Erde seinen Leuten zugerufen und sie aufs beste angefeuert. Doch auch hier hat alles nichts helfen wollen; er hat müssen auf der Wahlstatt liegen

bleiben, und ist so, nebst allen andern schwer Verwundeten, den Russen in die Hände gefallen.

Gestern erhielten wir Nachricht, daß die Russen Frankfurt verlassen hätten. Sie haben sich nach Guben gezogen, um sich mit den Oesterreichern zu vereinigen. Ich schrieb also gleich, nebst dem Herrn Professor Sulzer, nach Frankfurt. Aber kaum war mein Brief fort, so machte man mich besorgt, daß ich ihn wohl würde vergebens geschrieben haben. Herr Venino[1] nehmlich, der gleichfalls bei der Armee gewesen ist, will da für gewiß erfahren haben — kaum kann ich es Ihnen schreiben, aber ich muß — er will erfahren haben, daß unser liebster Freund bereits an seinen Wunden gestorben sey. Noch mehr; heute ist ein Journal von dem, was sich von Tag zu Tag während der Anwesenheit der Russen in Frankfurt daselbst zugetragen hat, hier angekommen, und auch in diesem Journal soll es mit angemerkt stehen, daß ein Major Kleist daselbst begraben worden. — Nun hören Sie, womit ich mich noch tröste. Es sind mehr Majore Kleist, und ich weiß auch gewiß, daß noch ein anderer Major Kleist, ich kann mich nicht gleich erinnern von welchem Regimente, mit dem unsrigen ein gleiches Schicksal gehabt hat. Dieser wird gestorben seyn, und nicht unser Kleist. Nein unser Kleist ist nicht gestorben; es kann nicht seyn; er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Lassen Sie uns das Beste hoffen. Mit der rückkommenden Frankfurter Post werden wir alles erfahren. Wenn er noch lebt, so besuche ich ihn. Ich sollte ihn nicht mehr sehen? Ich sollte ihn in meinem Leben nicht mehr sehen, sprechen, umarmen? — Leben Sie wohl. — Ich bin ganz der Ihrige Lessing.

An Gleim.

Berlin, den 6. September 1759.

Ach, liebster Freund, es ist leider wahr. Er ist todt. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professors

[1] Ein italiänischer Kaufmann in Berlin.

Nicolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann da steht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie; manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angeht. Er hatte schon drey, vier Wunden; warum ging er nicht? Es haben sich Generale mit wenigern und kleinern Wunden unschimpflich bey Seite gemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man; aber er ist versäumt worden! Versäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll. Die Elenden, die ihn versäumt haben! —

Ich muß abbrechen. Der Professor wird Ihnen ohne Zweifel geschrieben haben. Er hat ihm eine Standrede gehalten. Ein anderer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedicht auf ihn gemacht. Sie müssen nicht viel an Kleist verloren haben, die das itzt im Stande waren! Der Professor will seine Rede drucken lassen, und sie ist so elend! Ich weiß gewiß, Kleist hätte lieber eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als sich solches Zeug nachschwatzen lassen. Hat ein Professor wohl ein Herz? Er verlangt itzt auch von mir und Ramler Verse, die er mit seiner Rede zugleich will drucken lassen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat, und Sie erfüllen sein Verlangen — Liebster Gleim, das müssen Sie nicht thun! Das werden Sie nicht thun. Sie empfinden itzt mehr, als daß Sie, was Sie empfinden, sagen könnten. Ihnen ist es auch nicht, wie einem Professor, gleich viel, was Sie sagen, und wie Sie es sagen. — Leben Sie wohl. Ich werde Ihnen mehr schreiben, wenn ich werde ruhig seyn.

Ihr

ergebenster

Lessing.

An Moses Mendelssohn.

Bester Freund!

Ich reiste mit allem Bedacht aus Berlin, ohne von Ihnen Abschied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, die Thorheit meines Entschlusses auf einmahl in ihrem völligen Lichte zu sehen. Die Reue wird ohnedem nicht außenbleiben, eine so gänzliche Veränderung meiner Lebensart in der bloßen Absicht, mein sogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben. Wie nahe ich dieser Reue bereits bin, weiß ich eigentlich selbst nicht. Denn noch bin ich in Breßlau nicht zu mir selbst gekommen.

Was Sie mir aus den Berliner Zeitungen melden, ist eine wahre Neuigkeit für mich.[1] Ihnen brauche ich es nicht lange zu versichern, daß mir diese Ehre, besonders in den Umständen, worinn ich mich gegenwärtig befinde, sehr gleichgültig ist. Auch ist es mir sehr gleichgültig, was Herr S. für ein Betragen dabei geäußert. Ob er falsch ist, weiß ich nicht; daß er aber öfters sehr inconsequent ist, das weiß ich. Vielleicht war er auch dasmahl nur das Letzte. Und Sie haben Recht; es ist immer einerley, ob man von einem General, oder von einem Präsidenten der Akademie abhängt. Wenn dieser mehr Kopf hat, so hat er auch mehr Hals: und es ist sicherlich schlimmer mit ihm auszukommen, als mit jenem. Meinen halte ich noch bis jetzt für einen sehr guten Mann, vor dessen Hastigkeit, wenn sie anders sein Fehler ist, ich ganz gesichert zu seyn glaube.

Was Ephraim übrigens anbelangt, so ist mir lieb, daß alle die Gefälligkeiten, die er sich von mir versprechen kann, von der Art sind, daß ich niemanden dadurch schaden, auch mich selbst keiner Verantwortung dabey aussetzen kann: doch werde ich darum nicht aufhören, auf meiner Hut zu seyn; und Sie, liebster Freund, werden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir dann und wann, von diesem und jenem, einen kleinen Wink geben. Unsere ersten Briefe sind sehr trocken. Wir müssen einander fleißiger, und mehr, und angenehmere Dinge schreiben. Sie gehen auf Ihrem Pfade ungehindert fort.

[1] Lessing war zum Mitgliede der Akademie in Berlin ernannt worden. Nicolai.

Verliehren Sie mich ja nicht ganz aus den Augen; lassen Sie mich ja an allen Ihren Beschäftigungen noch ferner den Antheil nehmen, den ich zu meinem großen Nutzen bisher daran genommen habe. Das wird das einzige Mittel seyn, wenn ich nicht ganz in Nichtswürdigkeiten versinken soll.

Was macht Herr Nicolai? Als Bräutigam hat er nicht Zeit meine Briefe zu lesen. Ich will den Honigmonat vorbeigehen lassen, ehe ich ihm schreibe. Doch kann er sichre Rechnung darauf machen, daß er binnen 14 Tagen die versprochnen Briefe haben soll.[1] Sie haben ohne Zweifel unterdessen alles geschrieben. Daß ich ja mit nächstem die Stücke alle bekomme, die ich nicht gelesen habe!

Leben Sie wohl, bester Freund, und empfehlen Sie mich allen Ihren Freunden.

Breslau, den 7. Dec. 1760.

Lessing.

An Moses Mendelssohn.

Ach, liebster Freund, Joel ist ein Lügner! Ihnen gestehe ich es am allerungernsten, daß ich bisher nichts weniger als zufrieden gewesen bin. Ich muß es Ihnen aber gestehen, weil es die einzige Ursache ist, warum ich so lange nicht an Sie geschrieben habe. Nicht wahr, nur ein einzigesmahl habe ich von hier aus an Sie geschrieben? Wetten Sie kühnlich darauf, daß ich also auch nur ein einzigesmahl recht zu mir selbst gekommen bin.

Nein, das hätte ich mir nicht vorgestellt! aus diesem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten, als das anstrengendste Studieren; daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf gewordene Seele zerrütten würden; daß —

Ach, bester Freund, Ihr Lessing ist verlohren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. Er sich selbst nicht mehr.

[1] Beiträge zu den so genannten Litteraturbriefen. Nicolai.

O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht was für Absichten aufzuopfern! Hundertmahl habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?

Aber vielleicht habe ich heute nur einen so finstern Tag, an welchem sich mir nichts in seinem wahren Lichte zeigt. Morgen schreibe ich Ihnen vielleicht heiterer. O schreiben Sie mir doch ja recht oft; aber mehr als bloße Vorwürfe über mein Stillschweigen. Ihre Briefe sind für mich ein wahres Almosen. Und wollen Sie Almosen nur der Vergeltung wegen ertheilen?

Leben Sie wohl, mein liebster Freund. Die erste gute Stunde, die mir mein Mißvergnügen läßt, ist ganz gewiß Ihre. Ich sehe ihr mit alle dem unruhigen Verlangen entgegen, mit welchem ein Schwärmer himmlische Erscheinungen erwartet.

Breslau, den 30. März 1761.

Lessing.

An Ramler.

Breslau, den 30. May 1762.

Liebster Freund,

Ich habe Ihnen auf drey Briefe zu antworten: auf zwey, die ich erhalten habe, und auf einen, den ich nicht erhalten habe. Wenn ich Ihnen sage, daß dieser letztere mir die andern zwey fast zu Räthseln gemacht hat, so ist es wohl kein Räthsel, welches der verunglückte von den dreyen sey. Der erste, leider! den Sie dem jungen Herrn von Kleist mitgegeben hatten; mit dem Sie mir die erste kleine Ausgabe des Logau wieder zurück schickten. Brief und Logau sind mit dem Tornister des jungen Kleist unter Weges verloren gegangen. Ein ärgerlicher Zufall! Sie wissen, daß der Logau nicht mein eigen war, sondern einer hiesigen Bibliothek (zu St. Magdalena) zugehörte. Ich verzweifle durchaus, ihr diesen Verlust ersetzen zu können; allem Ansehen nach war es noch das einzige Exemplar in der Welt. — Nun was mehr? Es ist weg; und ich habe mich wohl gehütet, den jungen

Kleist meine Empfindlichkeit darüber merken zu lassen. Denn er bat gar zu sehr um Verzeihung; und einmal ist er doch unsers Kleists Neveu. Was wollte ich dem nicht vergeben? Ihn seinen eignen dabey erlittenen Schaden einigermaßen vergessen zu machen, habe ich ihm in der Geschwindigkeit die nöthigsten Bedürfnisse wieder anschaffen lassen. Ich habe ihm auch offne Kasse bei mir angeboten, und es wird nur auf ihn ankommen, wie sehr er sich noch weiter dieses Anerbieten zu Nutze machen will.

Und so ist sie wirklich todt? Liebe Mamsell, was das nun wieder für ein romanhafter Streich ist! Wenn Sie sich nicht besser aus dem Handel zu ziehen gewußt haben! — Aber um Gottes willen, liebster Freund, verwickeln Sie mich mit Ihren Erben in keinen Proceß! Geben Sie ihnen alles, was sie verlangen. Ich will hoffen, daß sie nicht mehr verlangen werden, als ich gehabt habe. Es würde mir leicht seyn, Ihnen eine Art eines sehr gültigen Anspruchs auf dieses und jenes zu produciren, wenn es sich der Mühe verlohnte, eine dritte Person darüber abhören zu lassen, welche die Mamsell zu ihrem Hin- und Wiederschicken brauchte. Allein ich habe mir einmal für allemal vorgenommen, keine Erbschaft unter hundert tausend Thalern anzunehmen; und die Donationes inter vivos, wenn sie von einem Frauenzimmer herkommen, sind nicht immer die anständigsten. Ein einziges hätte ich gewünscht: die Möbeln für gute baare Bezahlung zum Andenken behalten zu können. Wenn die Erben diese mir noch verkaufen wollen, so werde ich ihnen dafür verbunden seyn. Schließen Sie den Handel, liebster Freund, und ich will Ihnen sogleich das Geld dazu assigniren.

Denn müssen wir denn nicht Möbeln haben, wenn wir einmal beysammen wohnen wollen? Ich bitte mir es aus, daß dieses einmal für allemal eine abgeredete Sache bleibt. Wenn die Zeit doch nur schon da wäre! Ich bin meiner jetzigen Situation so überdrüßig, als ich noch einer in der Welt gewesen bin. Nur bald Friede, oder ich halte es nicht länger aus!

Quod reliquum — — Lichtwehr ist ein Narr. — Daß Sie Oden drucken lassen, die Sie mir nicht schicken, das ist nicht fein. — Unserm lieben Krause zu seiner abermaligen Veränderung tausend

Glück! Ich schreibe ihm mit nächstem Posttage unfehlbar. — — Gleim und die Karschin! Die letzte hat an mich geschrieben, und ich werde ihr nicht antworten. Wenn doch Kleist noch lebte! — Hier ist ein Brief von seinem Neveu. Er klagt, daß er schon zweymal an Sie geschrieben, ohne eine Antwort zu erhalten. Einen Brief, weiß ich, habe ich ihm selbst durch den Buchhändler Meyer bestellt. Haben Sie den nicht erhalten? — Was machen Langemack und Sulzer? — Was macht —

Ich muß schließen, liebster Freund. Sie wissen ja ohnedies wohl, nach wem ich sonst noch etwa hätte fragen können. Grüßen Sie sie alle! Leben Sie wohl, und schreiben Sie so oft an mich, als ich an Sie denke. Das ist öfter, als Sie glauben; denn sonst würden Sie mich nicht auf den Fuß eines Menschen behandeln, dessen Stillschweigen man mit Stillschweigen bestrafen muß. Ich bin

ganz der Ihrige,

Lessing.

An Nicolai.

Liebster Freund,

Endlich dringt mich die Noth, an Sie zu schreiben. Und zwar eine doppelte Noth. Fürs erste: ich kann unmöglich länger Ihre Briefe entbehren. Da Sie mir sie also nicht als ein Almosen wollen zukommen lassen —

(Sie sollten sich schämen, mit mir auf so genaue Rechnung zu leben. Zug um Zug, ist eine Regel in der Handlung, aber nicht in der Freundschaft. Handel und Wandel leidet keine Freundschaft: aber Freundschaft leidet auch keinen Handel und Wandel. Und wozu machen Sie unsern Briefwechsel anders, als zu einem eigennützigen Handel, wenn Sie wollen, daß er in dem eigentlichsten Wortverstande nichts als ein Briefwechsel seyn soll? Wenn Sie mit keinem andern Wechsel übers Ohr gehauen werden, als mit diesem, so wird Ihr Beutel ein sehr gesegneter Beutel bleiben, und Ihre Freundschaft eine Capitalistinn werden. Denn jeder Ihrer Briefe, den ich nicht

beantworte, ist ein Capital, welches Sie bei mir unterbringen. Und die Interessen dieses Capitals werden von Zeit zu Zeit zu dem Capitale geschlagen, und tragen neue Interessen, welche wieder zu dem Hauptstuhle geschlagen werden; so daß, je länger ich nicht antworte, desto größer Ihr Capital wird. Begreifen Sie das nicht? Sie haben Recht: da ist nichts zu begreifen. Lauter eingebildete Reichthümer! — Lieber Freund, verschmähen Sie doch die eingebildeten Reichthümer nicht! Lassen Sie uns noch drey Jahre münzen, und die begreiflichsten Reichthümer sollen zu Einbildungen werden. O Jane Patulci claudantur — vor allen Dingen meine Parenthesis) — — :

— So muß ich mir schon gefallen lassen, sie als Antworten zu erpressen. Und damit Sie auch gleich wissen, was Sie mir antworten sollen, so vernehmen Sie meine zweyte Noth. Auf beyliegendem Zettel stehen Bücher, die ich mir aus dem Baumgartenschen Catalogo[1] —

(Der ehrliche Mann, höre ich, ist an einer poetischen Dysenterie[2] gestorben. Daran sterbe ich nicht. Eher noch an einer poetischen Obstruction, Constipation — wie heißt das griechische Wort! Schlagen Sie Hebenstreits Anhang zu Woyts medicinischem Lexico nach; da finden Sie es ganz gewiß. Sehen Sie, wenn ich jetzt auch noch so viel vergesse, ich behalte doch wenigstens die Bücher, wo ich es wieder finden kann. Und kann ich mir nun die Bücher vollends selber kaufen — das kann ich jetzt — so gewinne ich ja offenbar im Verlieren. Denn in den Büchern steht sicherlich mehr, als ich vergesse. Geben Sie nur Acht, je mehr ich vergesse, desto gelehrter werde ich werden! Und ein dickes Buch bekömmt die Welt nach meinem Tode — vielleicht auch noch vor meinem Tode, gewiß noch von mir zu sehen. Nehmlich Bibliothecam Lessingianam seu Catalogum librorum quos dum sapere
legere
vivere
desiisset, collegit vir cum paucis sic stultis comparandus,

[1] Aus dem Verzeichnisse der sehr beträchtlichen Bibliothek des sel. Oberkonsistorialraths Nathanael Baumgarten in Berlin, die damals verkauft wurde. Nicolai.
[2] Er hatte eine Siegespredigt in Versen gehalten. Nicolai.

Gotth. Ephr. Lessing etc. Aus diesem Catalogo habe ich vor der Hand nichts gezogen, — sondern aus dem Baumgartenschen Catalogo) —

— gezogen habe, und die ich alle haben muß. Seyn Sie also so gut, und lassen Sie mir sie erstehen. Oder erstehen Sie mir sie vielmehr selbst. Können Sie nicht abkommen? Warten Sie, ich will Sie los bitten:

„Madame Nicolai,"

„Unbekannter Weise — das ist ein Glück für mich; denn wenn „Sie mich kennten, würden Sie auf meine Bitte nicht viel geben — „nehme ich mir die Freiheit, Dieselben hiermit ganz ergebenst zu er„suchen, mir zu Liebe und Ihnen selbst zur großen Ehre, die Selbst„überwindung zu haben, und zu erlauben, daß Ihr Mann — — „Ihr lieber Mann sollte ich sagen; denn ich erinnere mich, daß „Sie eben noch nicht lange mit ihm verheirathet sind — — daß Ihr „lieber Mann also — — Aber, wenn es noch Ihr lieber Mann ist, „so wird Ihnen die Selbstüberwindung allzuviel kosten. — Es bleibt „also bey dem ersten — daß Ihr Mann schlechtweg, so lange als die „Baumgartensche Auction dauert — es ist keine Möbel-Auction, Ma„dame; wo Geschmeide oder Silberzeug zu erstehen ist, da werden Sie „ihn wohl von selbst hinschicken, sich alle Nachmittage ein Paar Stun„den von Ihrer grünen Seite entfernen darf. Er soll so gut seyn, „und Bücher für mich erstehen, wenn Sie so gut seyn und es ihm „erlauben wollen. — Die verdammten Bücher! — Werden Sie nicht „ungehalten, Madame; für sich soll er kein Blatt erstehen. Wer Frau „und Kinder zu versorgen hat, muß freylich sein Geld klüger anwen„den. Aber unser eins; ich bin so ein Ding, was man Hagestolz „nennt. Das hat keine Frau; und wenn es schon dann und wann „Kinder hat, so hat es doch keine zu versorgen. — Was machte ich „mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte? Schlecht Geld ist es „ohnedies, herzlich schlecht Geld; so schlecht, daß man sich ein Ge„wissen daraus machen muß, seine alten Schulden damit zu bezahlen. „Denn sonst könnte ich es auch dazu anwenden. Aber behüte Gott! „— Lieber mögen meine alten Schulden bis auf das alte Geld meiner „lieben künftigen Frau warten. — Denn ich bin ein Hagestolz, der

„es nicht ewig bleiben will. Das Exempel unsrer Freunde ist an-„steckend — Liebe Madame, haben Sie etwa eine gute Freundinn „mit altem Gelde, welches Sie recht hübsch untergebracht wissen „möchten? Sie wissen vielleicht nicht, welchen großen Antheil ich an „Ihrer Verbindung habe. Ihr Mann war außer Maßen unent-„schlüssig, ob er Ihr Mann werden wollte oder nicht. Hätte ich ihm „nicht so sehr zugeredet, ich glaube, Sie hätten ihn noch nicht. Wenn „Sie nun eine erkenntliche Frau seyn wollen — — Ich muß toll im „Kopfe seyn, daß ich heute alles so ohne Ueberlegung hinschreibe! „Wenn Sie eine erkenntliche Frau sind, so kratzen Sie mir vielleicht „lieber die Augen aus dem Kopfe. — Nein Madame, ich habe ihm „nicht zugeredet. Wenigstens habe ich Ihnen nicht zugeredet. Mag „in Ihrem Ehestandskalender doch für Wetter stehen, welches will; „mir dürfen Sie weder den Sonnenschein noch den Sturm zuschrei-„ben. — Aber wieder auf die Auction zu kommen! — Steht Son-„nenschein im Kalender, so entlassen Sie Ihren Mann freundlich in „die Auction; — steht Sturm, so jagen Sie ihn hinein. — Er mag „gern gehen oder nicht gern; Ihnen werde ich es in beyden Fällen zu „verdanken haben. — Empfangen Sie also meinen Dank. — Ich „pränumerire meinen Dank sehr gern. Denn wer Henker kann eine „Gefälligkeit abschlagen, für die man schon den Dank empfangen hat? „Nein, Madame, das ist nicht möglich; und in fester Ueberzeugung „dieser Unmöglichkeit verharre ich,

„Madame,"

„Dero"

„unbekannter Weise"

„ganz ergebenster Diener."

Lieber Freund, ich will Ihnen eben nicht zumuthen, daß Sie alle Briefe an Ihre Frau bestellen sollen; aber diesen können Sie immer bestellen. — Sie gehen also in die Auction, und erstehen mir die Bücher. — Hier werden sehr oft Pferde und Packsättel verauctionirt: ich bin wieder zu Ihren Diensten. Die ich mit einem * notirt habe, müssen Sie mir um Gottes Willen nicht weglassen.[1] Ich

[1] Das war halb in Scherz, halb in Ernst gesagt. Er hatte bey der sehr großen Anzahl der angezeichneten Bücher keine Preise bestimmt, sondern mir über-

muß sie absolut haben! Die rechte Hand schreibt: absolut; und die linke schnippt mit den Fingern dazu: es ist also mein Ernst. — Das Geld dafür will ich Ihnen auf Ihr erstes Aviso assigniren. Darauf können Sie sicherern Staat machen, als wenn ich Ihnen einen Beytrag zu Ihren Briefen oder zu Ihrer Sammlung verspräche. — Und à propos, ich verspreche Ihnen einen, wenn Sie mir wollen Ihre Edition vom Musäus schicken, wobey die griechischen Scholien sind. Ich habe über dieses Gedicht einige Grillen gefangen; aber ich muß vorher, wo möglich, alle Ausgaben zu Rathe ziehen, ehe ich sie wieder fliegen lasse. — Leben Sie wohl, lieber Freund. Mein Compliment an Moses. Ich habe einen langen Brief an ihn angefangen; ich kann ihn aber nicht schließen, denn eben muß ich fort —

Peile,[1] in Eile. Ihr
Wissen Sie, wo das liegt?
Ich wollte, daß ich es auch ergebenster Freund,
nicht wüßte. Lessing.
Den 22. Oktober 1762.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich muß schon wiederum um Ihre gütige Nachsicht bitten, daß ich meine Antwort so lange verzögert habe. Meine itzigen Umstände

lassen, wie viel ich wollte bieten lassen. Bey einigen Büchern aber hatte er bemerkt, daß er sie schlechterdings haben wollte. Unglücklicher Weise hatte er diese meistens griechischen und engländischen Bücher sich gleich im Anfange, da er das Bücherverzeichniß durchgelaufen, auf einen Zettel geschrieben, und vorher schon einem andern Freunde auf diese Bücher ungemessene Kommission gegeben, aber dies nachher vergessen, als er sich vornahm, mehr Bücher zu kaufen, und mir den Auftrag deshalb gab. Es wurde daher ein Buch von wenigen Bänden, von zwey Personen, zum allgemeinen Erstaunen, bis 60 oder 70 Thaler hinauf getrieben. Da erklärten sich beyde bietende Personen, daß sie ungemessene Kommission hätten, und das Buch nicht könnten fahren lassen. Als sie, um auseinander zu kommen, von einander zu wissen verlangten, für wen sie böten, fand sich, daß sie beyde für Lessing geboten hatten. Nicolai.

[1] Ein fast eine Meile lang sich dehnendes sehr großes Dorf, in dessen Mitte eine evangelische Brüdergemeinde sich befindet, woher dieser Theil des Dorfs Gnadenfrey genannt wird. Es liegt in Schlesien, im Herzogthume Schweidnitz, zwischen den Städten Reichenbach und Nimptsch. Lessing stand da mit dem General Tauenzien im Lager. Nicolai.

müßen mich zum Theil entschuldigen, und die Ungewißheit und Unentschloßenheit, in der ich mich solchen nach befinde.

Meine Verwirrung wird durch den Zufall, daß der G. v. T. gefährlich krank liegt, noch größer. Es mag aber diese Krankheit ausschlagen wie sie will, so ist die totale Veränderung meiner itzigen Situation immer gewiß. Es sollte mir leid thun, wenn sich meine liebsten Eltern durch unrichtig eingezogene Nachrichten von meinen bisherigen Umständen einen falschen Begrif sollten gemacht haben. Ich habe meines Theils gewiß keine Gelegenheit dazu gegeben, vielmehr mich mehr als einmal geäußert, daß mein itziges Engagement von keiner Dauer seyn könne, daß ich meinen alten Plan zu leben nicht aufgegeben, und daß ich mehr wie jemals entschloßen, von aller Bedienung die nicht vollkommen nach meinem Sinne ist, zu abstrahiren. Ich bin über die Helfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzern Rest deßelben noch zum Sklaven zu machen. — Ich schreibe Ihnen dieses, liebster Vater, und muß Ihnen dieses schreiben, damit es Ihnen nicht befremde, wann Sie mich in kurzen wiederum von allen Hoffnungen und Ansprüchen auf ein fixirtes Glück, wie man es nennt, weit entfernet sehen sollten. Ich brauche nur noch einige Zeit, mich aus allen den Rechnungen und Verwirrungen, in die ich verwickelt gewesen, herauszusetzen, und alsdann verlaße ich Breslau ganz gewiß. Wie es weiter werden wird ist mein geringster Kummer. Wer gesund ist, und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Sich langwierige Krankheiten und ich weis nicht was für Umstände befürchten, die einen außer Stand zu arbeiten setzen könnten, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsicht. Ich habe ein beßeres, und habe Freunde. — —

Meine eifrigsten Wünsche gehen auf das ruhige, und zufriedene Alter meiner wertheften Eltern, die ich beschwöre, um mich sich keinen Kummer zu machen, wohl aber versichert zu seyn, daß niemand seine Eltern und Geschwister aufrichtiger lieben kann als

Dero

gehorsamster Sohn

Breslau d. 18. Junius 1764. Gottbold.

An Ramler.

Breslau, d. 5. August 1764.

Liebster Freund,

Tausend Dank für Ihre besorgsame Freundschaft! — Krank will ich wohl einmal seyn, aber sterben will ich deswegen noch nicht. Ich bin so ziemlich wieder hergestellt; außer daß ich noch mit häufigem Schwindel beschwert bin. Ich hoffe, daß sich auch dieser bald verlieren soll; und alsdann werde ich wie neugeboren seyn. Alle Veränderungen unsers Temperaments, glaube ich, sind mit Handlungen unserer animalischen Oekonomie verbunden. Die ernstliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne ein Mann zu werden, und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verraset habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünschet mich gesund; aber sollten sich wohl Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? Sollte der Phantasie, der Empfindung, nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher seyn? Die Horaze und Ramler wohnen in schwächlichen Körpern. Die gesunden Theophile [1] und Lessinge werden Spieler und Säufer. Wünschen Sie mich also gesund, liebster Freund; aber wo möglich, mit einem kleinen Denkzeichen gesund, mit einem kleinen Pfahl im Fleische, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menschen empfinden lasse, und ihm zu Gemüthe führe, daß nicht alle Tragici mit dem Sophokles 90 Jahr werden; aber, wenn sie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerspiele, und ich erst ein einziges gemacht! Neunzig Trauerspiele! Auf einmal überfällt mich ein Schwindel! O lassen Sie mich davon abbrechen, liebster Freund! —

Leben Sie wohl, liebster Freund, leben Sie wohl. Ich bin

ganz der Ihrige,

Lessing.

[1] Lessing meint Theophilus Döbbelin, den breitschultrigen Schauspieler.
Nicolai.

An Ramler.

Breslau, d. 20. August 1764.

Liebster Freund,

Ihr Schreiben, das mir Herr Ried überbrachte, hat mir seinen Besuch doppelt angenehm gemacht. Ich muß ihn nicht ohne Antwort abreisen lassen, damit er wiederum das Vergnügen haben kann, Sie zu besuchen.

Meinen vorigen Brief werden Sie von dem Herrn Hauptmann von Diebitsch wohl erhalten haben. Er war so gütig, für Herrn Voß etwas mitzunehmen; von welchem ich sehr begierig bin zu hören, ob es gut überkommen. — Er und Herr Ried haben mir versichert, daß Sie sich recht wohl befinden. Bleiben Sie ja dabei, und kränkeln Sie nicht! Kränkeln, sag' ich; denn seit einiger Zeit halte ich das Kränkeln für schlimmer, als das krank seyn. Ein ärgerliches Leben, wenn man auf ist, und vegetirt, und für gesund angesehen wird, ohne es zu seyn! Ich war vor meiner Krankheit in einem Train zu arbeiten, in dem ich selten gewesen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkommen, ich mag es anfangen wie ich will. Ich brenne vor Begierde, die letzte Hand an meine Minna von Barnhelm zu legen; und doch wollte ich auch nicht gerne mit halbem Kopfe daran arbeiten. Ich habe Ihnen von diesem Lustspiele nichts sagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projekten ist. Wenn es nicht besser, als alle meine bisherigen dramatischen Stücke wird, so bin ich fest entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben. Es könnte doch seyn, daß ich zu lange gefeyert hätte. — Sie sollen der erste seyn, von dem ich mein Urtheil erwarte.[1] — Vorher aber sagen Sie mir noch Ihr Urtheil, liebster Freund, von beyliegenden Reimereyen.[2]

[1] L. hielt dieses Versprechen. Er brachte Ramlern jeden Akt, las ihm solchen selbst vor, und ließ ihn so lange in seinen Händen, bis er ihm den folgenden Akt vorlesen konnte. Es war dabey ausgemacht worden, daß R. in jeden Akt ein Zettelchen mit Kritik oder Vorschlägen zur Verbesserung legen sollte. L. nahm diese auch freundschaftlich an, bis auf zwey oder drey, worin er seinen Willen haben wollte. Nicolai.

[2] Dieses waren drey komische Erzählungen, nehmlich die Brille, Nix Bodenstrom und die Theilung. Nicolai.

Kaum sollte ich es zwar wagen, Ihnen solche Nichtswürdigkeiten vorzulegen; und ich kann es selbst kaum begreifen, wie ich seit Jahr und Tag wieder in diesen Geschmack gekommen bin. Wenn sie nicht ganz verwerflich sind, und es sich der Mühe verlohnt, daß Sie Ihre Feile ansetzen, so thun Sie es doch! Nicht sowohl, damit ich öffentlich Gebrauch davon machen kann; als vielmehr, damit mir meine Nachlässigkeiten nur recht deutlich werden, und ich von selbst errathen kann, welchem Kunstrichter ich das übrige Zeug dieser Art zu reinigen und zu läutern geben muß. Ihrem Urtheile über die Wilhelmine falle ich völlig bey. Wie sehr freue ich mich, daß mein Wunsch in Ansehung des Verfassers eingetroffen. Den ekeln Freund, der niedrige Stellen darin gefunden, wollte ich errathen. Er, der den feinen Geschmack des Hofes und der großen Welt allein zu haben glaubt! [1] Er, der allein von Flöhen singen kann, ohne in Platitüden zu fallen. Kenne ich ihn?

Leben Sie wohl, liebster Freund, und behalten Sie mich lieb,

Ihren

getreusten

Lessing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Es würde unverzeihlich seyn, wenn ich es noch länger anstehen ließe, meinen werthesten Eltern einige Nachricht von mir zu ertheilen, und mich nach ihrem mir so theuern Wohlergehen zu erkundigen. Mein bisheriges Stillschweigen werden Sie mir gütigst verzeihen; Arbeit und Verdruß und meine bevorstehende Veränderung, haben mich, so zu reden, meiner selbst vergeßen gemacht, und ich werde nun schon auch nicht eher wieder zu mir selbst kommen, als bis ich aus Breslau weg bin. Dieses sind denn auch die Ursachen, warum ich den Besuch meines Bruders Carl verbitten muß. Ich möchte ihn zwar sehr gern sprechen, aber die Zeit verstattet es itzo nicht, und ich muß mir dieses Vergnügen schon bis auf das Frühjahr versparen,

[1] Lessing meinte wahrscheinlich Sulzern. Nicolai.

da ich ganz gewiß auf einige Tage nach Hause zu kommen hoffe. Und zwar von Berlin aus; wenn ich meine Sachen daselbst nur erst in Ordnung gebracht habe. Er will wieder nach Leipzig gehen, und ich darf es ihm nicht widerrathen. Wenn er nur weiß, wie er da leben kann. Ich meines wenigen Theils kann ihm weiter auf nichts Hoffnung machen; es thut mir leid, daß ich dieses so gerade heraussagen muß, aber es würde ihm schädlich seyn, wenn er sich ungegründete Rechnung machte. Von dem ganzen Winklerschen Processe sind mir kaum 300 Rthlr. übrig geblieben; und das ist, außer meiner Bibliothek und meinen Sachen, mein einziger und letzter Nothpfennig, der gänzlich geschmolzen seyn wird, noch ehe ich mich in Berlin wieder eingerichtet habe. Es folgt hierbei ein Brief an ihn, von einem seiner Universitätsfreunde, an den ich die 26 Rthlr., welche er ihm schuldig gewesen, mit 28 Rthlr. 12 Gr. hiesigem Courant bezahlt habe. Ich wünschte sehr, ich könnte ihm seine übrige Schulden auch tilgen. Aber, wie gesagt, ich kann nichts versprechen. Ich bin zwar Willens, wenn ich nach Berlin komme, einen Theil meiner Bücher zu verkauffen, ich habe auch sonst noch einige kleine Forderungen außenstehen. Aber alles das ist nichts gewißes und auf der Universität muß man auf etwas gewißes rechnen können. Geht es mir indeß damit, wie ich denke, so kann er versichert seyn, daß ich seiner nicht vergeßen werde. Schenken Sie ferner Ihre Liebe

Dero

gehorsamstem Sohne

Breslau, d. 10. Jan. 1765. Gotthold.

An Klotz.

Berlin den 9ten Jun. 1766.

Auch ich erinnere mich sehr wohl, in meiner Kindheit mit einem Vetter, welcher zu Putzkau, eine halbe Meile von Bischofswerde, Pastor war, und meine Unterweisung über sich genommen hatte, zu verschiednen malen in Ew. Wohlgeborn väterlichen Hause gewesen

zu seyn. Nothwendig werde ich auch Dieselben damals gesehen und gekannt haben, ob mir schon nur ein sehr dunkles Bild davon beywohnet. Aber auch ohne ein dergleichen deutlicheres Bild, hat, seit Dero erstem Eintritte in die gelehrte Welt, Ihr blosser Name jederzeit meine ganze Aufmerksamkeit an sich gezogen. Ich glaubte Ihre Schriften als das Wort eines alten Freundes betrachten zu dürfen: und urtheilen Sie selbst, ob die rühmlichen Erwehnungen, die ich von mir darin zu finden das überraschende Vergnügen hatte, mich in dieser Vorstellung bestärken können. Ich bekenne es; sie hätten, diese schmeichelhafte Erwehnungen, mir eine Einladung seyn sollen, mich Ihnen wiederum zu nähern, und den ersten Schritt zu thun um einer gleichsam angebornen stillschweigenden Freundschaft das Siegel der Erklärung aufzudrücken. Ich würde es auch neulich, bei Gelegenheit meines Laokoons gethan haben; allein ich befürchtete, mein Brief möchte mehr eine schriftstellerische Empfehlung, als eine freundschaftliche Aeusserung scheinen. Kurz, es war Ihnen aufbehalten, mir auch hierinnen zuvorzukommen.

Ich verspreche meinem Laokoon wenig Leser; und ich weiß es, daß er noch weniger gültige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, den einen davon in Ihnen zu bestechen: so geschah es gewiß weniger aus Stolz, als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen zuerst widersprochen; und ich würde sagen, es sey blos aus der Absicht geschehen, mir Ihre Widersprüche ohne allen Rückhalt zu versichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtschaffner Mann erst gereitzet werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung sprechen sollte. Der häßliche Thersites soll unter uns eben so wenig Unheil stiften, als ihm vor Troja zu stiften gelang. Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? Ich meyne mich um die Wahrheit eben so verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache ist, daß sie ein anderer entdeckt, als wenn ich sie selber entdecke. Mit diesen Gesinnungen kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in den Actis litter. nicht anders als freuen.

Eben so sehr freue ich mich auf Ihren neuen Commentar über den Tyrtäus, so wie auf Ihre übrige gelehrte Arbeiten. Aber sollte sich ein Gelehrter über die Bedenklichkeiten, uns den ganzen Strato

mitzutheilen, nicht hinwegsetzen können? Was kann darin vorkommen, was wir nicht schon in zwanzig alten Schriftstellern gelesen? Zu dem würde das Griechische dem etwanigen Aergernisse die Schranken enge genug setzen, wenn das Freyste ohne Uebersetzung und Anmerkungen bliebe.

Ich reise in einigen Tagen nach Pyrmont, und denke wenigstens meinen Rückweg über Halle zu nehmen. Ich bitte um Erlaubniß, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen. Auch nur einen Augenblick, da ich das Vergnügen haben werde, Ihnen mündlich meiner Hochachtung und Ergebenheit zu versichern, wird unter den Vortheilen, die ich mir von meiner Reise verspreche, nicht der geringste seyn. Ich bin 2c.

An Gleim.

Berlin, den 31. October 1766.

Liebster Freund,

Was werden Sie von mir denken? Ich genieße in Ihrem Hause so viel Höflichkeit, so viel Freundschaft, ich mache noch oben drein Schuld, und denke eben so wenig daran, mich für jenes zu bedanken, als diese abzutragen. Aber verzeihen Sie mir immer, daß ich Sie unter diejenigen meiner Freunde rechne, mit denen ich mir auch eine noch größere Unregelmäßigkeit erlauben dürfte. Ich bin indeß krank gewesen, ich bin verreiset und wieder verreiset gewesen, ich habe Verdruß, ich habe Beschäftigungen gehabt. — Doch wozu diese Entschuldigungen? Ich weiß, Sie haben mir meine Nachlässigkeit schon verziehen.

Ja, bald wäre ich unverschämt genug, noch oben drein mit Ihnen zu zanken, liebster Freund! Wer wollte mir denn mit erster Post den versificirten Tod Adams schicken? Ich bin gar nicht damit zufrieden, daß ich ihn nicht eher gehabt habe, als ihn die ganze Welt hat. Schreiben Sie mir doch aufrichtig, wie ihn Klopstock aufgenommen hat. Ich sage aufrichtig: nicht, weil Sie es mir verhehlen

würden, wenn er nicht damit zufrieden gewesen wäre, sondern, weil Sie mir vielleicht verschweigen dürften, wie sehr er damit zufrieden ist. Mein Urtheil sollen Sie alsdann haben, wenn ich das seinige weiß. Nur so viel versichere ich Ihnen voraus, daß mir Ihre Versification besser gefällt, als Klopstocks eigene im Salomon.

Was machen Sie denn nunmehr? Denn etwas werden Sie doch wieder unter der Feder haben. Wie steht es mit der vollständigen Ausgabe Ihrer Werke? Liebster Freund, wir werden alle Tage älter; lassen Sie uns bald thun, was wir thun wollen.

Jetzt schicke ich Ihnen nur erst das Geld wieder, welches ich Ihnen abgeborgt habe. Es waren doch nicht mehr als 6 Pistolen? Wahrhaftig, ich muß mich schämen, wie ich in dergleichen Sachen so ganz und gar ohne Nachdenken seyn kann. Aber die Bücher, die ich von Ihnen habe, brauche ich noch. Ich brauchte sogar noch eins oder zwey mehr, die ich bey Ihnen gesehen habe; aber — als wenn Sie Ihre Bücher nicht selbst brauchten! Wenn es noch Pistolen wären! Leben Sie wohl, liebster Freund; und wenn ich nicht glauben soll, daß Sie böse auf mich sind, so antworten Sie mir bald.

Ich bin Zeit Lebens

Ihr

ganz ergebener Freund

Lessing.

An Gleim.

Berlin, den 1. Februar 1767.

Liebster Freund!

Ihr Brief vom 6ten p. hat mich in Hamburg gesucht, als ich von da schon wieder weg war. Erst gestern habe ich ihn retour erhalten, und ich hoffe also Verzeihung, daß ich ihn so spät beantworte.

Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll: so vielerlei habe ich Ihnen zu melden. Ja, in Hamburg bin ich gewesen; und in neun bis zehn Wochen denke ich wieder hin zu gehen, — wahrscheinlicher Weise,

um auf immer da zu bleiben. Ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer theuer, werden immer meine Freunde bleiben; aber alles übrige vom größten bis zum kleinsten — Doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verräth. — Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen? — Fragen Sie mich nicht: auf was ich nach Hamburg gehe. Eigentlich auf nichts. Wenn sie mir in Hamburg nur nichts nehmen, so geben sie mir eben so viel, als sie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater, und den Entrepreneurs desselben, eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verspricht. Als ich mit ihnen schloß, fielen mir die Worte aus dem Juvenal bei: —

Quod non dant proceres, dabit Histrio. —

Ich will meine theatralischen Werke, welche längst auf die letzte Hand gewartet haben, daselbst vollenden, und aufführen lassen. Solche Umstände waren nothwendig, die fast erloschene Liebe zum Theater wieder bey mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genies würden unfähig gemacht haben. Mein Laokoon ist nun wieder die Nebenarbeit. Mich dünkt, ich komme mit der Fortsetzung desselben, für den großen Haufen unserer Leser, auch noch immer früh genug. Die wenigen, die mich itzt lesen, verstehen von der Sache eben so viel, wie ich, und mehr.

Und noch eine andere Aussicht habe ich in Hamburg. Ihnen muß ich hauptsächlich davon schreiben. — Kennen Sie einen gewissen Herrn Bode daselbst? Er ist ein Freund von Herrn Zachariä; und wenn ich mich noch recht erinnere, hat er mir gesagt, daß er auch Ihnen bekannt zu seyn die Ehre habe. Dieser Mann legt in Hamburg eine Druckerey an; und ich bin nicht übel Willens, über lang oder kurz, auf eine oder die andere Weise, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen. Wie wäre es, wenn Sie ihm Ihre Werke in Verlag gäben? Ich habe ihm schon vorläufig davon gesprochen. Er ist zu

allem bereit. Melden Sie mir also, ob und unter was für Bedingungen ich mit ihm mich einlassen soll? Er ist ein ehrlicher Mann. Es sollte mir lieb seyn, wenn ich auf diese Weise etwas beytragen könnte, daß Sie die letzte Hand an Ihre Werke legten. Eilen Sie; wer weiß wie lange wir athmen. Wir müssen machen, daß wir um so viel länger leben. Kann ein Autor den andern dringender ermuntern? — Ihre baldige Antwort hierüber, liebster Freund! —

Ihre Bücher sende ich Ihnen nächstens zurück, bis auf ein Paar. Meine Bibliothek wird springen; ich behalte von 6000 Stück nichts, als was ich zu meinen vorhabenden Arbeiten unumgänglich brauche. Es geht mir nahe, daß ich mich ihrer entschlagen muß, daß ich mich ihrer an einem Orte entschlagen muß, wo Bücher ganz und gar nichts gelten. Aber was zu thun? Ich wünschte, daß Sie einen reichen gelehrten Domherrn wüßten, der mir wenigstens meine Journale abhandeln wollte. Ich habe das Journal des Savans bis auf 1764 complet, in 235 Bänden; den Mercure de France bis auf 1758, in 254 Bänden; die Acta Eruditorum, die Années litteraires de Freron, kurz einen Praß von solchen Werken von siebentehalbhundert Bänden, die mir herzlich zur Last sind, und die man doch nur selten so vollständig findet. Denn die letzten Jahre, die daran fehlen, sind überall zu haben. Schade, daß der Graf von Wernigerode nur Bibeln sammelt!

Mit einem Anschlage auf Cassel ist es also nichts. Ich sage dem Herrn Kammerherrn von Spiegel für die Mühe, die er sich deshalb gemacht hat, gehorsamsten Dank.

Ich wünschte selbst, ich wäre mit Ihnen in Dresden gewesen. Wenn es mir nur einigermaßen möglich ist, so reise ich doch noch hin, ehe ich von hier nach Hamburg abgehe: wäre es auch nur, um den Herrn von Hagedorn persönlich kennen zu lernen. Alle Welt rühmt ihn, so wie alle Welt in Hamburg mit Entzücken an seinen Bruder denkt. Der Mann muß noch etwas Besseres gewesen seyn, als ein vortrefflicher Dichter.

Leben Sie wohl, werthester Freund, und empfehlen Sie mich den Ihrigen. — Doch noch ein Wort! Wenn Ihr Schäferspiel fertig ist, so soll es Schuch nicht haben, sondern ich will es haben, und es in

Hamburg aufführen lassen. Schicken Sie es mir, je eher, je lieber. — Ich bin auf immer Ihr

ergebenster Freund

Lessing.

An Karl G. Lessing.

Hamburg, den 22. May 1767.

Liebster Bruder,

— — — Von meinen Umständen weiß ich selbst nicht recht, was ich Dir melden soll. Mit unserm Theater (das im Vertrauen!) gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anstehn. Es ist Uneinigkeit unter den Entrepreneurs, und keiner weiß, wer Koch oder Kellner ist. Indeß habe ich den Anfang zu dem Wochenblatte gemacht, wovon Du hier die ersten Stücke erhältst. Sie sind in meiner eigenen Druckerey gedruckt; denn da ich mich doch auf einige Weise hier fixiren wollte, so habe ich mich bereden lassen, die Druckerey eines gewissen Herrn Bode zu übernehmen, der mit einem russischen Obristen auf Reisen gegangen ist. Ich werde ja sehen, wie es damit geht. Es kann Dir nichts helfen, wenn ich Dich mehr au fait von dieser Sache setzen wollte. So viel kannst Du mir auf mein Wort glauben, daß ich dadurch in Arbeit und Embarras gekommen, der mir nicht viel Zeit und Lust läßt, Briefe zu schreiben. Du mußt mir es daher vergeben, wenn ich Dir nicht ordentlich antworte, aber dennoch dich bitte, mir fleißig zu schreiben. Entschuldige mich gleichfalls zu Hause; ich werde schreiben, sobald ich ruhiger bin.

Laß ja an dem Katalogo fleißig drucken, und setze von den dort zurückgebliebenen Büchern noch dazu, was Du willst, ohne mir es erst zu schicken. Unter den medicinischen Disputationen aber suche mir eine aus: Von dem Zupfen der Sterbenden; ich weiß nicht, wie der Verfasser heißt, auch kann ich mich auf den lateinischen Titel nicht besinnen: Du wirst sie aber bald erkennen, und sie muß zuverlässig da seyn. Schicke mir sie gleich. Ich bin auf immer Dein

treuer Bruder,

Gotthold.

Hochzuehrender Herr Vater,

Wenn es möglich wäre, Ihnen zu beschreiben, in was für Verwirrungen, Sorgen und Arbeiten ich seit Jahr und Tag stecke, wie mißvergnügt ich fast immer gewesen, wie erschöpft ich mich oft an Leibes und Seelenkräften befunden: ich weiß gewiß, Sie würden mir mein zeitheriges Stillschweigen nicht allein verzeihen, sondern es auch für den einzigen Beweis meiner kindlichen Achtung und Liebe halten, den ich Ihnen in dieser Zeit zu geben im Stande gewesen bin. Wenn ich einmal schreibe, ist mir es nicht möglich, anders zu schreiben, als ich eben denke und empfinde. Sie würden den unangenehmsten Brief zu lesen bekommen haben, und ich würde mit meinen Umständen noch unzufriedner geworden seyn, wenn ich mir vorgestellt hätte, wie viel Kummer sie meinen Aeltern verursachen müßten. Am besten also, ich ließ sie gar nichts davon wißen; welches aber nicht anders geschehen konnte, als daß ich gar nicht schrieb. Ich verließ mich übrigens auf Carln, daß er Sie meinetwegen vor der Hand beruhigen würde; so wie ich von Zeit zu Zeit durch ihn die Nachricht erhielt, daß Sie sich insgesammt noch gesund und wohl befänden. Ich wüßte nicht, was mir zu allen Zeiten erwünschter kommen könnte, als diese Nachricht; ich betaure nur, so oft ich sie erhalte, daß ich so wenig im Stande bin, Ihnen das Alter eben so bequem und angenehm zu machen, als es Ihnen Gott ruhig und gesund gemacht hat. Die instehende Feyer Ihres Amtsjubiläi muß Ihnen nothwendig zu einem großen Vergnügen gereichen, da sie eine so große Wohlthat des Himmels ist. Möchten sich nur recht viele in Camenz finden, die dieses Vergnügen aufrichtig mit Ihnen theilten! Aber ich muß fürchten, daß außer unsern Anverwandten deren nicht viele seyn dürften, da ich aus Theophili Briefe ersehe, wie grausam man Ihnen den kleinen Trost verweigert hat, Ihren Sohn neben sich in dem Amte zu sehen. Ich zweifle nicht, daß Sie sich nicht beide über diese Kränkung hinwegsetzen werden; und wer weiß wozu es für den Bruder gut ist. Es scheinet als ob wir alle ein wenig spät zur Ruhe kommen sollten; aber endlich, hoffe ich, werden wir doch auch dazu kommen.

Ich bin von Berlin weggegangen, nachdem mir das einzige,

worauf ich so lange gehoft, und worauf man mich so oft vertröstet, fehlgeschlagen. Gewiße Vorschläge lockten mich hierher nach Hamburg, aber auch aus diesen ist wenig geworden, und ich habe mich endlich entschlossen, meine Versorgung und mein Glück von mir selbst abhangen zu lassen. Ich habe nehmlich alles, was ich noch im Vermögen gehabt, bis auf den letzten Heller zusammengenommen, und in Gemeinschaft mit einem Freunde, Namens Bode, allhier eine Druckerey angelegt. Der Vorschuß, den dieses Etablissement erfordert, hat mich genöthiget, den größten Theil meiner Bücher zu Gelde zu machen; aber ich hoffe, es soll mich nicht reuen. Wenn das Werk einmal im Gange ist, so hoffe ich für meinen Antheil als ein ehrlicher Mann davon leben zu können; und diese Aussicht ist mir um so viel schmeichelhafter, wenn ich mir vorstelle, daß ich meine beßere Umstände auch mein Geschwister werde können genießen laßen. Voritzo nur muß es Nachsicht mit mir haben, und ich kann auch nicht einmal Carln gegenwärtig so unter die Arme mehr greifen, als ich gern wollte. Inzwischen wird es ihm auch nicht schaden, wenn er selbst zusehen muß, wie er fertig werden kann.

Sobald die Elbe wieder fahrbar ist, will ich unfehlbar eine kleine Provision an Zucker und Wein über Dresden an Sie übermachen. Ich wollte, daß es zu der Jubelfeyer geschehen könnte; aber die Fracht zur Achse ist nach dorthin eben so kostbar, als selten.

Ich empfehle mich indeß Dero väterlichem Andenken und Seegen, und wünsche Ihnen, nebst der Frau Mutter und Schwester, einen glücklichen und vergnügten Eintritt des bevorstehenden Neuenjahres. Der ich Zeitlebens verharre

Dero

Hamburg den 21. December 1767.

gehorsamster Sohn
Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, den 2. Februar 1768.

Liebster Freund,

Es ist doch Sünd' und Schande, daß Sie mir gar nicht schreiben. Denn diesesmal weiß ich doch ganz gerecht, sind Sie mir eine Antwort schuldig, auf den Brief nehmlich, worin ich Ihnen Ihre Spöttereyen über die Buchdrucker Bode und Lessing, und über das neue Journal beantwortet. Für das letzte sollen Sie nun wohl Respect bekommen; nachdem wir Klopstocks Herrmann, dessen Oden und Abhandlungen über das Sylbenmaß der Alten, Gerstenbergs Ugolino, ein Lustspiel von Zachariä, und ich weiß selbst nicht, wie viel andere schöne Sachen, dazu erhalten haben. — Wir werden uns also mit unserm Journal vor keiner Bibliothek in der Welt zu fürchten haben: weder vor der allgemeinen noch vor der Klotzischen. Das ist doch unleidlich, was die Kerle in Halle sudeln! und in was für einem Tone! Das zweyte Stück aber ist schon so elend, daß ich der ganzen Lufterscheinung eine sehr kurze Dauer verspreche. Die Königsberger [1] fangen schon ritterlich an, sich über den Hrn. Geheimenrath lustig zu machen; und ich will es noch erleben, daß Klotz sich wieder gänzlich in seine lateinischen Schanzen zurückzieht.

Ich habe Ihnen, liebster Freund, einige einzelne Theile von Englischen Dramaticis gelassen. Wenn Sie sie nicht mehr brauchen, so seyn Sie so gütig, sie mir je eher je lieber anher zu schicken. Ich brauche solchen Bettel jetzt alle Tage und Stunden. Ich muß um mich greifen, um die Materie zu meiner Dramaturgie so lange zu dehnen, bis die Gesellschaft wieder nach Hamburg kömmt. Sie wissen ja wohl, daß sie jetzt in Hannover ist, wo sie mit vielem Beyfalle spielt. An ihrer Statt haben wir französische Komödie und französische Operette. Morgen fängt auch eine Opera buffa hier an. Unter den Franzosen sind auch ein Paar gute Leute. —

Herr Moses hat noch ein englisches Buch von mir, welches eigentlich nicht mein ist, sondern das ich selbst hier geborgt habe. Es ist

[1] Die Königsbergische gelehrte Zeitung. Nicolai.

Search über den freyen Willen, oder wie der Titel heißt. Dieses, liebster Freund, lassen Sie sich gleichfalls geben, und schicken mir es mit, sobald Sie an einen hiesigen Buchhändler etwas senden. — Was macht unser Freund? Ich will hoffen, daß er mein Stillschweigen nicht anders auslegt, als er es immer ausgelegt hat. Aber der Himmel wird mir doch auch wieder einmal eine ruhige vergnügte Stunde geben, in der ich ihm schreiben darf. — Was macht Ramler? Auch ihm habe ich noch nicht geschrieben: aber ehe er es sich versieht, werde ich für ihn geschrieben haben. Die jungen Herren machen mir es mit den Liedern der Deutschen zu bunt.[1] Ich muß sehen, ob ich nicht noch ein Litteraturbriefchen machen kann. Oder meynen Sie, daß meine Dramaturgie noch so ziemlich nach diesen Briefen schmeckt?

Leben Sie wohl, liebster Freund, und schreiben Sie mir bald einmal, und recht viel Neues.

Ihr

ergebenster Freund,
Lessing.

An Gerstenberg.

Hamburg, den 25. Februar 1768.

Ew. Hochwohlgeboren

erste Zuschrift hat mich auf eine so angenehme Art überrascht, daß es mir damit gegangen, wie dem Kinde, dem man unverhofft ein Geschenk macht, nach welchem es sich längst gesehnt; vor lauter Freuden vergißt es, sich dafür zu bedanken. Ich verdiene so viel zuvorkommende Freundschaft nicht: aber um so mehr verdiene ich den Verweis des zweyten Briefes. Was kann ich weiter darauf antworten? Ich bin von jeher ein sehr nachläßiger Briefschreiber gewesen; ich bin unter allen meinen Freunden dafür bekannt; desto besser, daß mich auch der Hr. v. G. je eher je lieber dafür kennen lernt! — Doch wenn

[1] In der Klotzischen Bibliothek stand eine sehr plumpe Recension der von Ramler herausgegebenen Lieder der Deutschen. Nicolai.

diese Entschuldigung ein wenig zu leichtsinnig klingt; hier ist eine ernsthaftere, und die wahre. Ich fand gleich auf Ihren ersten Brief so viel zu antworten, und über Dinge, die mir nicht gleichgültig sind, daß ich mir Zeit dazu nehmen mußte. Ich wartete auf einen ruhigen und heiteren Augenblick; und diese Augenblicke sind jetzt bei mir so selten!

Wenn ich Ihnen bloß zu versichern gehabt hätte, wie sehr mir Ihr Ugolino gefallen, und was für eine große Idee er von dem Genie seines Verfassers bey mir zurück gelassen: so hätte ich mich nur hinsetzen und schreiben dürfen. Was man so lebhaft empfunden, wird einem so leicht zu schreiben, daß man geschwinder den Anfang, als das Ende findet. Sie haben ein Sujet gewählt, dessen Contextur sich aller dramatischen Form zu verweigern scheint: aber es hat müssen werden, was Sie gewollt haben. Sie haben Schwierigkeiten überstiegen, die mich zur Verzweiflung gebracht hätten. Der körperliche Schmerz ist unstreitig unter allen Leiden am schwersten zu behandeln: und Sie haben die schrecklichste Art desselben mit so großer Wahrheit, und mit so mannichfaltiger Wahrheit behandelt, daß meine Rührung mehr als einmal durch das Erstaunen über die Kunst unterbrochen worden.

Aber Sie verlangten nicht sowohl meinen Lobspruch, als meine Anmerkungen. — Es ist schlimm, wenn man im Verdachte ist, daß man über Alles Anmerkungen macht. — Wenn ich nun keine gemacht hätte? Und wirklich habe ich keine von allen denen gemacht, die Sie mir so gütig leihen wollen. Die kleinen Flecken, welche die zweyte Hand Ihrem Werke abgewischt, habe ich vormals eben so wenig bemerkt, als ich sie jetzt vermisse. Meinetwegen hätten sie immer bleiben können: doch besser ist freylich besser!

Eine einzige Anmerkung habe ich geäußert — und es auch schon wieder betauert, sie geäußert zu haben. Indeß, ehe sie Ihnen auf eine oder die andere Weise unrecht hinterbracht wird — Am besten, ich schreibe sie Ihnen selbst. Das war vom Anfange mein Wille. Nur wollte ich mir Zeit lassen, sie noch mehr zu überlegen. Ich habe sie überlegt und überlegt; aber wenn ich Ihnen nicht eher antworten wollte, als bis ich sie genug überlegt zu haben glaubte, so würde ich

Ihnen vielleicht gar nicht antworten. — Und antworten muß ich doch endlich!

Hier ist sie also. so gut ich sie zur Zeit geben kann. — Sie ist aus einem Gefühl entstanden, das ich mich bey keiner Tragödie gehabt zu haben erinnere, als bey dem Ugolino. — Mein Mitleid ist mir zur Last geworden, oder vielmehr, mein Mitleid hörte auf Mitleid zu seyn, und ward zu einer gänzlich schmerzhaften Empfindung. Es ward mir auf einmal recht wohl, als das Stück zu Ende war, das ich ohne meine Neugierde, die jedoch weniger auf das Ziel, als auf die Art ging, mit welcher der Dichter zu diesem Ziele gelangen werde, schwerlich zu Ende gebracht hätte. Ich eilte, mich von den Eindrücken, die es auf mich gemacht hatte, zu zerstreuen; und ich bekenne es, ich werde es schwerlich wagen, diese Eindrücke wiederum bey mir zu erneuern. Es ist mir lieb, Ihren Ugolino einmal gelesen zu haben, nehmlich in der Absicht, mich der Täuschung zu überlassen: zum zweytenmale lese ich ihn in dieser Absicht gewiß nicht wieder.

Woher dieses?

Ihre Personen leiden alle. — Die mehresten derselben leiden völlig unschuldig — Kinder mußten die Schuld ihres Vaters nur mittragen.

Die einzige Person, die vielleicht nicht ganz unschuldig leidet, leidet doch gar nicht in Proportion ihrer Schuld, ihres ἁμαρτημα, welches völlig außer dem Stücke ist, und von dem wir fast gar nichts erfahren.

Sie werden sagen: dieses trift den Dante so gut als mich. — Nein: Bey dem Dante hören wir die Geschichte als geschehen: bey Ihnen sehen wir sie als geschehend. Es ist ganz etwas anders, ob ich das Schreckliche hinter mir, oder vor mir erblicke. Ganz etwas anders, ob ich höre, durch dieses Elend kam der Held durch, das überstand er: oder ob ich sehe, durch dieses soll er durch, dieses soll er überstehen.

Der Unterschied der Gattung macht hier alles.

Die Vernunft befiehlt mir, mich der Vorsicht in allen Vorfällen geduldig zu unterwerffen: sie verbietet mir, meinem Elende durch meine Zerstörung ein Ende zu machen. Warum? weil ich alle Augen-

blicke hoffen darf, ohne dieses gewaltsame Mittel mein Elend geendet zu sehen. Die Vorsicht kann es enden, und wird es enden, sobald es mir dienlich ist.

In dieser Hoffnung durchschritt Ugolino seinen schrecklichen Pfad, bis ans Ende. Er that wohl, daß er lieber verhungern, als Hand an sich legen wollte. „Vielleicht, mußte er denken so lange er denken konnte, springen eben itzt die Thüren des Gefängnisses auf, und ich bin gerettet, wenn ich diesen Augenblick geduldig abgewartet habe.“

Aber wie steht es mit dieser Hoffnung in den Nachahmungen der Kunst? — Dünkt Ihnen nicht, daß sie durch das Wesen gewisser Gattungen nothwendig aufgehoben werde? Dieses Wesen ist bekannt; der Dichter verspricht uns eine Tragödie; und obgleich eine Tragödie eben sowohl einen glücklichen, als einen unglücklichen Ausgang haben kann, so sehen wir es doch gleich aus der ersten Anlage, welchen von beyden sie haben wird; sobald die Exposition vorbey, wissen wir es zuverlässig, daß Ugolino mit seinen Kindern verhungern muß.

Und nun kömmt meine Grille. — Die Ungewißheit des Ausganges, welche den Ugolino allein zurückhalten kann, an sich und seinen Kindern eine rasche That zu verüben — (allein? ich glaube, ja) — diese Ungewißheit, die es wenigstens allein macht, daß der größte Theil der Menschen seine Geduld nicht als Feigheit und Kleinmuth, sondern als Standhaftigkeit und Unterwerffung betrachtet; diese Ungewißheit dünkt mich hier mit der Gewißheit, die wir, ich will nicht sagen aus der vorläuffigen Kenntniß der Geschichte, sondern aus dem Wesen der Gattung, aus der Anlage des Dichters haben, in eine sonderbare Collision zu kommen.

Ugolino muß aushalten, weil er nicht weis wie es alle Augenblicke mit ihm werden könnte: und wir, die wir wissen, daß nichts zu seinem Besten sich eräugnen kann, wir — sind unwillig, daß er aushält. Ich sage wir: weil ich nicht gern glauben möchte, daß ich eine Empfindung haben könnte, die sonst niemand hätte.

Wenn ich in dem Kerker des Ugolino wirklich zugegen gewesen wäre, würde ich mich wohl gehütet haben, ihn zu etwas anderm, als zur Geduld zu ermahnen; denn ich hätte mich mit ihm in gleicher Ungewißheit befunden: aber vor der Bühne kann ich den Augenblick

kaum erwarten, da er endlich den Entschluß faßt, seiner und meiner Marter auf die kürzeste und beste Art ein Ende zu machen.

Hieraus würde folgen — Doch ich breche lieber ab. Ich muß erst hören, ob ich mich deutlich genug erklärt habe. Es mag aber daraus folgen, was wolle: Ihr Ugolino bleibt immer ein Werk von sehr großen, außerordentlichen Schönheiten. —

Dero

ganz ergebenster

Lessing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Gott weiß es, daß ich auf Dero letztes Schreiben nicht eher antworten können! Ich erliege unter Arbeit und Sorgen, und von diesen letztern ist es gewiß nicht meine geringste, daß ich meine Aeltern in so dringender Verlegenheit wißen muß, und nicht im Stande bin, ihnen so geschwind beyzustehen, als ich wünschte. Ich hoffe, daß mich mein Vater kennt, und daß er nicht glauben wird, daß ich bloße Ausflüchte und Weigerungen mache. Es geht mir durch die Seele, daß ich Ihnen, liebster Vater, unmöglich zu Ostern mit dem verlangten helffen kann. Aber zu Johannis will ich Rath schaffen, es mag herkommen, woher es will.

Alles was ich noch gehabt, steckt in der Entreprise, von der ich in meinem vorigen Briefe gemeldet, zu der ich noch dazu fremdes Geld aufnehmen müßen, das mich sehr drückt. Ich bin hier fremder als an einem Orte, wo ich noch gewesen, und kann mich kaum einem oder zwey vertrauen, deren Beystand ich bereits mehr als gebraucht habe, und deren Kräfte doch auch nicht weit reichen. Es wird ja wohl möglich seyn, daß Sie auf ein oder die andere Weise noch das Vierteljahr hinhalten; auf Johannis, wiederhohl ich noch einmal, will ich die hundert Thaler ganz gewiß und baar senden.

Meine itzigen Umstände müßen mich auch bey Theophilus entschuldigen, wenn ich ihn bitten muß, daß er sich vor der Hand noch

geduldet. Ich will ihn nicht vergeßen: aber wenn er itzt bey mir seyn sollte, würde er sicherlich aus dem Regen in die Trauffe kommen.

Ich hoffe, daß Sie sich sonst mit der Frau Mutter, und dem Geschwister gesund und wohl befinden. Haben Sie nur, bitte ich Sie allesammt, nicht die schlimme Meinung von mir, daß ich mich wenig darum bekümmern möge, wie es zu Hause aussieht. Aber was hilft das bekümmern, wenn man sich nicht mit der That rechtfertigen kann?

Ich mache meinen Brief so kurz als möglich, denn ich weis es am besten, was ich dabey empfinde. Sollte ich, wider Vermuthen, Gelegenheit finden, mein Versprechen eher zu halten: so können Sie gewiß versichert seyn, einen längern Brief zu erhalten, den ich mit mehr Vergnügen schreiben werde, als diesen.

Ich empfehle mich Ihrer väterlichen Liebe, und bin Zeitlebens

Dero

gehorsamster Sohn

Hamburg, d. 20 März 1768. Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, d. 9. Jun. 1768.

Liebster Freund,

Ich bin geraden Weges von Leipzig nach Hamburg zurück gereiset, und nicht nach Halle gekommen. Seit Ihrer Abreise hörte und las ich noch Verschiedenes von dem bewußten Manne, so daß mir alle Lust verging, mich mit ihm mündlich zu besprechen. Ich hätte Gefahr gelaufen, mich in diesem und jenem vielleicht zu verschnappen, was ich jetzt gegen ihn Willens bin. Er hat mir die Ehre erzeigt, meiner in seinem Büchelchen von geschnittenen Steinen dreymal zu gedenken, und mich dreymal eines Bessern zu belehren. Aber alle dreymal hat er mich entweder aus Kurzsichtigkeit nicht verstanden, oder aus Neckerey nicht verstehen wollen. Das verdrießt mich — und geben Sie nur auf die nächsten Blätter der hiesigen neuen Zeitung Acht. Doch das wird nur Kleinigkeit seyn; ich bin im Anschlage, ihm noch eine ganz andere Salve zu geben. Haben Sie seine Vorrede zu

den Abhandlungen des Caylus gelesen? Haben Sie gelesen, was er da für eine Entdeckung von den *Imaginibus majorum* bey den alten Römern will gemacht haben? Es ist unbeschreiblich, welche Unwissenheit er durch diese Entdeckung verräth. Ich habe mich hingesetzt, und seine Ungereimtheiten ein wenig zergliedert. Von ungefähr betrifft es eine Sache, die ich mir schon vorlängst aufs Reine gebracht hatte, und ich führe den Streit auf einem mir ziemlich bekannten Boden. Desto lustiger muß er werden. Aber denken Sie ja nicht, daß das etwa eine Recension für Ihre Bibliothek werden soll! Es muß eine eigene Schrift werden: Ueber die Ahnenbilder der alten Römer. Ich bilde mir ein, daß auf dem Titel dieser Schrift Ihr Name als Verleger nicht übel paradiren würde. Was meynen Sie, soll ich sie für Ihre Rechnung hier drucken? Sie kann vielleicht zehn bis zwölf Bogen werden; und die Einrichtung des Drucks müßten Sie mir lediglich überlassen. Indeß verbindet Sie diese Anfrage zu nichts, und Sie können ohne Umstände Nein sagen. Ich drucke sie sodann entweder für Hrn. Voß oder für Hrn. Cramers aus Bremen Rechnung. Denn gedruckt muß sie werden, und zwar unverzüglich. Der Mann nimmt das Maul gar zu voll, und möchte lieber ein Orakel in solchen Dingen vorstellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwissendern armen Teufel gegeben, der sich des kritischen Dreyfußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geschnittenen Steinen ist die elendeste und unverschämteste Compilation aus Lippert und Winkelmann, die er öfters gar nicht verstanden hat; und alles, was er von dem Seinigen dazu gethan, ist jämmerlich. — Schreiben Sie mir also mit der nächsten umgehenden Post Ihren Willen, und, falls Sie nicht abgeneigt sind, wie stark die Auflage werden soll.

Was machen meine Schuhe? Sobald sie fertig sind, schicken Sie mir sie doch ja. Die Weiber, denen sie gehören, glaube ich, müssen indeß barfuß laufen; so sehr plagen sie mich darum.

Gott wird mir helfen, daß ich einmal an unsern Moses schreibe und auch an Ramler! Grüßen Sie indeß beyde von mir herzlich. Ich bin

Ihr

ergebenster Freund,
Lessing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 5. Jul. 1768.

Liebster Freund,

Die Schuhe habe ich richtig bekommen, und ich bedanke mich. — Es ist mir lieb, wenn Ihnen meine Kriegserklärung gegen Hrn. Klotz gefallen hat; Sie sollen bald ganz andere Dinge sehen. Aber eine Recension von seinem Buche über die geschnittenen Steine erwarten Sie nur nicht. Ich habe über dieses Buch so viel zu erinnern, daß ich bereits an dem 25sten Briefe darüber, in Form und Tone des in den Correspondenten eingerückten, schreibe; und diese Briefe zusammen lasse ich unter dem Titel: Briefe antiquarischen Inhalts, und meinem Namen, drucken. Sie sollen nächstens die ersten Bogen davon haben. Auch die Abhandlung über die Ahnenbilder will ich nun unter meinem Namen herausgeben, welches ich Anfangs nicht Willens war. Hr. Klotz wird Feuer speyen; aber mag er doch! Er verdient nicht, daß man das geringste Menagement für ihn braucht.

Ich ärgere mich nur, daß mir hier zu dergleichen Arbeiten verschiedene Bücher fehlen, um Hrn. Klotz seines Plagii desto augenscheinlicher zu überführen. Er ist der unwissendste, unverschämteste Ausschreiber, den ich kenne.

Wie ich aus den Zeitungen sehe, so bestätiget sich die Nachricht von Winkelmanns Tode. Das ist seit kurzem der zweyte Schriftsteller, dem ich mit Vergnügen ein Paar Jahre von meinem Leben geschenkt hätte. Das kömmt aber daraus, wenn man Kaiser besucht, und Schätze sammeln will.

Das Recept in Klotzens Bibliothek gelobt zu werden, dürften die hiesigen Zeitungsschreiber wohl nicht zu brauchen wagen. Noch fürchten sie sich alle vor Klotzen.

Leben Sie wohl, und grüßen Sie mir Herrn Moses und Ramler.

Ihr

ergebenster Freund,

Lessing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 1. August 1768.

Liebster Freund,

Ich bin in voller Arbeit wider Klotzen. Mein Bruder schreibt mir zwar, daß es mir Herr Moses verdenke, daß ich mich mit dem Narren abgebe. Aber ich denke doch, daß es ein für allemal nöthig ist. Haben Sie die folgenden Briefe in der hiesigen neuen Zeitung gelesen? Da haben Sie hier die vier ersten Bogen, so wie ich sie zusammen drucken lasse, unter dem Titel: Briefe antiquarischen Inhalts! Die Materie wird interessanter, sobald ich über meine Vertheidigung weg bin, und auf das Buch des Herrn Klotz selbst komme. Denn ich nehme Gelegenheit, verschiedne Dinge nach meinem Sinn auseinander zu setzen, in welchen ich glaube, daß sich sogar Lippert geirrt hat. Ich will, daß Sie diese Briefe auch verlegen sollen. So viel wird die Bibliothek schon abwerfen. Sie werden 15 bis 16 Bogen stark werden; und ich dächte, ich machte eine Abhandlung von den Ahnenbildern der Römer als den zweyten Theil, weil ich sie leicht in solche Briefe zergliedern kann. Den Druck wollen wir Ihnen so billig machen, als möglich. Mein Honorarium hingegen möchte ich gern so hoch angesetzt wissen, als möglich. Denn für wenig oder nichts kann ich mich nicht mit einem solchen Dummkopf zanken.

Geben Sie doch in dem nächsten Stücke des Correspondenten auf die Recension von Meusels Apollodor Acht. Sie ist von mir. Ich hätte sonst noch Fehler genug darin angestrichen, daß ich leicht auch eine Recension für Ihre Bibliothek machen könnte; aber ich habe nicht Zeit.

Mein Bruder sagt mir, daß Herr Moses Klotzens Büchelchen vom Alterthum recensirt habe: schicken Sie mir doch das, sobald es gedruckt ist.

Leben Sie indeß wohl und vergessen Sie nicht, daß Sie mir noch außer diesem auf einen Brief Antwort schuldig sind. Ich bin

Ihr

ergebenster Freund,

Lessing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 27. August 1768.

Liebster Freund,

Ich bin einige Tage auf dem Lande gewesen; das sie die Ursache, warum Sie keinen Aushängebogen bekommen. Hier haben Sie nun deren sechse auf einmal. Aber alle ohne Signatur! Ich muß Ihnen nur gestehen, daß sie der Buchdrucker nicht vergessen, sondern auf mein ausdrückliches Verlangen weglassen müssen. Wozu der Bettel, der das Viereck der Columnen so schändlich verstellt? Da ist der Custos, da sind die Pagina der Columnentitel, die Zahl der Briefe; und alles das ist noch nicht genug, die Bogen zusammen zu finden? Muß auch der Bursche, welcher collationiret, noch sein besonderes Hülfsmittel haben? Und warum kann er nicht nach der Folge der Pagina 1. 17. 33. 49. 65. u. s. w. collationiren? So raisonnirte ich: und ich hätte nimmermehr geglaubt, daß Sie wider die kleine Neuerung so sehr protestiren würden. Nun gut, bei dem zweyten Theile wollen wir die Signatur wieder herstellen: aber mitten in diesem Theile sie wieder vorzusuchen, bedenken Sie selbst, welchen Uebelstand das verursachen würde! Lieber, daß sie mit Fleiß weggelassen, als zur Hälfte vergessen zu seyn scheint. Ich will schon sorgen, daß die Exemplare richtig und gut zusammengeschlagen werden.

Die Recension von Meusels Apollodor ist von mir: aber sehen Sie einmal, mit welchen Druckfehlern sie der ** mit Fleiß abdrucken lassen! Er ist Klotzens geschworner Waffenträger. Ich lege auch die Zeitung bey, in welcher ich auf Klotzens kahle Antwort im 133. Stücke des Correspondenten geantwortet.

Ueber den Punkt der Heftigkeit werde ich mich in der Vorrede zu den Briefen entschuldigen. Dergleichen Dinge müssen ein wenig heftig gesagt werden, oder es hilft gar nichts.

Nächstens ein mehreres! Aber antworten Sie mir auch.

Dero

ergebenster Freund und Diener,

Lessing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 28. Septemb. 1768.

Liebster Freund,

Den 24sten dieses habe ich Ihren Brief bekommen, und den 28sten haben Sie von Berlin abgehen wollen. Ich habe Ihnen also nicht nach Berlin antworten können: das sehen Sie wohl. Es ist Ihre eigene Schuld; warum lassen Sie mich vier Wochen auf eine Antwort lauern?

Der erste Theil ist fertig. Wenn Sie wollen, so will ich an dem zweyten sacht anfangen lassen. Materie sehe ich genug vor mir: aber es eckelt mich schon vor Klotzen; ich werde fleißig Abschweifungen machen, um mir bessere Gegner zu suchen. Aber —

Dieses Aber will ich Ihnen gleich erklären. Ich gehe künftigen Februar von Hamburg weg. Und wohin? Geraden Weges nach Rom. Sie lachen; aber Sie können gewiß glauben, daß es geschieht. Gott sey Ihnen gnädig, wenn vor dieser Zeit der zweyte Theil nicht fertig ist! Ich dächte also, ich überschlüge meine Zeit genauer, und finge lieber gar nicht an, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß er fertig werden könnte. Was meynen Sie?

Was ich in Rom will, werde ich Ihnen aus Rom schreiben. Von hier aus kann ich Ihnen nur so viel sagen, daß ich in Rom wenigstens eben so viel zu suchen und zu erwarten habe, als an einem Orte in Deutschland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Rthlr. leben: aber in Rom für 300 Rthlr. So viel kann ich ungefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle ist, nun so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß versichert, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen, als in Deutschland.

Ich lasse das Verzeichniß von meinen Büchern drucken, welche im Januar hier verauktionirt werden sollen. Ich will Ihnen Exemplare nach Berlin schicken. Machen Sie meinetwegen immer eine Ausnahme, und lassen Sie, nicht den Buchhändler, sondern den Freund, sie ein wenig bekannt machen. Sie werden besonders vortreffliche Italienische Sachen darin antreffen.

Zu Ersparung der Kosten bin ich entschlossen, von hier nach Livorno zu Schiffe zu gehen. Es ist also gewiß, daß wir einander so bald nicht wieder zu sprechen bekommen dürften, wenn Sie nicht noch nach Hamburg kommen. Ich dächte Sie kämen, um zugleich auch noch unser Theater zu sehen, welches auf Ostern gleichfalls auffliegt. Die besten Acteurs gehen alle ab: denn Ackermann übernimmt es wieder. Damit wäre es also auch vorbey!

Ich schreibe Ihnen so viel von meinen Umständen, nicht sie andern zu sagen, welches ich Sie sehr bitte, nicht zu thun: sondern bloß, damit Sie sie wissen, und Moses und Ramler.

Von meiner Verbindung mit Boden habe ich mich auch bereits losgesagt, und nichts in der Welt kann mich länger hier halten. Alle Umstände scheinen es so einzuleiten, daß meine Geschichte die Geschichte von Salomons Katze werden soll, die sich alle Tage ein wenig weiter von ihrem Hause wagte, bis sie endlich gar nicht wieder kam.

Indeß habe ich noch viel zu thun. Ich muß meine Dramaturgie noch fertig machen, und ich denke, man wird es dem Ende anmerken, daß ich es, den Kopf schon voller antiquarischen Grillen, geschrieben. Aus dieser Ursache wünschte ich auch lieber an dem zweyten Theile der antiquarischen Briefe arbeiten zu können, als hieran.

Die Recensionen in der deutschen Bibliothek über Klotzen haben mir beyde sehr wohl gefallen. Sein Geschmiere von Münzen habe ich nicht gelesen; ich habe nie etwas anders darin vermuthet, als was Sie darin gefunden haben. Ich halte übrigens jetzt von seinem Charakter noch weit weniger, als von seiner Gelehrsamkeit. Sie haben doch wohl die neuesten Stücke des Correspondenten gelesen? Er beschwert sich darin über Anzüglichkeiten, die ich ihm soll gesagt haben? Darf der Mann sich über Anzüglichkeiten beschweren, der in seiner Zeitung und Bibliothek die Leute brandmarkt? — Doch nichts mehr von ihm! — — —

Dero

ergebenster Freund,

Lessing.

An Ebert.

Wertheſter Freund!

Ich hoffe, daß dieſer mein zweyter Brief an Sie nicht verloren gehen ſoll: er muß auch nicht, wenn ich noch weiter einen von Ihnen zu verdienen ſcheinen ſoll. Vors erſte meinen großen Dank, daß Sie mir die perſönliche Bekanntſchaft des Herrn Eſchenburgs verſchaffen wollen. — Ich dächte, wir machten uns die guten Köpfe, welche heranwachſen, ja auf alle Weiſe zu Freunden. Sie möchten ſonſt anſtatt bloß in unſre Fußtapfen zu treten, uns die Schuhe austreten. — Meinetwegen zwar: denn machen uns dieſe nicht ſchon vergeſſen, ſo thun es ſicherlich ſpätere. —

Sie ſehen, daß ich mich jetzt eben nicht im Schriftſteller-Enthuſiasmus befinden mag. Meine Antwort alſo auf Ihre freundſchaftliche Exequirungen können Sie errathen. Zum Henker mit alle dem Bettel! Was ich in meinem Leben noch ſchreibe, ſoll genau nach den verdrehten Worten des Thucydides abgemeſſen ſeyn, die Sie auf meinen antiquariſchen Briefen leſen. Das Schreiben ἐς ἀει will ich Euch andern Schwärmern überlaſſen: ſo, dann und wann, ein kleines ἀγωνισμα ἐς το παραχρημα ἀκουειν, um ſieben Neuntheile von meinen lieben ſchreibenden Landsleuten auf mich toll und raſend zu machen, das iſt alles, was ich mir vornehme.

Meinen Sie nicht, daß dieſe antiquariſche Briefe ein ziemlicher Anfang ſind? Ich freue mich ſchon im voraus auf alle die Ehrentitel, die ich dafür bekommen werde. Nur ärgert es mich, daß es ſo wenige wiſſen können, wie ſehr ich mich darüber freue.

Aber ich erinnere mich, daß Sie mich in dieſem Tone nicht gerne hören. Alſo etwas, was Sie lieber hören. Der Ugolino iſt fertig, und Sie erhalten mit dieſer Gelegenheit ein Exemplar. Wieder ein Knochen für die kritiſchen Hunde! Wenn ſie ſich genung darüber werden zerbiſſen haben: ſo will ich auch meinen Knittel drunter werfen. Vorläufig aber machen Sie nur, daß er in den Braunſchweigiſchen Zeitungen gut recenſirt wird. Ich nenne g u t, mit einem Funken von dem Genie, mit welchem er geſchrieben worden. — Bald ſchicken wir Ihnen auch die S c h l a c h t H e r m a n n s: ſie wird über Hals über

Kopf gedruckt, und zu einer Absicht die eine zweyte Messiade wird, wenn sie dem Verfasser gelingt. — Noch könnte ich Ihnen melden, daß unser Freund Ebert den Jordin [1] übersetzt, wovon er mir bei seinem Hierseyn nicht ein Wort gesagt. Ich will ihm gern jede Uebersetzung als ein eigenes Werk anrechnen; aber nur von der Religion müßte es nicht handeln. Das pro und das contra über diesen Punkt habe ich eines so satt, wie das andre. Lieber schreibt von geschnittnen Steinen, ihr werdet sicherlich wenig Gutes, aber auch wenig Böses stiften!

Ich falle schon wieder in einen Ton, den Sie nicht leiden können. Nun was können Sie denn recht leiden? Soll ich Ihnen noch von meiner Reise etwas sagen? Es bleibt fest dabey. Ueber acht Tage sollen Sie meinen Catalogus erhalten. Aber wissen Sie, was mich ärgert? Daß alle denen ich sage, „ich reise nach Rom," sogleich auf Winkelmannen verfallen. Was hat Winkelmann und der Plan, den sich Winkelmann in Italien machte, mit meiner Reise zu thun? Niemand kann den Mann höher schätzen, als ich: aber dennoch möchte ich eben so ungern Winkelmann seyn, als ich oft Lessing bin! Leben Sie wohl, liebster Freund. Ich will nur schließen, denn ich treffe den Ton heute doch nicht, der Ihnen gefällt.

Dero

Hamburg, den 18. Octbr. 1768. — ergebenster Fr. und Dr. Lessing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 21. October 1768.

Liebster Freund,

— — Haben Sie schon gelesen, wie verächtlich Klotz von den antiquarischen Briefen in seiner Zeitung urtheilt? Aus dieser Recension soll man schließen, daß ich ihm nichts als Druckfehler vorgeworfen, oder Dinge gegen ihn behauptet hätte, die ganz und gar nicht wahr

[1] Jordins Abhandlungen über die Wahrheit der christlichen Religion. Hamburg 1769. in 8.

wären. Er besteht z. E. darauf, daß Marcus Tuscher ein Steinschneider gewesen, weil es Füeßly, Giulianelli und Gori sagen. Aber wenn es noch zwanzig solche Herren in i sagten: so ist es doch nicht wahr. Denn sie haben es alle dem Mariette nachgeschrieben, welcher es sich hat weis machen lassen. Nattern, der so lange mit Tuschern gelebt hat, in Rom und Dännemark, ist hierin allein zu glauben. Endlich, wenn Tuscher ein Steinschneider war, so mag er uns seine Werke nennen! — Hernach wollte ich, daß man in einer Recension anmerkte, daß ein Mann wie Klotz, der die Scribenten nicht verspottet, sondern brandmarkt, und die infamirendsten Personalitäten von ihnen in die Welt schreibt, alles Recht verloren hat, sich über die Anzüglichkeit des Styls, den man gegen ihn braucht, zu beschweren. Dieser Styl hat anzüglich seyn sollen, und muß es seyn, wenn man die Welt wegen eines solchen Windbeutels desabusiren will.

Hr. Klotz kann Staat darauf machen, daß ich mich so bald von seiner Spur nicht will abbringen lassen, er mag auch noch so viel Seitensprünge versuchen. Wenn er der gelehrte Mann wäre, für den man ihn hält, so verlohnte es sich ja wohl der Mühe, seine Fehler zu verbessern; denn es wären die Fehler eines gelehrten Mannes, in die ein minder gelehrter noch eher fallen kann. In der That hat er auch manche mit sonst gelehrten Leuten gemein; und diese sind es, bei welchen ich mich in dem zweyten Theile der Briefe vornehmlich aufhalten will: damit er nicht sagen kann, daß sie eine bloß persönliche Zankschrift wären.

Herr Prof. Heyne in Göttingen hat, sobald er die Briefe erhalten, an mich geschrieben. Er ist es selbst, der die Anmerkung gegen meine Deutung des Borghesischen Fechters in den Göttingischen Anzeigen gemacht hat. Aber er bekennt nun selbst, daß er seine Meynung anders hätte ausdrücken sollen, und daß er auf keine Weise hätte sagen müssen, daß ich diese Statue mit einer zu Florenz verwechselte. Er verspricht mir sogar, dieses nächstens zu widerrufen. Seine Meynung ist bloß, daß meine Deutung des Borghesischen Fechters noch eher auf den Miles Veles zu Florenz passen würde, als auf jenen. Und das ist freylich etwas ganz anders, als er in den Anzeigen gesagt zu haben schien.

Ich werde an dem zweyten Theile der Briefe anfangen, sobald ich mit meinem Catalogus und der Dramaturgie fertig bin; welches in vier oder fünf Wochen seyn dürfte. Ich denke auch gewiß vor meiner Abreise noch damit fertig zu werden, die auf den Februar festgesetzt bleibt. Ich habe Hrn. Klopstock versprochen, ihn noch zuvor in Kopenhagen zu besuchen. Sein Herrmann wird nun gedruckt, und zwar in einer Absicht, die für seinen Ruhm eine zweyte Messiade werden kann, wenn sie ihm gelingt. [1] Aber dieses Räthsel muß zur Zeit noch unter unsern Freunden bleiben, so Räthsel, als es ist. Ich denke zwar, ich habe Ihnen in Leipzig schon etwas davon gesagt.

Wenn Sie von Herdern erlangen können, daß ich die Aushängebogen seiner Wälder zu sehen bekomme, so soll es mir lieb seyn. Denn sonst dürfte ich sie wohl so bald nicht zu lesen erhalten. Ich denke in Rom andre Arbeit vor mir zu finden; und ich erlasse Sie daher Ihres Versprechens, mir die gelehrten Neuigkeiten unsers Vaterlandes nachzusenden. — — —

Dero

ergebenster Freund,

Lessing.

An Karl G. Lessing.

Hamburg, d. 28. October 1768.

Mein lieber Bruder,

— — — Du willst wissen, ob ich bloß auf meine Rechnung oder in anderer Verbindung nach Rom gehe, weil man verschiedentlich davon rede? Dir kann ich es sagen: bloß auf meine Rechnung. Aber laß doch nur die Leute sagen, was sie wollen. Ob sie es recht wissen,

[1] Man hatte nämlich, auf das Wort des Grafen v. Dietrichstein, Röm. Kais. Gesandten in Kopenhagen, die Hoffnung geschöpft, Kaiser Joseph (der damals noch nicht einmal allein regierte) wolle die vorzüglichsten deutschen Gelehrten nach Wien ziehen, und für die deutsche Gelehrsamkeit viel thun. Dieß erregte damals in Kopenhagen und Hamburg sehr große Hoffnungen. Sie wurden freylich nicht erfüllt, und man würde nicht einmal die Hoffnung geschöpft haben, wenn man Kaiser Josephs wahre Gesinnung über Gelehrsamkeit, und den Zustand der Literatur in Wien unter Maria Theresia, recht gekannt hätte. Nicolai.

oder nicht. Es ist doch bloße Neugierde, und nichts weniger als Theilnahme an meinen Umständen. — —

Meine Sudeleyen von entworfenen Komödien könnte ich Dir leicht geben; aber Du würdest sie sicherlich nicht nutzen können. Ich weiß oft selbst nicht mehr, was ich damit gewollt. Ich habe mich immer sehr kurz gefaßt, und mich auf mein Gedächtniß verlassen, von welchem ich mich nunmehr betrogen sehe. — Die Uebersetzung des Englischen Werkes hingegen, über das Erhabene und Schöne, habe ich selbst noch gar nicht aufgegeben. Es ist mir lieb, daß ich so damit gezaudert: ich würde mit den eigenen Abhandlungen, die ich dazu machen wollen, jetzt sicherlich sehr unzufrieden seyn.

Deine Komödie habe ich weder ganz noch mit der Aufmerksamkeit gelesen, daß ich Dir mein unverholnes Urtheil darüber sagen könnte. Ich behalte mir es aber vor, und will die nächste ruhige Stunde dazu anwenden.

Die einzelnen Theile, die Du von den neueren Italiänischen Dramaticis mit Dir genommen, mußt Du mir je eher je lieber wieder zurückschicken: am besten durch Einschluß an einen Buchhändler, etwa wenn Herr Nicolai einen neuen Band seiner Bibliothek anher schickt. Daß Du Dich nicht sehr daran erbauen würdest, habe ich wohl vorausgesehen. Indeß wäre der Anschlag doch immer gut, die besten Stücke des alten und neuen Italiänischen Theaters zu übersetzen, und sie mit einer kleinen Geschichte herauszugeben. Die Arbeit kann Dir nicht schwer werden, und wenn Du mehr auf Deinen Styl Acht giebst, so bist Du ihr auch gewachsen. Aber lerne Dich doch ja correkter ausdrücken! Du schnitzerst nicht allein wider das Genie der Deutschen Sprache, sondern auch noch oft gegen ihre grammatische Regeln, wovon ich Dir bei jedem Aufschlagen Deiner Komödie Beispiele geben könnte.

Nimm mir meine Erinnerung nicht übel. Studiere fleißig Moral, lerne Dich gut und richtig ausdrücken, und kultivire Deinen eigenen Charakter: ohne das kann ich mir keinen guten dramatischen Schriftsteller denken. Lebe wohl und schreibe mir bald wieder. Dein

treuer Bruder,

Gotthold.

An Moses Mendelssohn.

Hamburg, d. 5. Nov. 1768.

Bester Freund!

Fehler, die zur Natur geworden, entschuldigt niemand, verlangt auch niemand entschuldigt zu hören. Ich thue also, als ob dieses nichts weniger, als der erste Brief wäre, den ich aus Hamburg an Sie schreibe. Sie werden von Nicolai erfahren haben, was ich Willens bin. Ich hoffe, Ihren Beyfall zu haben. Wenigstens bin ich gewiß, daß er mir nicht entstehen würde, wenn ich Ihnen alle meine Bewegungsgründe mittheilen könnte und wollte. Ob ich hier oder da bin, daran ist so Wenigen so wenig gelegen, — — und mir am allerwenigsten! Das Halbdutzend Freunde, das ich ungern verlasse, hoffe ich auch in der Ferne zu behalten und zu nutzen.

Ich will jetzt schon anfangen, Sie aus der Ferne besser zu benutzen, liebster Freund. — Hr. Eberhard hat mir gesagt, daß Sie mit meiner Erklärung des Schreckens bey Aristoteles nicht zufrieden wären. — Ich fürchte, Sie werden mit mehr Dingen nicht zufrieden seyn, die ich so hingeschrieben habe, ohne Sie zu Rathe zu ziehen. — Er fügte hinzu, daß Sie auch etwas darüber aufgesetzt hätten. Schicken Sie mir das doch ja. Ich gehe in allem Ernst mit einem neuen Commentar über die Dichtkunst des Aristoteles, wenigstens desjenigen Theils, der die Tragödie angeht, schwanger.

Ich sage Ihnen dieses auch darum, daß Sie nicht glauben, daß ich mich aufs künftige lediglich unter den Alterthümern vergraben will. Ich schätze das Studium derselben gerade so viel, als es werth ist: ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unsrer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird.

Leben Sie wohl, bester Freund. Wenn ich mehr schreiben wollte, könnte Herr Eberhard den Brief nicht mit bekommen, und wenn er ihn nicht mit bekäme, bekämen Sie ihn auch wohl gar nicht.

Ihr

ergebenster

Lessing.

An Ramler.

Hamburg, d. 6. Novemb. 1768.

Liebster Freund,

Es war Ihr eigner Einfall, die Stücke meiner Dramaturgie für so viel Briefe an meine Freunde gelten zu lassen. Bey dem größten Theile derselben waren Sie meinen Gedanken am meisten gegenwärtig: die meisten sind also an Sie gerichtet. Gleichwohl habe ich nur erst eine einzige Antwort darauf. — Hiernächst habe ich, noch auf einem andern Wege, abermals vierunddreißig Briefe auf einmal an meine Freunde abgeben lassen, worunter gleichfalls verschiedne an Sie waren. Dennoch habe ich auf die weiter keine Antwort. Sie sehen, daß ich Ursache hätte, mich zu beschweren.

Sie sind krank gewesen, liebster Freund. — Aber wie kann man auch in Berlin gesund seyn? Alles, was man da sieht, muß einem ja die Galle ins Geblüt jagen. Kommen Sie geschwind nach Hamburg; wir wollen uns zu Schiffe setzen, und ein paar tausend Meilen in die Welt hineinschwärmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen gesunder wieder, als wir ausfahren — oder auch gar nicht, welches auf eins hinaus läuft.

Ich denke nicht, daß mir es in Rom länger gefallen wird, als es mir noch an einem Orte in der Welt gefallen hat. Wenn alsdann das Collegium de propaganda fide einen wohin zu schicken hat, wohin auch nicht einmal ein Jesuit will, so will ich dahin. — Wenn wir einander über zwanzig Jahre wieder sehen, was werde ich Ihnen nicht zu erzählen haben!

Erinnern Sie mich doch alsdann auch an unser hiesiges Theater. Wenn ich den Bettel nicht schon vergessen habe, so will ich Ihnen die Geschichte desselben haarklein erzählen. Sie sollen alles erfahren, was sich in der Dramaturgie nicht schreiben ließ. Und wenn wir auch alsdann noch kein Theater haben: so werde ich aus der Erfahrung die sichersten Mittel nachweisen können, in Ewigkeit keins zu bekommen. — Transeat cum cæteris erroribus! —

Noch habe ich eine Bitte an Sie. Schicken Sie mir, so bald als möglich, Ihre übersetzten Oden des Horaz. Mein Bruder kann sie

abschreiben. Ich verspreche Ihnen, ohne Ihr Vorwissen und Ihre Einwilligung keinen Gebrauch davon zu machen. Aber haben muß ich sie. Lassen Sie mir sie in der Ordnung abschreiben, in welcher die Schwierigkeit, das Metrum im Deutschen nachzuahmen, steigt; und die Rangfolge, welche Sie ihnen in Ansehung des Wohlklanges ertheilen würden, bemerken Sie mir in kleineren Nebenzahlen. Ich habe eben den Abt Girolamo del Buono vor mir, der alle Oden des Horaz in die nehmlichen Metra in seine Sprache übersetzt hat: aber nicht sehr glücklich. — — Ihr

ganz ergebenster,
Lessing.

An Christoph Gottlieb von Murr.

Hochwohlgebohrener Herr,
Hochzuehrender Herr,

Sie erlauben mir, Ihnen alle die Hindernisse und Abhaltungen zu verschweigen, welche Ursache sind, daß ich auf Dero angenehme Zuschrift vom 14ten September vorigen Jahres, itzt erst, und dazu nicht ungemahnet, antworte.

Ich kenne Dieselben schon längst als einen Mann von vieler und grosser Litteratur: ich begreife auch sehr wohl, daß mir die Ehre Dero nähern Bekanntschaft sehr vortheilhaft seyn könnte. Ich betauere aber nur, daß wir nicht an einem Orte zusammen leben. Denn zum schriftlichen Umgange bin ich so wenig aufgelegt, daß meine ältesten und vertrautesten Freunde, daß meine Aeltern und Anverwandte, oft in zwey drey Jahren keine Zeile von mir zu sehn bekommen.

Dennoch würden mir Dero schriftliche Anmerkungen über meinen Laokoon sehr willkommen gewesen seyn. Sie sollen mir auch noch gedruckt sehr willkommen seyn! Ich merke, was Sie besorgt macht, daß ich sie vielleicht nicht ohne Bitterkeit aufnehmen möchte. Es ist mein Betragen gegen den Hrn. Klotz und der Ton ohne Zweifel, den ich in meinen antiquarischen Briefen gegen diesen Mann zu nehmen gezwungen worden. Ich bin aber sehr überzeugt, daß sich Ew.

Hochwohlgebohren das dictatorische Ansehn nicht werden gegeben haben, welches sich dieser Mann giebt; daß Sie nicht der Art sind, Einwürfe, die Sie einem Schriftsteller machen, selbst, oder durch Ihre Freunde, in allen Zeitungen als unverzeihliche Fehler ausposaunen zu lassen, die Sie diesem Schriftsteller gewiesen hätten, wie das Hr. Klotz zu thun pflegt; ich bin sehr überzeugt, daß Sie mit mehr Einsicht, mit verdautern Kenntnissen, mit mehr Ueberlegung, Erinnerungen machen und Widerlegungen abfassen als Herr Klotz; daß es Ihnen mit diesen Erinnerungen und Widerlegungen lediglich nur um die Aufklärung der Sache, nur um die Wahrheit zu thun ist, und nicht um die Eitelkeit, alles beßer zu wißen, und auch da mit zu sprechen, wo man kein Recht hat mit zu sprechen. Was besorgen Sie also von mir? Je mehr Fehler und Irrthümer Sie mir zeigen, desto mehr werde ich von Ihnen lernen: je mehr ich von Ihnen lerne, desto dankbarer werde ich seyn. Und diese Dankbarkeit wird sich in jedem Worte, das ich etwa erwidern dürfte, zeigen! — Ich wünschte, daß Sie mich genauer kennten. Wenn die Meinung, die Sie vielleicht von meiner Gelehrsamkeit und meinem Geiste haben, dabey verlieren möchte: so bin ich doch gewiß, daß die Idee, die ich Ihnen von meinem Charakter zu machen wünschte, dabey gewinnen würde. Ich bin der unleidliche, ungesittete, stolze, schmähsüchtige Mann nicht, für den mich Hr. Klotz nunmehr ausschreyet. Es hat mir Mühe und Zwang gekostet, ein wenig bitter gegen ihn zu seyn. Aber ich frage Sie selbst, ob er es nicht verdient hat? Ich weis, Sie sind sein Freund: aber können Sie sich es denn darum selbst verbergen, daß dieser Ihr Freund ein sehr elendes Büchelchen von geschnittenen Steinen geschrieben hat, und daß er in diesem ganzen Fache nichts geschrieben hat, was ihn berechtigen könnte, nur mit dem tausenden Theile des Stolzes von sich zu sprechen, der ihn mir so lächerlich macht? —

Doch genug von diesem Manne, dessen ich sicherlich gar nicht erwähnen würde, wenn mir nicht daran gelegen wäre, Ihrer Besorgniß, die sich auf ihn beziehet, vorzubauen. — Aber wo sind sie denn, diese Ihre Anmerkungen über den Laokoon? Wenn sie bereits gedruckt sind, so würde es mir sehr angenehm gewesen seyn, sie zugleich mit Ihrem

zweyten Briefe zu erhalten. Sind sie es aber nicht, so erbitte ich mir sie wenigstens, sobald sie es sind. Denn es ist Zeit, wenn ich noch davon profitiren soll. Ich dürfte nicht sehr lange mehr in Deutschland seyn, und auch sobald nicht wieder Lust oder Gelegenheit haben, mich um die deutsche Litteratur zu bekümmern.

Aus Dero erstem Briefe ersehe ich noch, daß Sie in der Meinung stehen, als ob ich die Uebersetzung von Huart damals erst angekündigt hätte. Ich habe sie bereits 1751 in Wittenberg drucken lassen. Itzt würde ich mir ein besseres Buch zum Uebersetzen aussuchen, obgleich auch dieses viel gute Gedanken enthält, denen nichts als die Einkleidung in eine neuere philosophische Sprache mangelt.

Ich bin mit vollkommner Hochachtung

Ew. Hochwohlgebohrnen

Hamburg, den 25. Novemb. 1768. gehorsamster Diener

Lessing.

An Reiske.

Hamburg, den 12. Febr. 1769.

Es geschieht mit dem größten Vergnügen, daß ich Euer Hochedelgebohren anbei meine Aldinische Ausgabe des Demosthenes übersende. Ich habe sie bloß wieder zurückgekauft, weil ich nicht wußte, daß Sie selbst der Liebhaber wären, der darauf bieten ließ, und ich sie nicht in Hände kommen lassen wollte, aus welchen sie dem neuen Herausgeber dieses Griechen nicht so leicht zukommen dürfte. Sie ist zu Ihrem Gebrauch, auf so lange Zeit Sie wollen; und ich wünsche nur, daß sie die Mühe und Zeit belohnen mag, welche ein Mann darauf wenden wird, der aus seinem Kopfe mehr nehmen kann, als er auch von dem Gelehrtesten dabei angemerket finden könnte. Es ist mir schlechterdings unbekannt, wessen Hand es ist, der nicht allein die Druckfehler sorgfältig darinn verbessert, sondern auch manche richtigere Lesarten dabei citiret hat, die bekannt gemacht zu werden verdienen, sie mögen nun aus Vermuthung oder aus ältern Handschriften

geflossen seyn. Zwar vielleicht sind sie schon bekannt: denn ich habe nicht die Taylorsche Ausgabe, sondern nur hin und wieder die Wolfische damit zu vergleichen Zeit und Gelegenheit gehabt. Die größten Anmerkungen, die da und dort zur Erläuterung beigefügt sind, könnten wohl gar Stellen des Ulpians seyn. Denn ich bekenne, daß ich das wenigste zu entziffern fähig gewesen bin: besonders da sie bei einem neuen Beschneiden des Buchs gelitten haben. Ich bin begierig, das Zuverläßigere hierüber von Euer Hochedelgebohrnen zu erfahren.

Da ich übrigens kaum geglaubt hätte, Euer Hochedelgebohrnen auch nur dem Namen nach bekannt zu seyn, so muß mir der Beyfall, dessen Sie meine leichte Arbeiten würdigen, desto schmeichelhafter seyn. Ich hatte lange gewartet, ob sich niemand an den plumpen Goliath der gelehrten Philister machen wolle: endlich konnte ich seinen dummen Hohn unmöglich länger ertragen, ohne ihm ein paar Steine aus meiner Tasche an den Kopf zu werfen. Getroffen haben sie: ob er sie aber fühlen wird, das kömmt auf seinen dicken Schedel an. Ich weiß wohl, daß ihn wahre Gelehrte jederzeit verachtet haben, aber das weiß ich nicht, ob ihre stillschweigende Verachtung genug ist, das Publikum, welches er verwirret, an ihm zu rächen. Einer sollte doch endlich die Stimme erheben. Und wahrlich, wenn keine, oder doch so wenige, von meiner Seite zu seyn öffentlich bezeigen, so fürchte ich, er hat mich mit seinen in ganz Deutschland zerstreuten Spießgesellen in kurzem wieder überschrieen. Ihm aber immer auf dem Rücken zu sitzen, ist meine Sache auch nicht.

Die Mißhandlung, die er sich mit Ihrem deutschen Demosthenes erlaubt hat, muß jedes billigen Mannes Unwillen erregen. Aller der trivialen Dinge ungeachtet, die er dagegen sagt, sollte er doch wohl empfunden haben, wieviel ihm noch fehlt, um eine solche Uebersetzung machen zu können. Unsern kleinen Schönschreibern wird sie freilich wohl nie gefallen: aber Leute, welche Wahrheit und Nachdruck schätzen, welche wissen, wie weit die alte populaire Beredsamkeit sich von dem süßen Tone, von den gelehrten Sprachschnirkeln eines neuen Kanzelredners entfernet, werden sie um wie vieles nicht missen wollen; doch wem auch dieses nicht begreiflich zu machen, der muß sie doch wenigstens für den deutlichsten und sichersten Commentar des

Originals erkennen, und zugestehen, daß sich ein Reichthum der deutschen Sprache darinn zeiget, den so wenige unserer Schriftsteller in ihrer Gewalt haben.

Ich bin ꝛc.

Lessing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 26. März 1769.

Liebster Freund,

In drey Wochen längstens muß der zweyte Theil der antiquarischen Briefe fertig seyn. In dieser Zeit werde ich auch mit dem dritten Theile fertig, so daß sogleich damit fortgefahren werden kann. Was ich davon nicht selbst abgedruckt abwarten kann, werde ich mit allem Fleiße abgeschrieben zurücklassen. Denn länger als noch den künftigen Monat will und kann ich mich hier nicht verweilen. Mein Weg soll von hier nach Göttingen, Kassel und Nürnberg gehen. Ob von da weiter über Wien, das weiß ich selbst noch nicht. Wenigstens denke ich gar nicht mehr daran, mich in die geringste Verbindung einzulassen.

Mit der Recension meines Laokoon in dem letzten Stücke Ihrer Bibliothek kann ich sehr wohl zufrieden seyn. Ich denke, daß ich den Namen des Recensenten schon weiß. Aber was gehen mich Namen an? Die Person werde ich doch nicht kennen lernen. [1] Wenn er die Fortsetzung meines Buches wird gelesen haben, soll er wohl finden, daß mich seine Einwürfe nicht treffen. Ich räume ihm ein, daß Verschiedenes darin nicht bestimmt genug ist; aber wie kann es, da ich nur kaum den Einen Unterschied zwischen der Poesie und Malerey zu betrachten angefangen habe, welcher aus dem Gebrauche ihrer Zeichen entspringt, in so fern die einen in der Zeit, und die andern im Raume existiren? Beyde können eben sowohl natürlich, als willkührlich seyn;

[1] Es ist die Frage, ob Lessing auf den rechten Namen gerathen hat; die Recension ist von Garve. Nicolai.

folglich muß es nothwendig eine doppelte Malerey und eine doppelte Poesie geben: wenigstens von beyden eine höhere und eine niedrige Gattung. Die Malerey braucht entweder coexistirende Zeichen, welche natürlich sind, oder welche willkührlich sind; und eben diese Verschiedenheit findet sich auch bei den consecutiven Zeichen der Poesie. Denn es ist eben so wenig wahr, daß die Malerey sich nur natürlicher Zeichen bediene, als es wahr ist, daß die Poesie nur willkührliche Zeichen brauche. Aber das ist gewiß, daß je mehr sich die Malerey von den natürlichen Zeichen entfernt, oder die natürlichen mit willkührlichen vermischt, desto mehr entfernt sie sich von ihrer Vollkommenheit: wie hingegen die Poesie sich um so mehr ihrer Vollkommenheit nähert, je mehr sie ihre willkührlichen Zeichen den natürlichen näher bringt. Folglich ist die höhere Malerey die, welche nichts als natürliche Zeichen im Raume brauchet, und die höhere Poesie die, welche nichts als natürliche Zeichen in der Zeit brauchet. Folglich kann auch weder die historische noch die allegorische Malerey zur höhern Malerey gehören, als welche nur durch die dazu kommenden willkührlichen Zeichen verständlich werden können. Ich nenne aber willkührliche Zeichen in der Malerey nicht allein alles, was zum Costume gehört, sondern auch einen großen Theil des körperlichen Ausdrucks selbst. Zwar sind diese Dinge eigentlich nicht in der Malerey willkührlich; ihre Zeichen sind in der Malerey auch natürliche Zeichen: aber es sind doch natürliche Zeichen von willkührlichen Dingen, welche unmöglich eben das allgemeine Verständniß, eben die geschwinde und schnelle Wirkung haben können, als natürliche Zeichen von natürlichen Dingen. Wenn aber bey diesen Schönheit das höchste Gesetz ist, und mein Recensent selbst zugiebt (S. 353), daß der Maler alsdann auch in der That am meisten Maler sey: so sind wir ja einig, und, wie gesagt, sein Einwurf trifft mich nicht. Denn alles was ich noch von der Malerey gesagt habe, betrifft nur die Malerey nach ihrer höchsten und eigenthümlichsten Wirkung. Ich habe nie geläugnet, daß sie auch, außer dieser, noch Wirkungen genug haben könne; ich habe nur läugnen wollen, daß ihr alsdann der Name Malerey weniger zukomme. Ich habe nie an den Wirkungen der historischen und allegorischen Malerey gezweifelt, noch weniger habe ich diese Gattungen

aus der Welt verbannen wollen; ich habe nur gesagt, daß in diesen der Maler weniger Maler ist, als in Stücken, wo die Schönheit seine einzige Absicht ist. Und giebt mir das Recensent nicht zu? — Nun noch ein Wort von der Poesie, damit Sie nicht mißverstehen, was ich eben gesagt habe. Die Poesie muß schlechterdings ihre willkührlichen Zeichen zu natürlichen zu erheben suchen; und nur dadurch unterscheidet sie sich von der Prose, und wird Poesie. Die Mittel, wodurch sie dieses thut, sind der Ton, die Worte, die Stellung der Worte, das Sylbenmaß, Figuren und Tropen, Gleichnisse u. s. w. Alle diese Dinge bringen die willkührlichen Zeichen den natürlichen näher; aber sie machen sie nicht zu natürlichen Zeichen: folglich sind alle Gattungen, die sich nur dieser Mittel bedienen, als die niedern Gattungen der Poesie zu betrachten; und die höchste Gattung der Poesie ist die, welche die willkührlichen Zeichen gänzlich zu natürlichen Zeichen macht. Das ist aber die dramatische; denn in dieser hören die Worte auf willkührliche Zeichen zu seyn, und werden natürliche Zeichen willkührlicher Dinge. Daß die dramatische Poesie die höchste, ja die einzige Poesie ist, hat schon Aristoteles gesagt, und er giebt der Epopee nur in so fern die zweyte Stelle, als sie größten Theils dramatisch ist, oder seyn kann. Der Grund, den er davon angiebt, ist zwar nicht der meinige; aber er läßt sich auf meinen reduciren, und wird nur durch diese Reduction auf meinen, vor aller falschen Anwendung gesichert.

Wenn Sie mit Herrn Moses eine halbe Stunde darüber plaudern wollen, so melden Sie mir doch, was er dazu sagt. Die weitere Ausführung davon soll den dritten Theil meines Laokoons ausmachen.

So sehr ich aber mit der Recension des Laokoons zufrieden bin, so wenig bin ich es mit der von Heinekens Nachrichten. Sie ist ungerecht auf alle Weise. Warum soll sich Heineken nicht merken lassen, daß in der Familie Heinekens einmal ein gelehrtes Kind gewesen? Dieser Zug ist hämisch; und es ist mir nicht lieb, daß Sie dergleichen Bolzen für Hagedorn verschießen wollen, der doch sicherlich noch immer mehr Klotzens Freund ist, als Ihrer. Und hat denn Heineken in seiner Beantwortung der Recension in der Bibl. der schön. Wissensch. nicht etwa in den meisten Stücken Recht? War denn das Hagedor-

nische Raisonnement nicht etwa sehr schielend; so wie alles, was dieser Mann geschrieben hat? Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich Hagedornen für einen Gleißner halte, dem alles Lob willkommen ist, auch das plumpste von Klotzen, und der es sehr übel nimmt, daß man Klotzen, der ihn zum großen Lehrer des Schönen erhoben, jetzt so herunter setzt.

Nehmen Sie mir meine Freiheit nicht übel, und leben Sie wohl.

Dero
ergebenster Freund,
Lessing.

An Nicolai. (Nach Leipzig.)

Hamburg, d. 13. April 1769.

Liebster Freund,

Wenn Sie in der Messe Zeit haben zu schreiben: so melden Sie mir doch auch, was Neues da vorgeht. Und wenn von Klotzen oder sonst jemand etwas herausgekommen seyn sollte, was mich besonders interessiren könnte, so schicken Sie mir es gerade mit der Post. Z. E. Die Bogen aus der Bibliothek, welche die Recension des Laokoon enthalten. Die litterarischen Briefe habe ich schon. Wer muß den Quark geschrieben haben? Auch habe ich schon den 2ten Theil von Riedels Philos. Bibl. Dem Schlucker juckt auch die Haut! Aber ohne Zweifel denkt er, daß ich seine Briefe über das Publikum und die philos. Bibliothek hier in der neuen Zeitung recensirt habe, wo er garstig mitgenommen worden. Da irrt er sich aber.

Brauchen Sie noch einen guten Recensenten zu theologischen und philosophischen Schriften, so will ich Ihnen den Pastor Rautenberg in Braunschweig vorschlagen.

Da so viele Narren itzt über den Laokoon herfallen, so bin ich nicht übel Willens, mich einen Monat oder länger, in Kassel oder Göttingen auf meiner Reise zu verweilen, um ihn zu vollenden. Noch hat sich keiner, auch nicht einmal Herder, träumen lassen, wo

ich hinaus will. Aber Herder will ja die kritischen Wälder nicht geschrieben haben! Sagen Sie mir doch, wie ich seine Protestation desfalls nehmen soll. Der Verfasser sey indeß, wer er wolle: so ist er doch der einzige, um den es mir der Mühe lohnt, mit meinem Krame ganz an den Tag zu kommen.

Es ist mein völliger Ernst, den dritten Theil noch hier drucken zu lassen. Denn unter fünf bis sechs Wochen komme ich hier noch nicht weg. Antworten Sie mir, ob Sie es zufrieden sind. Ich mache mit Fleiß allerley Digressionen, damit es nicht lasse, als ob es mir sonst um nichts zu thun sey, als Klotzen lächerlich zu machen.

Ist es wahr, daß Hr. Moses in Leipzig ist? Ich dächte, er hätte wohl eben so gut nach Hamburg reisen können.

Noch muß ich Ihnen sagen, daß mir von Wien aus sehr ansehnliche Vorschläge gemacht werden. Sie werden aber leicht errathen, daß sie das Theater betreffen, um das ich mich nicht mehr bekümmern mag. Wenn ich also wenigstens meinen italiänischen Plan mit diesen Vorschlägen auf eine oder die andere Art nicht verbinden kann, so dürfte ich sie wohl gänzlich von mir weisen.

Noch eins: was sagt man zu meinem Epilog der Dramaturgie? Ich werde bei den Buchhändlern das Kalb in die Augen geschlagen haben; aber immerhin.

Dero

ergebenster Freund und Diener,

Lessing.

An Karl G. Lessing.

Hamburg, den 6. Julius 1769.

Lieber Bruder,

Ich danke Dir für die überschickten gedruckten Sachen. Deine Komödien kommen zwar ein wenig zu spät: denn Du kannst Dir leicht einbilden, daß sich meine Neugierde nicht so lange gedulden konnte. Ich habe sie gelesen, sobald sie hier zu haben waren. Und nun willst Du mein Urtheil darüber wissen? Wohl; aber merke Dir

voraus, daß es das Urtheil eines aufrichtigen Bruders ist, der Dich wie sich selbst liebt. Es muß Dich nicht beleidigen, wenn es Dich auch Anfangs ein wenig verdrießen sollte. Dein stummer Plauderer und Dein Lotterieloos haben meinen Beifall gar nicht; und es ist nur gut, daß Du diese sehr mittelmäßigen Versuche ohne Deinen Namen herausgegeben hast. Aber fürchtest Du denn nicht, daß Klotz ihn gar bald dennoch auskundschaften wird? Und wahrlich, Du hast ihm und seinen Gehülfen gar zu viel Prise gegeben. Der größte Fehler dieser Stücke ist eine platte Schwatzhaftigkeit, und der Mangel alles Interesse. Der Wildfang ist ungleich besser, und könnte schon unter den guten Stücken mit unterlaufen. Aber Du weißt, wie wenig davon Dein ist; und Du hast nicht wohl gethan, daß Du Deine Quelle verschwiegen.

Ich bitte Dich nochmals, meine Freimüthigkeit nicht übel zu nehmen. Wenn Du die trockne Wahrheit von mir nicht hörst, wer wird Dir sie denn sagen? Ich habe Dir es schon oft mündlich gesagt, woran ich glaube, daß es Dir fehlt. Du hast zu wenig Philosophie, und arbeitest viel zu leichtsinnig. Um die Zuschauer so lachen zu machen, daß sie nicht zugleich über uns lachen, muß man auf seiner Studierstube lange sehr ernsthaft gewesen seyn. Man muß nie schreiben, was einem zuerst in den Kopf kommt. Deine Sprache selbst zeugt von Deiner Ruschelei. Auf allen Seiten sind grammatische Fehler, und correct, eigen und neu ist fast keine einzige Rede. Ich nehme wiederum den Wildfang zum größten Theile aus. — Freylich muß ich Dir zum Trost sagen, daß Deine ersten Stücke immer so gut sind, als meine ersten Stücke, und wenn Du Dir nur immer zu jedem neuen Stücke, wie ich es gethan habe, vier bis sechs Jahre Zeit lässest, so kannst Du leicht etwas Besseres machen, als ich je gemacht habe, oder machen werde. Aber wenn Du fortfährst, Stücke über Stücke zu schreiben; wenn Du Dich nicht dazwischen in andren Aufsätzen übst, um in Deinen Gedanken aufzuräumen und Deinem Ausdrucke Klarheit und Nettigkeit zu verschaffen: so spreche ich Dir es schlechterdings ab, es in diesem Fache zu etwas Besonderem zu bringen; und Dein hundertstes Stück wird kein Haar besser seyn, als Dein erstes.

Nun genug gehofmeistert! Schreibe mir doch, lieber Bruder, was

von meinen Büchern noch vorräthig ist. Notire mir die vorzüglichsten nur mit einem Worte auf, damit ich urtheilen kann, ob es sich der Mühe verlohnt, sie hierher kommen und verauktioniren zu lassen. Ich muß alles zu Gelde machen, was ich noch habe; und auch so noch werde ich meine Reise nur kümmerlich bestreiten können.

Das Herz blutet mir, wenn ich an unsere Eltern denke. Aber Gott ist mein Zeuge, daß es nicht an meinem Willen liegt, ihnen ganz zu helfen. Ich bin in diesem Augenblicke so arm, als gewiß keiner von unserer ganzen Familie ist. Denn der ärmste ist doch wenigstens nichts schuldig; und ich stecke bei dem Mangel des Nothwendigsten oft in Schulden bis über die Ohren.

Gott mag helfen! Lebe wohl, und sey versichert, daß ich es recht gut mit Dir meinen muß, da ich so rund mit Deiner Eigenliebe zu Werke gehe.

Dein
treuer Bruder,
Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, d. 25. August 1769.

Liebster Freund,

Was Ihnen Gleim von Wien gesagt hat, ist ganz ohne Grund; aber Gleim hat von dem Projekte in Wien ohne Zweifel so reden wollen, wie man es allenfalls in Berlin noch einzig und allein goutiren könnte. Wien mag seyn wie es will, der deutschen Litteratur verspreche ich doch immer noch mehr Glück, als in Eurem französirten Berlin. Wenn der Phädon in Wien confiscirt ist: so muß es bloß geschehen seyn, weil er in Berlin gedruckt worden, und man sich nicht einbilden können, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe. Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freyheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freyheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freyheit muß sich der recht-

liche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frey zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es itzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht: und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist. Ein jeder thut indeß gut, den Ort, in welchem er seyn muß, sich als den besten einzubilden; und der hingegen thut nicht gut, der ihm diese Einbildung benehmen will. Ich hätte mir also wohl auch diese letzte Seite ersparen können. Leben Sie wohl, liebster Freund!

Dero

ergebenster

Lessing

An Karl G. Lessing.

Hamburg, den 4. Januar 1770.

Lieber Bruder,

Daß ich in Braunschweig gewesen, und was ich daselbst ausgerichtet, brauche ich Dir wohl nicht noch erst zu erzählen. Das Resultat von allem weißt Du, wodurch ich freylich für die Zukunft so ziemlich aus aller Verlegenheit gerissen bin. Aber für das Gegenwärtige ist darum meine Verlegenheit nicht geringer, und es wird mir noch viele Mühe und Sorge kosten, ehe ich mich ganz auf das Trockene setze. Ich stecke hier in Schulden bis über die Ohren, und sehe schlechterdings noch nicht ab, wie ich mit Ehren weg kommen will.

Ich wünschte nur, daß unsere Aeltern hiervon überzeugt seyn möchten, damit sie nicht etwa glauben, es liege bloß an meinem Willen, daß ich mein längst gethanes Versprechen noch nicht gehalten habe. Gott weiß, daß es mir nicht möglich gewesen, und daß ich noch nicht gewiß sagen kann, wann es mir möglich seyn wird.

Ehe ich in Wolfenbüttel eingerichtet bin, werde ich von meinem ordentlichen Gehalte wenig erübrigen können. Aber es ist mein fester Vorsatz, alles was ich erübrigen kann, dazu anzuwenden, daß ich mein Wort halte. Ich will gewiß auch Dich sodann nicht vergessen, und vielleicht erlauben es die Umstände, Dich wieder bey mir zu haben. Wenn Du Dich nur fürs erste bis dahin bergen kannst. Freylich hättest Du schlechterdings meinem Rathe und Deinem eigenen Vorsatze treuer bleiben, und Dich einer ernsthaften bürgerlichen Beschäftigung widmen sollen. Auch die glücklichste Autorschaft ist das armseligste Handwerk!

Du hast mir zuletzt ein Verzeichniß von rückständigen Büchern geschickt, die in den Auktionen nicht weggegangen. Sind sie denn aber auch alle noch in Deiner Gewalt, und kann ich sie hierher bekommen? Denn ich erinnere mich, einmal an Herrn Voß geschrieben zu haben, daß er z. E. das Journal des Savans und den Mercure zu sich nehmen solle. Ist das geschehen oder nicht? Was Du hast, und sich der Mühe verlohnt, packe ein, und schicke mir je eher je lieber. Vorher aber eine kleine Note, was Du mir schicken willst. Ich muß alles zu Gelde machen, und Bücher kann ich nun am ersten entbehren.

Lebe wohl und antworte mir bald.

Dein

treuer Bruder,

Gotthold.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich hoffe, daß mich meine Aeltern beßer kennen, als daß Sie mein so langes Stillschweigen irgend einer Art von Kaltsinnigkeit sollten zugeschrieben haben. Größtentheils der Verdruß, daß ich ihnen mein Wort nicht halten können, ist die Ursache, warum ich länger als Jahr und Tag nichts von mir hören laßen. Wenn indeß Karl so billig gewesen, aus meinen Briefen an ihn das, was sich dahin bezieht, mitzutheilen: so darf ich glauben, daß sie mehr Mitleiden mit mir haben werden, als daß sie im geringsten unwillig

gegen mich seyn sollten. Es wäre mir eine wahre Freude gewesen, dergleichen ich sicherlich in der Welt noch wenige gehabt, wenn es mir meine Umstände hätten erlauben wollen, meinen alten Vater aus einer Verlegenheit zu reißen, in die ich wohl weiß, daß ihn einzig seine Söhne gebracht haben. Aber so gut hat mir es nicht werden sollen. Schon damals, als ich es versprach, waren meine Umstände in der äußersten Verwirrung, und die ganze folgende Zeit sind sie immer schlechter und schlechter geworden. Ich war endlich in eine Last von Schulden gerathen, von der ich mich noch lange nicht durch den gänzlichen Verkauf aller meiner Bücher befreyen können; und es war die höchste Zeit, daß ich durch die hiesige Versorgung wiederum eine gewiße Einnahme erhielt.

Eigentlich ist es der Erbprintz, welcher mich hierher gebracht. Er ließ mich auf die gnädigste Art zu sich einladen; und ihm allein habe ich es zu danken, daß die Stelle des Bibliothekars, welche gar nicht leer war, für mich eigentlich leer gemacht ward. Auch der regierende Herzog hat mir hierauf alle Gnade erwiesen, deren ich mich von dem gesammten Hause zu rühmen habe, welches aus den leuthseligsten besten Personen von der Welt besteht. Ich bin indeß der Mensch nicht, der sich zu ihnen dringen sollte: vielmehr suche ich mich von allem, was Hof heißt, so viel möglich zu entfernen und mich lediglich in den Zirkel meiner Bibliothek einzuschränken.

Die Stelle selbst ist so, als ob sie von je her für mich gemacht wäre: und ich habe es um so viel weniger zu betauren, daß ich bisher alle andern Anträge von der Hand gewiesen. Sie ist auch einträglich genug, daß ich gemächlich davon leben kann, wenn ich nur erst wieder auf dem Trocknen, das ist, aus meinen Schulden, seyn werde: Sechs Hundert Thaler Gehalt, nebst freyer Wohnung und Holz auf dem fürstl. Schloße.

Das allerbeste aber dabey ist die Bibliothek, die Ihnen schon dem Ruhme nach bekannt seyn muß, die ich aber noch weit vortrefflicher gefunden habe, als ich mir sie jemals eingebildet hätte. Ich kann meine Bücher, die ich aus Noth verkauffen müßen, nun sehr wohl vergeßen. Ich wünschte in meinem Leben noch das Vergnügen zu haben, Sie hier herum führen zu können, da ich weis was für ein

großer Liebhaber und Kenner Sie von allen Arten von Büchern sind. Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabey keine andere, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen soll. Gewiß werde ich beides zu verbinden suchen: oder eigentlich zu reden, folget schon eines aus dem andern.

Gleich Anfangs habe ich unter den hiesigen Manuscripten, deren an 6000 vorhanden, eine Entdeckung gemacht, welche sehr wichtig ist, und in die Theologische Gelehrsamkeit einschlägt. Sie kennen den Berengarius, welcher sich in dem XIten Jahrhunderte der Lehre der Transsubstantiation widersetzte. Von diesem habe ich nun ein Werk aufgefunden, von dem ich sagen darf, daß noch kein Mensch etwas weis; ja deßen Existenz die Katholiken schlechterdings geleugnet haben. Es erläutert die Geschichte der Kirchenversammlungen des gedachten Jahrhunderts, die wider den Berengarius gehalten worden, ganz außerordentlich und enthält zugleich die unwidersprechlichsten Beweise, daß Berengarius vollkommen den nachherigen Lehrbegrif Lutheri von dem Abendmahle gehabt hat, und keines Wegs einer Meinung davon gewesen, die der Reformirten ihrer beykäme. Ich werde das ganze Manuscript herausgeben, und laße bereits vorläufig eine Ankündigung drucken, die ich Ihnen nächstens senden will.

Ob Ihnen sonst von meinen letzten Schriften einiges zu Gesichte gekommen, daran zweifle ich fast; und wenn es nicht geschehen, so ist es vielleicht eben so gut. Ich bin in Streitigkeiten verwickelt worden, daran ich im Grunde wenig Gefallen habe: und noch dazu mit einem Mann, dem Geh. Rath Kloz, der in Ermangelung von Gründen seine Gegner auf das pöbelhafteste verleumdet und schmähet. In den gelehrten Zeitungen werden Sie also gutes und böses von mir gelesen haben; und des letztern leicht mehr als des erstern.

Daß Carl eine Versorgung erhalten, bey der er nun nicht mehr nöthig hat, vom Schreiben zu leben, ist ein großes Glück für ihn. Er hat, wie er mir geschrieben, ebenfalls 600 Rthlr. jährlichen Gehalt, und kann damit weiter kommen, als ich, da er den Aufwand nicht zu machen braucht, den ich machen muß.

Wenn es Ihnen gefällig ist, mir bald wieder zu schreiben, so

können Sie versichert seyn, daß ich keinen einzigen Brief von nun an unbeantwortet laßen werde.

Der Frau Mutter, und meiner Schwester empfehl ich mich zu vielmalen, und ich bin äußerst erfreut, daß sich erstere noch so wohl befindet.

Künftiges Jahr komme ich zuverläßig nach Dresden, und werde sodann nicht allein meine Aeltern, sondern auch den Bruder Theophilus besuchen, den ich indeß herzlich grüßen laße.

Ich verharre

Dero

Wolfenbüttel
den 27. Julius 1770.

gehorsamster Sohn
Gotthold.

An Madame König.

(Lessings künftige Frau.)

Wolfenbüttel, den 25. Octbr. 1770.

Meine liebste Freundinn!

Gott gebe, daß Sie ja geglaubt haben, es müsse ein Brief von mir unterweges seyn: denn sonst kann ich erst in ein und zwanzig Tagen wiederum etwas von Ihnen hören. Das häßliche Wien, daß es so weit ist! Auf alle meine Briefe haben Sie mir nun geantwortet: und es kömmt darauf an, ob Sie mir einen aus freyem Willen schreiben. Einen wohl zwar — denke ich — aber den zweyten doch gewiß nicht.

Ich freue mich recht sehr, daß Sie glücklich in Wien angekommen sind, und alles daselbst nach Wunsch gefunden haben. An Freunden und Zerstreuung und Beschäftigung wird es Ihnen nicht fehlen; und ich kann daher ein großes Theil für Sie nun ruhiger seyn, als ich während der Reise seyn durfte, wo Sie Ihrer eigenen Gesellschaft überlassen waren. Denn Ihr Mädchen war so gut als keine, wo nicht gar noch schlimmer als keine. Zwar, wer weiß? Am Ende ist es doch wohl besser gewesen, daß das Creatürchen seine eigenen Angelegen-

heiten hatte, daß es liebte und trank, den ersten den besten Kerl und Wein — als wenn es ein gutes empfindliches Ding gewesen wäre, das seine Frau nicht aus den Augen gelassen, und um die Wette mit ihr geweinet hätte. Durch jenes wurden Sie Ihren eigenen Gedanken entrissen: durch dieses wären Sie in Ihrem Kummer bestärkt worden. Sie werden sagen, daß ich eine besondere Gabe habe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken. Die habe ich allerdings; und ich bin stolzer darauf, als auf alles, was ich weiß und kann. Sie selbst, wie ich oft gemerkt habe, besitzen ein gutes Theil von dieser Gabe, die ich Ihnen recht sehr überall anzubringen empfehle; denn nichts kann uns mit der Welt zufriedner machen, als eben sie.

Ho! ho! Ich fange gar an zu moralisiren: ich bitte Sie recht herzlich um Verzeihung. — Seit einigen Tagen denke ich mir Ihren Aufenthalt in Wien angenehmer, als jemals; und fange fast an zu zweifeln, ob man eben in Wien mehr als an andern Orten Gelegenheit hat, die nur gedachte Gabe, an dem Schlechten etwas Gutes aufzusuchen, in Ausübung zu bringen. Es mag wohl, denke ich nun, in Wien eben so viel gute und vortrefliche Leute geben, als irgend anderswo: die wenigstens, die gut da sind, können vielleicht recht sehr gut seyn. Sehen Sie, was ein Paar Beyspiele vermögen! Zwey Wiener Grafen und Kaiserliche Kammerherrn, von Winzek und von Chotek, haben sich auf ihrer Durchreise einige Tage hier aufgehalten, und außer dem Beyfalle, den sie bey Hofe erhalten — Sie wissen wohl, wie weit der Beyfall bey Hofe her ist — uns alle in Erstaunen gesetzt. Sie wissen eben so wohl, wen ich unter uns allen verstehe; die alle, welche ein Reisender nur einigermaßen dem Nahmen nach kennen kann. Sie haben jeden von diesen besucht; und von ungefähr war ich eben zu Braunschweig und logirte in meiner Rose, — in eben dem Zimmer, wo Sie logirt haben — und glücklicher Weise mußten diese Herren ebenfalls da einkehren. Es sind wirklich ein Paar vortrefliche Leute, voller Kenntniß und Geschmack. Sie sind auf ihrer Rückreise nach Wien, und werden zu Ende künftigen Monats da eintreffen. Erzählen Sie es ja in allen Gesellschaften, wie sehr sie hier gefallen haben, damit ihr guter Ruf ihnen zuvorkomme. E. machte ihnen das Kompliment, daß sie eine sehr merkwürdige

Ausnahme von ihren Landsleuten wären. Das Kompliment war nicht das feinste; aber die Antwort, die ihm der jüngere, welches der Graf Chotek ist, darauf ertheilte, war desto feiner: wir schämen uns, wenn wir es sind. Der andere ist schon ein Mann, und hat Güter in Italien, bey Mayland, wo er sich auch seit neun Jahren aufgehalten, in welcher Zeit er in Wien gar nicht gewesen, so daß ihn vielleicht auch da niemand kennt.

Ich darf nicht besorgen, daß Sie mich fragen: was gehen mich die Leute an? denn, wie gesagt, es sind recht sehr gute Leute; und alle gute Leute gehen einander an. Und nicht wahr, aus der nehmlichen Ursache sind Sie, und der schwedische Gesandtschaftsprediger auch um meinen ehrlichen Götzen so sehr besorgt? Mich wundert nur, daß man Ihnen aus Hamburg nichts davon geschrieben. Der letztvergangene Bußtag in Hamburg ist es gewesen, an welchem die Mine gesprungen. Götze fragte bey dem Magistrate an, wie es mit dem streitigen Gebete gehalten werden sollte, und bekam zur Antwort, daß es bey Seite gelegt, und ein anders dafür gewählt werden sollte. Voller Verdruß hierüber, bat er um Erlassung von seinem Seniorate, und erhielt sie sogleich. Man erzählt, seine Frau sey darüber vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, und will daraus schließen, daß ihm selbst die gesuchte Erlassung über alles Vermuthen gekommen. Aber nicht wahr, das ist daraus nicht zu schließen? Sondern alles was daraus zu schließen ist, ist dieses, daß sich natürlicher Weise eine Frau über den Verlust eines Titels nicht so leicht trösten kann, als der Mann. Wenn die Frau Seniorinn auf einmal wieder Frau Pastorinn werden soll, das ist keine Narrenspoſſe! Meinen Sie nicht? Jetzt sollen die abscheulichsten Pasquille wider diejenigen in Hamburg herum gehen, die Götzen zu diesem Schritte gezwungen: und wenn diese nichts helfen, so betauert er es am Ende doch wohl selbst, daß er das Heft aus den Händen gegeben.

Von andern Neuigkeiten aus Hamburg weiß ich, so zu reden, gar nichts. Denn ich muß es zu meiner Schande bekennen, daß ich in zwey Monaten an keinen Menschen dahin geschrieben. Meine verzweifelte Arbeit hat mich daran verhindert. Aber Gott sey Dank, nun bin ich damit zu Stande; und in dem nächsten Wiener Verzeich-

nisse von verbotenen Büchern, werden Sie den Titel wohl angezeigt finden. Sie glauben nicht, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bey unsern lutherischen Theologen gesetzt habe. Machen Sie sich nur gefaßt, mich für nichts geringeres, als für eine Stütze unserer Kirche ausgeschrieen zu hören. Ob mich das aber so recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren.

Das Wenige, was Sie mir von dem Wiener Theater melden, würde meine Neugierde eben nicht sehr reizen, wenn ich nicht kürzlich in verschiedenen Zeitungen gelesen hätte, daß nun bald das deutsche Theater in Wien allen Theatern in der Welt trotzen würde, nachdem der Herr von Sonnenfels die Aufsicht darüber erhalten. Besuchen Sie es doch also ja fleißig, und verschweigen Sie mir keines von den Wundern, die darauf erscheinen. Es soll mich sehr freuen, wenn S. in Wien mehr Gutes stiftet, als mir in Hamburg zu stiften gelingen wollen. Aber ich sorge, ich sorge, es wird dort auch zu nichts kommen. Schon des Herrn von S. allzustrenger Eifer gegen das Burleske, ist gar nicht der rechte Weg, das Publikum zu gewinnen. Wenn er indeß Ihnen, meine liebe Freundinn, nur recht viel Freundschaft in Wien erweiset: so will ich ihm von Herzen gern alle Fehler vergeben, die er in seiner Theater-Verwaltung machen dürfte.

Von den Theologen kam ich auf das Theater; nunmehr von dem Theater auf die Lotterie, und wir sind mit allem fertig, was in diesem und jenem Leben frommen und vergnügen kann. Die Hamburger Lotterie soll in den beyden letzten mahlen sehr glücklich gewesen seyn. Sie glauben nicht, wie ansehnliche Einsätze sie auch von hier erhält. Demohngeachtet zaudert und zaudert man, die hiesige zu Stande zu bringen. Ich kann nicht begreifen, woran es liegt. Aber es giebt ja auch in Wien eine solche Lotterie? Haben Sie da noch nicht eingesetzt? Wollen wir wohl auf folgende fünf Nummern zusammen einsetzen?

9. 13. 21. 57. 88.

Aber nicht höher als einen Louisd'or, welchen Sie nach Ihrem Belieben vertheilen mögen. Wenn wir in Wien darauf nichts gewinnen: so will ich es sodann in Hamburg damit versuchen. Oder bestimmen

Sie fünf Nummern, auf die wir in Berlin zusammen einsetzen wollen. —

Und nun ist ja wohl mein Brief lang genug. Sagen Sie mir aufrichtig, wie vielmal Sie ihn weggeworfen haben, ehe Sie bis hierher gekommen? Aber rächen Sie sich auch zugleich, indem Sie mir eben so weitläuftig antworten. Leben Sie recht wohl, meine Beste. Ich bin Ihr

ganz ergebenster

Lessing.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 11. November 1770.

Mein lieber Bruder,

Herr Moses wird Dir so etwas von einem Briefe mitgebracht haben, in welchem ich Dir versprach, nächstens mehr zu schreiben. Das will ich jetzt zu thun versuchen, obschon mein Kopf seit einigen Tagen auch nicht die geringste Anstrengung vertragen will. Doch ich weiß, Du nimmst mir es nicht übel, wenn ich auch noch so verwirrt und albern schreibe.

— — Es ist nicht mehr als billig, daß Du auch die Vertheidigung des P** gegen den Abt Pernetti übersetzest. Aber willst Du mir es nicht übel nehmen, wenn ich Dich erinnere, etwas mehr Achtsamkeit und Genauigkeit sowohl auf Deinen Styl als auf den Sinn Deines Verfassers zu wenden? Besonders sind Dir in Ansehung des letztern in den zwey Theilen einige wunderbare Fehler entwischt, die ich Dir wohl ein andermal mittheilen will. Ich bin es nicht, der sie bemerkt hat, sondern der hiesige Hofprediger Mittelstädt hat Deine Uebersetzung mit dem Originale verglichen, und mir einige derselben angezeigt; ob er schon die Uebersetzung überhaupt sonst nicht für schlecht erkennt.

Hiernächst aber rathe ich Dir sehr, weniger zu schreiben, das ist, weniger drucken zu lassen, und desto mehr für Dich zu studiren. Ich versichere Dich, daß ich diesen Rath für mein Theil selbst weit mehr befolgen würde, wenn mich meine Umstände weniger nöthigten, zu

schreiben. Da ich mit meinem ordentlichen Gehalte nur eben auskommen kann; so habe ich schlechterdings kein andres Mittel, mich nach und nach aus meinen Schulden zu setzen, als zu schreiben. Ich habe es, Gott weiß, nie nöthiger gehabt, um Geld zu schreiben, als jetzt: und diese Nothwendigkeit hat, natürlicher Weise, sogar Einfluß auf die Materie, wovon ich schreibe. Was eine besondere Heiterkeit des Geistes, was eine besondere Anstrengung erfordert; was ich mehr aus mir selbst ziehen muß, als aus Büchern: damit kann ich mich jetzt nicht abgeben. Ich sage Dir dieses, damit Du Dich nicht wunderst, wenn ich Deines Mißfallens ungeachtet, etwa gar noch einen zweyten Theil zum Berengarius schriebe. Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnsten ist: wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen. Ich fühle es, daß mir schon die Umarbeitung meiner alten Schriften mehr Zeit kosten wird, als der ganze Bettel werth ist. Indeß habe ich es Herrn Voß einmal zu thun versprochen, und ich will mein Möglichstes anwenden, wenn er auch nur jede Messe einen Band bekömmt.

Wahrlich, ich möchte Dir gern noch manches schreiben — besonders was Theophilus und unsere Mutter betrifft; — aber der Kopf ist mir über meine schurkischen Umstände vollends noch so wüste geworden, daß ich kaum mehr weiß, was ich schreibe. Lebe wohl. Ich bin

Dein

treuer Bruder,

Gotthold.

An Ramler.

Wolfenbüttel, den 16. Decemb. 1770.

Liebster Freund,

Tausend Dank für Ihre beiden vortrefflichen Oden! Daß Sie aber diesen Dank nicht eher bekommen, daran ist Ihr Milchbruder [1]

[1] So nannte Ramler den Hofrath Ebert, von dem sehr viele, und unter andern auch der regierende Herzog von Braunschweig gesagt hatten, daß er ihm außerordentlich ähnlich wäre. Nicolai.

Schuld, der die Oden mit sammt dem Briefe länger als vierzehn Tage bey sich gehabt, und sie mir erst heute wieder geschickt hat. So wie ich ihm Ihren Brief ganz geschickt habe, so will ich Ihnen auch nun seinen schicken: so erhalten Sie hübsch auf Einen Brief zwey Antworten, welches ich mir indeß gut zu schreiben bitte.

Die Ode an die Könige will ich mir dreymal laut vorsagen, so oft ich werde Lust haben, an meiner antityrannischen Tragödie zu arbeiten. Ich hoffe mit Hülfe derselben aus dem Spartacus einen Helden zu machen, der aus andern Augen sieht, als der beste römische. Aber wenn! wenn!

Diesen Winter gewiß nicht. Denn diesen werde ich wohl so ziemlich gerade an dem andern Ufer des Flusses, wo ich, auch unter dem Schnee, bunte Steinchen und Muscheln aufsuche, verschleudern, und verschleudern müssen. Sie werden mich wohl verstehen, wenn Sie von Herrn Voß oder meinem Bruder gehört haben, daß ich mich endlich bereden lassen, meine kleinen Schriften wieder herauszugeben, und mit den Sinngedichten den Anfang machen will; weil ich zum Glück oder zum Unglück, von diesen Dingen unter meinen alten Papieren noch eine ziemliche Anzahl gefunden habe, die nicht gedruckt sind, und mit welchen ich ungefähr die ersetzen kann, die von den gedruckten nothwendig wegbleiben müssen.

Aber glaubten Sie wohl, wie sehr ich dabey auf Sie gerechnet habe? — In allem Ernste, liebster Freund, was ich Sie nun bitten will, müssen Sie mir schlechterdings nicht abschlagen.

Mit heutiger Post schicke ich bereits die ersten vier Bogen von diesen erneuerten und vermehrten Sinngedichten, und sie sollen schlechterdings nicht eher in die Druckerey, als bis sie Ihre Censur passiret sind. Streichen Sie aus, was gar zu mittelmäßig ist (ich sage, gar zu mittelmäßig, denn leider müssen es nicht allein Sinngedichte, sondern Bogen voll Sinngedichte werden); und wo eins durch eine geschwinde Verbesserung sich noch ein wenig mehr aufstutzen läßt, so haben Sie doch ja die Freundschaft, ihm diese Verbesserung zu geben.[1]

[1] Ist geschehen; und Lessing verließ sich so sehr auf seinen Freund, daß er sich die Handschrift nicht erst zurückschicken, sondern sie in Berlin bey Voß drucken ließ. Nicolai.

Ihnen kann so etwas nicht viel Mühe kosten; denn Sie haben noch alle poetischen Farben auf der Palette, und ich weiß kaum mehr, was poetische Farben sind. Desgleichen wünsche ich, daß die Sinngedichte mit allen den orthographischen Richtigkeiten gedruckt würden, über die wir eins geworden, die mir aber zum Theil wieder entfallen sind.

Ich verlasse mich darauf, liebster Freund, daß Sie sich dieser Anfoderung auf keine Weise entziehen. Die Zeit, die Sie darüber verlieren, will ich Ihnen auf eine andere Art wieder einbringen: z. E. durch Beyträge zu dem zweyten Theil Ihrer gesammten Sinngedichte, die gewiß nicht schlecht sind, und sich zum Theil von Dichtern herschreiben, die itzt völlig unbekannt sind.

Erfreuen Sie mich indeß bald wieder mit einem Briefe, und leben Sie recht wohl.

Ihr

ganz ergebenster,

Lessing.

An Moses Mendelssohn.

Wolfenbüttel, den 9. Jan. 1771.

Bester Freund!

Ich komme von Braunschweig, wo ich vierzehn Tage gewesen bin: und ich habe nun einmal das Unglück, daß ich da auch nicht eine Feder anzusetzen im Stande bin, sonst würde ich Ihnen gewiß schon eher geantwortet haben.

Ich sahe, zufolge Ihres ersten Briefes, alle Stunden nach dem Ferguson aus, und war ärgerlich, daß Berlin und G. mit seinem J. einander so lange gefielen. Denn daß sie abgereist seyn sollten, ohne weiter an das Buch und an Sie zu denken, das hätte ich mir doch kaum träumen lassen: so ähnlich es schon diesen Leuten im Grunde sieht. Ich habe angemerkt, daß ein alter witziger Kopf und eine alte Jungfer die zwey wunderlichsten Geschöpfe in der Welt sind: und wenn ich nicht bedächte, an wen ich schreibe, so hätte ich eben

Lust, diese Gleichheit in einem schönen Epigramm auszuführen; unbekümmert, auch selbst darüber für einen alten witzigen Kopf gehalten zu werden.

Mit dem Ferguson will ich mir nun ein eigentliches Studium machen. Ich sehe schon aus dem vorgesetzten Inhalte, daß es ein Buch ist, wie mir hier gefehlt hat; wo ich größtentheils nur solche Bücher habe, die über lang oder kurz den Verstand, so wie die Zeit, tödten. Wenn man lange nicht denkt, so kann man am Ende nicht mehr denken. Ist es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigem Widerspruche wir nun schon einmal leben, und zu unserer Ruhe beständig fortleben müssen? Und von dergleichen Wahrheiten sehe ich in dem Engländer schon manche von weitem.

Wie auch solche, die ich längst für keine Wahrheiten mehr gehalten. Doch ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müssen. Daß ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer, zu wissen, wenn und wo man bleiben soll, und Tausenden für einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden.

Ob dieses nicht auch manchmal der Fall unsers Ungenannten gewesen, will ich nicht so geradezu leugnen. Nur Unbilligkeit möchte ich nicht gern auf ihn kommen lassen. Zwar ist Ihre Anmerkung sehr gegründet, daß man bey Beurtheilung gewisser Charaktere und Handlungen das Maaß der Einsicht und des moralischen Gefühls mit in Betrachtung ziehen müsse, welches den Zeiten zukomme, in die sie fallen. Allein doch wohl nur bey solchen Charakteren und Handlungen, die weiter nichts seyn sollen, als Charaktere und Handlungen bloßer Menschen? Und sollen das die seyn, von welchen bei dem Ungenannten die Rede ist? Ich bin versichert, er würde die ähnlichen Charaktere und Handlungen, wenn er sie im Herodotus gefunden hätte, ganz anders beurtheilet, und gewiß nicht vergessen haben, sich in ihre Zeiten und auf die Staffel ihrer Einsichten zurück zu stellen.

Aber sind Patriarchen und Propheten Leute, zu denen wir uns herablassen sollen? Sie sollen vielmehr die erhabensten Muster der Tugend seyn, und die geringste ihrer Handlungen soll in Absicht auf eine gewisse göttliche Oekonomie für uns aufgezeichnet seyn. Wenn also an Dingen, die sich nur kaum entschuldigen lassen, der Pöbel mit Gewalt etwas Göttliches finden soll und will: so thut, denke ich, der Weise Unrecht, wenn er diese Dinge blos entschuldigt. Er muß vielmehr mit aller Verachtung von ihnen sprechen, die sie in unsern bessern Zeiten verdienen würden, mit aller der Verachtung, die sie in noch bessern, noch aufgeklärtern Zeiten nur immer verdienen können. — Die Ursache, warum Ihnen ein solches Verfahren bey unserm Ungenannten aufgefallen ist, muß blos darinn liegen, daß Sie von jeher weniger gehalten gewesen, die getadelten Handlungen in dem Lichte der Göttlichkeit zu betrachten, in welchem wir sie schlechterdings betrachten sollen. —

Die Neugierde der bewußten Person nach dem Manuscript hat sich halten lassen. Er hat nicht eher wieder daran gedacht, als bis er mich vor einigen Tagen wieder zu sehen bekam. Ich fürchte, daß sein Verlangen, die Sache selbst besser einzusehen, ebenfalls nicht weit her ist: daher habe ich ihm auch nur blos die Vorrede mitgetheilt, unter dem Vorwande, daß Sie das übrige Manuscript bei sich hätten. Er muß nicht von mir denken, als ob ich ihm dergleichen Dinge aufdringen wolle.

Aber was ist das für ein neuer Angriff, der in den Jenaischen Zeitungen von Lavatern auf Sie geschehen? Ich lese diese Zeitung nicht, und habe sie auch in ganz Braunschweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freyheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein dürfen und können in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher, als andre ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.

Ich sende Ihnen hierbey auch Ihre Briefe von Bonnet zurück.

Der Name ist mir so ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte. Ich habe mich nicht enthalten können, dem Abt Jerusalem den Umstand von der Antedatirung der Vorrede zu der neuesten Ausgabe seines Buches zu erzählen. Der Abt sagte zu verschiedenen malen: das ist nicht artig. Und ich antwortete dem Abt jedesmahl: es ist mehr als nicht artig, es ist niederträchtig. Sie sind wahrlich verbunden, wenn Sie nicht gegen das andre Extremum des kleinen Schleichers ausschweifen wollen, den Umstand bekannt zu machen. — —

Dero

ergebenster Freund

Lessing.

An Gleim.

Wolfenbüttel, den 6. Junius 1771.

Liebster Freund,

Ich bleibe Ihnen meinen Dank für das angenehme Geschenk Ihrer Elise etwas lange schuldig. Aber Sie kennen meine Nachlässigkeit im Schreiben seit langer Zeit, und haben nie etwas Nachtheiliges daraus geschlossen. Sollten Sie nun erst anfangen, an meiner Freundschaft und Hochachtung darum zu-zweifeln? Das thun Sie gewiß nicht.

Elise hat mir sehr wohl gefallen, und würde mir ohne Zweifel noch mehr gefallen haben, wenn meine Empfindungen itzt nicht so selten mit dem Tone solcher Gedichte gleich gestimmt wären. Der Bücherstaub fällt immer mehr und mehr auf meine Nerven, und bald werden sie gewisser feiner Schwingungen ganz und gar nicht mehr fähig seyn. Aber was ich nicht mehr fühle, werde ich, ehemals gefühlt zu haben, doch nie vergessen. Ich werde, weil ich stumpf geworden, nie gegen diejenigen ungerecht werden, die es noch nicht sind; ich werde keinen Sinn verachten, weil ich ihn unglücklicher Weise verloren habe.

Daß ich aber hiermit nichts mehr von mir sage, als was die Wahrheit ist, davon wird Sie mein Scultetus sehr deutlich über-

führen. Ich vergebe es allen, die mich damit auslachen werden. Ich habe es mehr als einmal gesagt, daß es wenig Geschmack verräth, die Reime eines solchen Schulfuchses itzt wieder drucken zu lassen. Ich könnte mich zwar mit dem Orte entschuldigen, für den er eigentlich bestimmt war: für Zachariäs Sammlung. Aber ich will doch lieber gestehen, daß ich nun einmal leider so weit heruntergekommen bin, daß ich an Dingen Lust und Nahrung finde, die ein gesunder Magen für sehr saftlos und unverdaulich erklärt. — —

Dero

ganz ergebenster Freund

Lessing.

Meine liebe Mutter,

Ich würde Ihnen gewiß mit dem Herrn von Carlowitz geschrieben haben, wenn ich bey seiner Abreise im Stande gewesen wäre, Ihnen mein Versprechen zu halten. Aber dieses thun zu können, habe ich erst meine zu Johannis gefällige Besoldung heben müßen, womit es sich diesesmal länger als gewöhnlich verzogen hat. Sie werden mir es also vergeben, daß die zugesagten 50 Rthlr. erst nunmehr hierbey erfolgen; womit ich nichts als die Bitte verknüpfe, gewiß von mir zu glauben, daß ich die Summe gern vermehret hätte, wenn es mir möglich gewesen wäre. Ich hoffe indeß, und will mein bestes dazu thun, daß ich Ihnen in einigen Monaten wiederum eine kleine Remesse machen kann. Daß Sie es mit der Schwester nöthig haben werden, kann ich mir sehr leicht vorstellen: und Gott ist mein Zeuge, wie gern ich Sie aus aller Verlegenheit auf einmal setzen wollte, wenn ich mich nur selbst noch zur Zeit in beßern Umständen befände. Haben Sie also mit meinem Unvermögen Geduld, und seyn Sie versichert, daß ich dieses Unvermögen nicht bloß vorwende.

Es ist allerdings unsere Schuldigkeit, daß die Schulden, in welche ein so guter Vater durch seine Kinder gerathen ist, auch von seinen Kindern bezahlt werden. Ich habe mich auch schon mehr als einmal erbothen, sie sämmtlich über mich zu nehmen: das ist, sie schriftlich

über mich zu nehmen, und eine Obligation oder Wechsel dagegen auszustellen. Wem von unsern Schuldnern dieses gefällig ist, der kann zu der Zeit, die ich ihm festsetzen will, sich gewiße Bezahlung versprechen. Wer aber aus Grobheit oder Eigensinn sogleich baar bezahlt seyn will, — dem helfe Gott! Ich kann ihm nicht helfen, und zu Unmöglichkeiten ist kein Mensch verbunden. Es bekümmert mich auch wenig, was die Leute indeß sagen. Ich bin bey mir überzeugt, daß ich es mit dem Andenken meines Vaters rechtschaffen meine, und kein Mensch soll mit der Zeit einen Heller durch ihn verloren haben. Aber Zeit muß man mir laßen: oder man sage mir, wie ich es sonst anfangen soll.

Was das zu druckende Andenken anbelangt, so will ich mit nächsten an Theophilus weitläuftig darüber schreiben. So wie es Theophilus aufgesetzt hat, ist es recht gut: aber ich sehe wahrlich nicht ein, warum es, den dummen und boshaften Camzern zu gefallen, gedruckt werden muß. Eben so vollständige Nachrichten von unsers Vaters Leben sind schon an mehr als einem Orte gedruckt, und es ist immer noch Zeit, der Welt zu seinem Lobe etwas zu sagen. Nur muß das eben nicht in einem gedruckten Lebenslaufe seyn, wie er nach der Leichenpredigt abgelesen wird. Ich habe mir es fest vorgenommen, etwas aufzusetzen: aber es soll etwas seyn, was man weiter als in Camenz, und länger als ein Halbjahr nach dem Begräbniße lieset. Dazu aber brauche ich Zeit und Gesundheit, woran es mir leider itzt fehlet.

Beruhigen Sie sich also immer, meine liebste Mutter, über diesen Punkt! Die beste Ehre, die wir unserm verstorbnen Vater erzeigen können, ist, daß wir Sie um so viel mehr lieben, und so sehr als möglich ist unterstützen. Beides dieses gelobe ich Ihnen hiermit aus ganzem Herzen; und ich bin es auch von meinen übrigen Brüdern überzeugt, daß sie sich um die Wette darum bemühen werden. Leben Sie indeß mit der Schwester, die ich vielmals grüße, recht wohl, und versichern Sie mich bald, daß Sie allezeit in gutem an mich denken.

Dero

Wolfenbüttel
den 7 Julius 1771.

gehorsamster Sohn,
Gotthold.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 14. Nov. 1771.

Mein lieber Bruder,

Da ich heute an Herrn Voß den Anfang zum zweiten Theile der vermischten Schriften sende: so will ich auch zugleich auf Deinen letzten Brief, und besonders den vornehmsten Punkt desselben, antworten. Ich sage Dir also kurz und gut — Ob ich schon mit meiner gegenwärtigen Situation eigentlich nicht Ursache habe, unzufrieden zu seyn, auch wirklich nicht bin; so sehe ich doch voraus, daß meine Beruhigung dabey in die Länge nicht dauern kann. Besonders würde ich die Einsamkeit, in der ich zu Wolfenbüttel nothwendig leben muß, den gänzlichen Mangel des Umgangs, wie ich ihn an andern Orten gewohnt gewesen, auf mehrere Jahre schwerlich ertragen können. Ich werde, mir gänzlich selbst überlassen, an Geist und Körper krank: und nur immer unter Büchern vergraben seyn, dünkt mich wenig besser, als im eigentlichen Verstande begraben zu seyn. Folglich, wenn ich voraussetze, daß eine Veränderung mit mir endlich doch nothwendig seyn würde: so wäre es freylich eben so gut, wenn ich je eher je lieber dazu thäte; besonders, wenn diese Veränderung wirkliche Verbesserung meiner äußerlichen Umstände seyn könnte, die nach dem, was mir alles auf dem Halse liegt, viel zu kümmerlich sind. — Aber ein Vorschlag nach Wien? Was kann das für einer seyn? Wenn er das Theater betrifft: so mag ich gar nichts davon wissen. Das Theater überhaupt wird mir von Tage zu Tage gleichgültiger, und mit dem Wiener Theater, welches unter einem eigennützigen Impressario steht, möchte ich vollends nichts zu thun haben. Die schönsten Versprechungen, die bündigsten Verabredungen, die ich dort fordern und erwarten könnte, würden doch nur Versprechungen und Verabredungen von und mit einem Particulier seyn, und man müßte mir es hier sehr verdenken, wenn ich eine gewisse dauerhafte Versorgung ungewissen Aussichten aufopfern wollte. — Doch vielleicht betrifft der Vorschlag das Theater nicht, wenigstens nicht unmittelbar; und in diesem Falle, gestehe ich Dir, würde ich mich nicht sehr bedenken,

Wolfenbüttel mit Wien zu vertauschen. Ich setze voraus, daß ich bey diesem Tausch in allem Betracht gewönne.

So viel kannst Du dem Herrn Professor Sulzer in meinem Namen versichern, mit dem verbindlichsten Danke für seine gütige Verwendung bey dieser Sache. Ich erwarte sodann seine weitere Aeußerung, und zwar je eher je lieber, weil ich sonst hier gewisse Dinge allzulange verzögern müßte, die mich hernach mehr binden würden, als ich im Grunde itzt gebunden bin. Ueberreiche zugleich Herrn Sulzer ein Exemplar vom ersten Theile der vermischten Schriften. — — Dein

treuer Bruder,

Gotthold.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 31. Decbr. 1771.

Mein lieber Bruder,

Ich habe zur Zeit noch nichts in der bewußten Angelegenheit aus Wien vernommen, und ich muß Dir sagen, wenn man daselbst verlangt, daß ich erst zum Besuche hinkommen soll, so kann aus der ganzen Sache nichts werden. Denn denke nur selbst, wie unanständig und unsicher es seyn würde, zu einer solchen Reise den Herzog um Urlaub zu bitten. Sollte ich ihm die Wahrheit sagen? oder sollte ich sie ihm nicht sagen? Sagte ich sie nicht: was könnte ich für einen Vorwand brauchen? und welcher Vorwand würde wahrscheinlich genug seyn, daß man nicht sogleich hindurch sehen könnte? Sagte ich ihm aber die Wahrheit, nehmlich, daß ich mich in Wien besehen wollte, ob es mir zu einem beständigen Aufenthalt da gefiele: was könnte ich mir für eine Antwort gewärtigen?

Ich sehe nun überhaupt wohl, was es mit dem ganzen Dinge ist. Es steht in öffentlichen Blättern ja nun schon genug davon; und in den Erfurter Gelehrten Zeitungen lese ich, „daß Prof. Riedel mit einer sehr ansehnlichen Besoldung nach Wien zu der Stelle eines K. K. Raths berufen, und ihm dabey die freye Uebung der protestantischen

Religion gestattet worden. Er werde im Anfang künftigen Jahres seine Stelle antreten und in solchen Geschäften gebraucht werden, die für die Litteratur unsres Vaterlandes von größter Wichtigkeit seyn würden.“

Aber, lieber Gott! wenn die guten Wiener mit Riedeln den Anfang machen: was kann man sich viel davon versprechen? Und wenn sie Riedeln auf seine famam, und auf Treu und Glauben Anderer, sofort berufen können: warum wollen sie mich denn erst sehen? warum muthen sie mir denn erst eine Reise auf Besichtigung zu? Du wirst sagen, die Besichtigung sey für mich. Aber es kömmt mir ganz so vor, als ob sie eben sowohl für die Wiener seyn solle, wie für mich. Kurz, wie gesagt: ohne völlige Gewißheit zu haben, thue ich keinen Schritt. — Und zieht Riedel seinen ganzen Anhang nach sich, wie er ohne Zweifel zu thun suchen wird, so soll es mir eben so lieb seyn, wenn man mich läßt, wo ich bin. — Die Zeit wird es lehren. —

Also von andern Dingen. — Es thut mir leid, daß ich Dir in Deinem Vorhaben, etwas aus dem Englischen zu übersetzen, weder rathen noch helfen kann. In die Bibliothek kömmt von neuen englischen Sachen gar nichts, und Ebert hat auch seit langer Zeit nichts bekommen. Von denen, die Du in Vorschlag bringst, würde ich am meisten für Dowe's Nachricht von Hindostan seyn, aus Gründen, die Du selbst berührt hast. Doch ich bin nicht vermögend, Dir die neue Ausgabe zu schaffen. An den Buncle wollte ich nicht, daß Du Dich machtest. Zum Uebersetzen ist er schlechterdings nicht; und etwas Aehnliches aus ihm für deutsche Leser zu machen, das würde keine Meßarbeit seyn. Die Suffisance de la religion naturelle kenne ich nicht; aber, wenn sie so ist, wie Du sagst, so ist sie ein nützliches und gutes Buch, bey welchem ich bleiben würde.

Mit meiner Tragödie geht es so ziemlich gut, und künftige Woche will ich Dir die ersten drey Acte übersenden. Mich verlangt, was Du davon sagen wirst. Mache nur, daß sogleich daran kann gedruckt werden. — —

Lebe wohl und schreibe mir bald.

Dein

treuer Bruder,

Gotthold.

An Karl G. Lessing.

Braunschweig, den 10. Febr. 1772.

Liebster Bruder,

Es ist mir recht sehr lieb, daß Dir mein Ding von einer Tragödie noch so ziemlich gefallen hat. Und Deine Anmerkungen darüber sind mir sehr willkommen gewesen. Ich bitte Dich, auch in Ansehung des Ueberrestes damit fortzufahren.

Die Stelle S. 41. Die Furcht hat ihren besondern Sinn; muß ich Dir gestehen, ist, so wie sie ist, zwar kein Fehler des Abschreibers. Doch laß ich mir Deine Veränderung gefallen. Im Grunde soll es gar keine besondere tiefe Anmerkung seyn, welche Emilia freylich in ihrer Verfassung nicht machen könnte; sondern sie soll bloß damit sagen wollen, daß sie nun wohl sehe, die Furcht habe sie getäuscht. Aber freylich, der Ausdruck ist ein wenig zu gesucht. Wenn es der Claudia in den Mund gelegt wird, so laß hinter das Wort Sinn nur einen Strich (—) setzen, daß es mit dem Folgenden nicht zusammen ausgesprochen wird.

Was Du von dem Charakter der Emilia sagst, hat viel Wahres. Aber so ganz Recht kann ich Dir doch nicht geben, aus folgenden Ursachen:

1) Weil das Stück Emilia heißt, ist es darum mein Vorsatz gewesen, Emilien zu dem hervorstechendsten, oder auch nur zu einem hervorstechenden Charakter zu machen? Ganz und gar nicht. Die Alten nannten ihre Stücke wohl nach Personen, die gar nicht aufs Theater kamen.

2) Die jungfräulichen Heroinen und Philosophinnen sind gar nicht nach meinem Geschmacke. Wenn Aristoteles von der Güte der Sitten handelt, so schließt er die Weiber und Sklaven ausdrücklich davon aus. Ich kenne an einem unverheiratheten Mädchen keine höhere Tugenden, als Frömmigkeit und Gehorsam.

3) Zeigt denn jede Beobachtung der äußerlichen Gebräuche einer positiven Religion von Aberglauben und schwachem Geiste? Wolltest Du wohl alle die ehrlichen Leute verachten, welche in die Messe gehen, und während der Messe ihre Andacht abwarten wollen, oder Heilige

anrufen? — Wegen des Zuges mit dem Traume hast Du ganz Unrecht; wesfalls Du das Manuscript nur wieder nachsehen darfst. Emilia glaubt nicht an den Traum; sondern sie erkennt mit ihrer Mutter den Traum für sehr natürlich: wegen ihres größern Geschmacks an Perlen als an Steinen. Aber, ob sie schon nicht an den Traum als Vorbedeutung glaubt: so darf er doch gar wohl sonst Eindrücke auf sie machen. Appiani ist es, der sich dabey länger aufhält, als sie beyde. Aber auch den lasse ich die Ursache davon angeben.

4) Am Ende wird denn auch freylich der Charakter der Emilia interessanter, und sie selbst thätiger. — Nur käme das ein wenig zu spät, wenn es wahr wäre, daß sie schon einen kleinen Begriff von sich erweckt hätte. —

Doch es sey auch mit dem allen, wie es wolle; wenn das Stück nur im Ganzen Wirkung hervorbringt.

Das Süjet davon war eins von meinen ältesten, das ich einmal in Hamburg auszuarbeiten anfing. Aber weder das alte Süjet noch die Hamburger Ausarbeitung habe ich jetzt brauchen können, weil jenes nur in drey Acte abgetheilt, und diese so angelegt war, daß sie nur gespielt, aber nie gedruckt werden sollte.

Was Du von dem Charakter der Orsina sagen wirst, verlangt mich am meisten zu hören. Wenn er einer guten Schauspielerin in die Hände fällt, so muß er Wirkung thun.

Antworte mir je eher, je lieber, und wenn es unter acht bis zehn Tagen geschieht, so antworte mir nur recta nach Braunschweig, wo ich mich bis gegen den 20sten aufhalten werde. Lebe wohl.

Dein

treuer Bruder,

Gotthold.

An Gleim.

Wolfenbüttel, d. 22. März 1772.

Liebster Freund,

Sie haben mir mit Ihren Liedern für's Volk eine wahre und große Freude gemacht. —

Man hat oft gesagt, wie gut und nothwendig es sey, daß sich der Dichter zu dem Volke herablasse. Auch hat es hier und da ein Dichter zu thun versucht. Aber noch keinem ist eingefallen, es auf die Art zu thun, wie Sie es gethan haben: und doch denke ich, daß diese Ihre Art die vorzüglichste, wo nicht die einzig wahre ist.

Sich zum Volke herablassen, hat man geglaubt, heiße: gewisse Wahrheiten (und meistens Wahrheiten der Religion) so leicht und faßlich vortragen, daß sie der Blödsinnigste aus dem Volke verstehe. Diese Herablassung also hat man lediglich auf den Verstand gezogen; und darüber an keine weitere Herablassung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuschenden Versetzung in die mancherley Umstände des Volkes besteht. Gleichwohl ist diese letztere Herablassung von der Beschaffenheit, daß jene erstere von selbst daraus folgt; da hingegen jene erstere ohne diese letztere nichts als ein schales Gewäsch ist, dem alle individuelle Application fehlt.

Ihre Vorgänger, mein Freund, haben das Volk bloß und allein für den schwachdenkendsten Theil des Geschlechts genommen; und daher für das vornehme und für das gemeine Volk gesungen. Sie nur haben das Volk eigentlich verstanden, und den mit seinem Körper thätigern Theil im Auge gehabt, dem es nicht sowohl am Verstande, als an der Gelegenheit fehlt, ihn zu zeigen. Unter dieses Volk haben Sie sich gemengt: nicht, um es durch gewinstlose Betrachtungen von seiner Arbeit abzuziehen, sondern um es zu seiner Arbeit zu ermuntern, und seine Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe, und zugleich zur Quelle seines Vergnügens zu machen. Besonders athmen in Ansehung des letztern die meisten von diesen Ihren Liedern das, was den alten Weisen ein so wünschenswerthes, ehrenvolles Ding war, und was täglich mehr und mehr aus der Welt sich zu verlieren scheint: ich meine jene fröhliche Armuth, laeta paupertas, die dem Epikur, und dem Seneca so sehr gefiel, und bey der es wenig darauf ankömmt, ob sie erzwungen oder freiwillig ist, wenn sie nur fröhlich ist.

Sehen Sie, mein Freund, das wäre es ungefähr, was ich Ihren Liedern vorzusetzen wünschte, um den aufmerksamern Leser in den eigentlichen Gesichtspunkt derselben zu stellen. Aber wo bin ich mit

meinen Gedanken? und wie wenig geschickt, den geringsten Einfall so auszuarbeiten, als es die Stelle, die ich ihm geben wollte, verdiente?

Ich hätte Ihnen auch schon eher geantwortet, wenn ich nicht in der dringendsten und zugleich unangenehmsten Arbeit bis über die Ohren steckte. Der alte verlegene Bettel meiner vermischten Schriften kostet mir viele Zeit: und noch mehr hat mir das neue Stück weggenommen, das ich Ihnen hierbey schicke — oder vielmehr der Freundin meiner Minna schicke. — Meynen Sie nicht, daß ich der Mädchen endlich zu viel mache? Sara! Minna! Emilia!

Leben Sie wohl, bester Freund, und empfehlen Sie mich dem Herrn Jacobi und Herrn Michaelis. Des letztern beyde Briefe sind, im Ganzen genommen, vortrefflich. Nur einige kleine Dunkelheiten und Nachlässigkeiten in dem ersten hätte er sich nicht erlauben sollen, hätten ihm seine Freunde in Halberstadt, in deren Werken alles so ausgefeilt, alles so voller Licht ist, nicht sollen hingehen lassen.

Dero

ganz ergebener

Lessing.

An Ramler.

Braunschweig, den 21. Aprill 1772.

Liebster Freund,

Wie sehr ich Ihnen für Ihren Beyfall und Ihre freundschaftliche Bemühung, meiner Emilie eine gute Aufnahme zu verschaffen, verbunden zu seyn Ursache habe, das können Sie nur selbst am besten erachten. — Aber nun auch die bessere Art des Beyfalls, die wir einander unter uns geben können: Ihre Kritik! Sie haben mir sie versprochen und ich erwarte sie so gewiß, als bald. Kritik, will ich Ihnen nur vertrauen, ist das einzige Mittel mich zu mehrerem aufzufrischen, oder vielmehr aufzuhetzen. Denn da ich die Kritik nicht zu dem kritisirten Stücke anzuwenden im Stande bin; da ich zum Verbessern überhaupt ganz verdorben bin, und das Verbessern eines dramatischen

Stücks insbesondere fast für unmöglich halte, wenn es einmal zu einem gewissen Grade der Vollendung gebracht ist, und die Verbesserung mehr als Kleinigkeiten betreffen soll: so nutze ich die Kritik zuverlässig zu etwas Neuem. — Also, liebster Freund, wenn auch Sie es wollen, daß ich wieder einmal etwas Neues in dieser Art machen soll; so sehen Sie, worauf es dabey mit ankömmt: — mich durch Tadel zu reitzen, nicht dieses Nehmliche besser zu machen, sondern überhaupt etwas Besseres zu machen. Und wenn auch dieses Bessere sodann nothwendig noch seine Mängel haben muß: so ist dieses allein der Ring durch die Nase, an dem man mich in immerwährendem Tanze erhalten kann. —

Melden Sie mir doch auch mit einem Worte, wie die Vorstellung bey Koch ausgefallen. Die hiesige bei Döbbelin habe ich noch nicht gesehen; aber man sagt durchgängig, daß Emilia unter allen seinen Stücken dasjenige ist, was er am besten spielt. — Ueberbringer wünschte sehr, ein Paar Zeilen von mir an Sie zu haben: und diese sind es nur eben, die ich ihm jetzt in der Geschwindigkeit geben kann. Ich befinde mich jetzt manchen Tag wieder nichts weniger als wohl, an welchem mein Kopf so schwach, so dumm ist, daß ich nur noch kaum den Wunsch thun kann: Ach, wenn doch Müßiggehen Arbeiten wäre!

Jetzt schließe ich noch mit dem Wunsche, daß Sie diesen Wunsch nicht auch zu thun Ursache haben mögen.

Dero

ganz ergebenster Freund,

Lessing.

An Wieland.

Ich glaube einem Manne zu antworten, der es nicht erst seit gestern weiß, wie unendlich hoch ich ihn schätze. Aber eben das macht meine Antwort um so schwerer.

Dieser Mann, weit unter dem, in der vermessensten Stunde meiner Eigenliebe, ich mich immer in allem gefühlt, worauf Schriftsteller stolz seyn können, — dieser Mann versichert mich, über eines

meiner Werke, von dem ich nicht wünschte, daß es mein bestes bleiben möchte, seines Beifalls auf eine Art — auf eine Art! Ironie kann es nicht seyn. Was soll ich diesem Manne antworten? Gänzliche Ablehnung seines Lobes wäre Beleidigung; Gegenlob wäre eben so große Beleidigung; und schaler. Er antworte sich selbst, statt meiner.

Aber wenn Emilia nicht völlig die Wirkung eines ungewohnten betriegerischen Weines auf ihn gehabt hat, der unsere Geister eben so schnell wieder sinken läßt, als schnell er sie erhoben; wenn er izt in einer kalten nüchternen Stunde — und ich habe leider meine Antwort bis auf diese kalte Stunde verschieben müssen; — wenn er izt seinen Brief nicht bereuet: welche gefährliche Reizung für mich! Ist der vollkommenste Leser den ich mir denken kann damit zufrieden: wohl gut —

Doch er besorge nicht, daß ich sein Lob misbrauchen werde. Ich will es nicht vergessen, daß der vollkommenste Leser auch zugleich der gutherzigste ist. Was er selbst hinzudenkt, macht ihn wärmer, als was er lieset: und doch hat er die Gefälligkeit, seine ganze Empfindung dem Buche zu danken.

Aber nun genug den Autor reden lassen. — Ach, mein liebster Wieland! — denn so habe ich Sie jederzeit in Gedanken genennet. Sie glauben nur, daß wir Freunde werden könnten? Ich habe nie anders gewußt, als daß wir es längst sind. Eine Kleinigkeit fehlt: uns gesehen zu haben. Eine wahre Kleinigkeit; denn ich bin gewiß, mit dem ersten Anblicke werde ich Sie schon viele Jahre gesehen zu haben glauben. Und doch wünschte ich sehr, daß auch diese Kleinigkeit unserer Freundschaft nicht fehlte.

Vielleicht daß Ihre gegenwärtige Veränderung uns bald einmal zusammenbringt. Diese Veränderung — o daß Sie eben so gut dabey fahren mögen, als der Prinz!

Ich sage Ihnen, liebster Wieland, wir sind alte Freunde, und Sie sehen, wie völlig ich Sie auf den Fuß eines alten Freundes genommen habe. Ich antworte Ihnen so spät: aber ich bin krank gewesen; und ich bin noch nicht gesund. Lassen Sie mich diesen Zufall nicht entgelten. Ich antworte wenig Leuten gern; aber gewissen, um so viel lieber. Wollen Sie es noch einmal versuchen? Mir wenigstens zu sagen, daß Sie meiner Entschuldigung glauben.

Vor einigen Tagen überraschte mich Herr Seyler. Wer das dritte Wort unsers Gesprächs gewesen, mag er Ihnen selbst sagen. Der Mann ist gut; aber in gewissen Umständen können nur wenig Menschen so gut scheinen, als sie sind. Wenn Sie sich seiner in Weimar annehmen können, thun Sie es ja. Was soll der rechtschaffene Mann bei Hofe, wenn er Unglücklichen nicht helfen will? Aber wem sag' ich das?

Leben Sie recht wohl, mein liebster Wieland; und lassen Sie mich dieses ja vor vier Monaten geschrieben haben.

Wolfenbüttel, den 2. Septbr. 1772.

Leßing.

An Nicolai.

Braunschweig, d. 22. Octob. 1772.

Liebster Freund,

Ihr Brief ist mir recht sehr angenehm gewesen. Denn daß es mir nicht ganz gleichgültig seyn kann, wie die Vorstellung meiner Emilia bey Ihnen ausgefallen, das versteht sich; und wenn ich es schon nicht Wort haben wollte, so würden Sie mir es doch nicht glauben. Aber das war mir freylich nicht angenehm zu ersehen, daß sie eben nicht zum besten ausgefallen seyn müsse. Denn, mit Ihrer Erlaubniß, wenn das Stück, nach der Scene der Mutter mit dem Marinelli, ein wenig matt zu werden geschienen hat, so liegt es nothwendig an dem Spiele des Vaters und der Orsina. Denn daß das Interesse von jener Scene an nicht immer stiege: das wüßte ich doch wahrlich nicht. Madame Starke kann auch wohl, bey allem ihrem vortrefflichen Spiele, zu vortrefflich gespielt haben. Denn auch das ist ein Fehler: und ein verständiger Schauspieler muß nie seine Rolle, wo es nicht nöthig ist, zum Nachtheil aller andern heben. — Aber was mich noch mehr als die Vorstellung meines Stücks interessirt hat, war Ihr eignes Urtheil darüber zu vernehmen. Ich will darauf schwören, und wenn Sie wollen, auch wetten, daß Sie in den meisten Stücken Ihrer Kritik Recht haben mögen. Nur untersuchen mag ich

es jetzt nicht. Ich danke Gott, daß ich den ganzen Plunder nach und nach wieder aus den Gedanken verliere, und will mir ihn durch eine solche Untersuchung nicht wieder auffrischen. Ich habe in dieser Absicht wohl noch mehr gethan: ich habe der hiesigen Vorstellung nicht ein einzigesmal beygewohnt. Ehe ich die dramatische Arbeit nicht gänzlich wieder aus dem Kopfe habe, will keine andere hinein. Aber warum muß ich sie denn aus dem Kopfe haben?

Fragen Sie das? — Ich will nicht hoffen, daß Sie es in Ernst fragen. — Mir ist dieser Tage eingefallen: ob denn die Fortsetzung unsrer antiquarischen Briefe nothwendig, und mit Klotzen abgestorben seyn muß? Der Ton kann und muß freylich nicht mehr der nehmliche seyn: denn es ist eben so unanständig als unnützlich, sich mit einem Todten zu zanken, der sich selbst weder mehr bessern, noch andre mehr verführen kann. Aber die trocknen Anmerkungen gegen sein Buch, und zwanzig andre Bücher des nehmlichen Inhalts, die sich nach der Zeit bey meiner umschweifenden Lectüre sehr vermehrt haben, wären doch wohl der Mühe werth, gesagt zu werden. Lassen Sie mich Ihre Gedanken einmal darüber hören: und leben Sie für jetzt recht wohl.

Dero

ergebenster Freund,

Lessing.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 28. Oct. 1772.

Lieber Bruder,

Du weißt es ja wohl schon längst, wie es mit mir steht, wenn ich in langer Zeit von mir nichts hören lasse, nehmlich, daß ich sodann äußerst mißvergnügt bin. Wer wird durch Mittheilung und Freundschaft die Sphäre seines Lebens auch zu erweitern suchen, wenn ihm beynahe des ganzen Lebens ekelt? Oder, wer hat auch Lust, nach vergnügten Empfindungen in der Ferne umher zu jagen, wenn er in der Nähe nichts um sich sieht, was ihm deren auch nur Eine

gewähren könnte? Krank bin ich nun schon seit geraumer Zeit nicht mehr, und bin daher auch schon seit geraumer Zeit nicht müßig gewesen. Ich habe gearbeitet, mehr als ich sonst zu arbeiten gewohnt bin. Aber lauter Dinge, die, ohne mich zu rühmen, auch wohl ein größerer Stümper eben so gut hätte machen können. Ehestens will ich Dir den ersten Band von Beiträgen zur Geschichte und Litteratur, aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel rc. schicken, womit ich so lange ununterbrochen fortzufahren gedenke, bis ich Lust und Kräfte wieder bekomme, etwas Gescheidteres zu arbeiten. Das dürfte aber so bald sich nicht ereignen. Und in der That, ich weiß auch nicht einmal, ob ich es wünsche. Solche trockne Bibliothekar-Arbeit läßt sich so recht hübsch hinschreiben, ohne alle Theilnehmung, ohne die geringste Anstrengung des Geistes. Dabey kann ich mich noch immer mit dem Troste beruhigen, daß ich meinem Amte Genüge thue, und manches dabey lerne; gesetzt auch, daß nicht das Hundertste von diesem Manchen werth wäre, gelernt zu werden. — Doch warum schreibe ich Dir dies alles, und mache Dich unruhiger, als Du bey meinem gänzlichen Stillschweigen nicht gewesen seyn würdest? — Ich wünsche, daß Du Deines Theils wirklich so vergnügt seyn magst, als Du es in Deinem Briefe ungefähr scheinst. Daß Du lange damit an Dich gehalten, in der Meynung, ich sey verreist, thut mir leid. Ich bin den ganzen Sommer nicht weiter gekommen, als von Braunschweig nach Wolfenbüttel, und von Wolfenbüttel nach Braunschweig. Und auch diese Veränderungen werde ich mir schlechterdings aufs künftige versagen müssen. Doch das soll mein geringster Kummer seyn, und ich will mich gern noch weit mehr aller Gesellschaft entziehen, um hier in der Einsamkeit zu kahlmäusern und zu büffeln, wenn ich nur sonst von einer andern Seite meine Ruhe wieder damit gewinnen kann.

Was Dir Graf von der Dresdner Agrippine gesagt hat, hatte ich auch bereits von daher gehört. Aber wenn auch nur dieses wahr ist, daß der Kopf nicht zu dem Körper paßt: ist es dann nicht schlimm genug, daß Winkelmann und Casanova von diesem Umstande gänzlich geschwiegen? Ob der Kopf für sich genommen, endlich auch antik oder nicht antik ist, geht mich gar nichts an, und ich habe gar nicht nöthig,

mich darauf einzulassen. Er sey es immerhin. Genug, diese Statue ist nicht nur ohne diesen, sondern ohne allen Kopf in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Rom ausgegraben worden; und dieses ist, was die Dresdner großsprecherischen Kenner entweder nicht wissen, oder nicht wissen wollen. Ich habe es hier in der Bibliothek von ungefähr entdeckt, wo diese Statue ehedem, nicht allein ohne Kopf, sondern auch ohne Arme, die ebenfalls neu sind, gestanden. Aber sage Du, lieber Bruder, wenn Du von der Sache sprechen mußt, dieses eben nicht weiter. Denn wenn sie in Dresden nachzusuchen anfangen, so könnten sie leicht dahinter kommen; und ich möchte gern einmal mit diesem Exempel die windigen Künstler beschämen, die immer auf ihren untrüglichen Geschmack pochen, und alle antiquarische Gelehrsamkeit, die man aus Büchern schöpft, verachten.

Murr ist ein —, der mir endlich einen Brief abgequält, und der bloß mir zum Possen diesen Brief jetzt drucken lassen, und den ganzen Quark von Klotzens Leben gegen mich geschrieben hat, weil ich ihm seitdem nie wieder auf einen Brief geantwortet habe.

Die Lippertschen Abdrücke sind allerdings ein sehr elendes Sammelsurium. Aber à propos dieser Abdrücke: ist es denn wahr, daß Herr Meil die beyden Steine gestochen? Er soll mir die Platten schicken, oder wenigstens einen Abdruck davon, und mir melden lassen, was ich ihm dafür schuldig bin; so will ich das Geld an ihn einsenden.

Ich wünsche sehr, daß es wahr seyn mag, daß der König endlich für Kochen etwas thun will. Hier thut der Herzog für Döbbelin mehr, als er werth ist, ob es gleich dem ungeachtet nicht mit ihm geht. Er ist ein — —, der zur wahren Aufnahme des Theaters eben so wenig thun kann als will.

Nun lebe wohl, und schreibe mir bald wieder.

Dein

treuer Bruder,

Gotthold.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 5. December 1772.

Mein lieber Bruder,

— — Herr Voß hat mir noch nicht geantwortet. Wenn er böse auf mich ist, so thut es mir leid. Gott weiß, daß es mir unmöglich gewesen, bisher mehr für ihn zu arbeiten. Die Beyträge mußten schlechterdings gemacht seyn: denn ich will auch nicht umsonst Bibliothekar heißen; und es würde mir am Ende sehr verdacht werden, wenn ich mich mit lauter fremden Arbeiten beschäftigte. Den zweyten Theil meiner vermischten Schriften soll er auf Ostern gewiß haben; was ich ihm aber sonst auf diese Zeit versprechen könnte, wüßte ich nicht. Denn daß ich etwas wieder für das Theater machen sollte, will ich wohl bleiben lassen. Kein Mensch unterzieht sich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat, weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen kostet, könnte ich gut und gern mit weniger Mühe hundert andere Bogen schreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberschlage, wenigstens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien zusammengerechnet, deren jedes ich innerhalb sechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich, für nichts und wieder für nichts, sechs Wochen auf die Folter spannen? Sie haben mir von Wien aus neuerdings hundert Dukaten für ein Stück geboten: aber ich will hundert Louisd'or; und ein Schelm, der jemals wieder eins macht, ohne diese zu bekommen! Du wirst sagen, daß dies sehr eigennützig gedacht sey, gesetzt daß meine Stücke auch so viel werth wären. Ich antworte Dir darauf: jeder Künstler setzt sich seine Preise; jeder Künstler sucht so gemächlich von seinen Werken zu leben, als möglich: warum denn nun nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louisd'or werth sind; so sagt mir lieber gar nichts mehr davon: denn sie sind sodann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder ansetzen; und wenn sie auch in diesem Stücke auf immer einzig und allein von meiner Feder abhangen sollte. Für meine Ehre aber ist es mir genug,

wenn man nur ungefähr sieht, daß ich allenfalls in diesem Fache etwas zu thun im Stande gewesen wäre. Also, Geld für die Fische — oder beköstigt euch noch lange mit Operetten.

Es wäre auch närrisch, wenn ich den einzigen Weg, Geld zu verdienen, mir wenigstens nicht offen halten, und das Publicum erst mit meinen Stücken sättigen wollte. Das Geld ist gerade das, was mir fehlt; und mir mehr fehlt, als es mir jemals gefehlt hat. Ich will schlechterdings in Jahr und Tag keinem Menschen mehr etwas schuldig seyn, und dazu gehört ein besserer Gebrauch meiner Zeit, als für das Theater. — —

Lebe wohl und antworte mir bald. Gotthold.

An Heyne.

Wolfenbüttel, den 13. Jan. 1773.

Ew. Wohlgeboren prophezeyten mir einmal, daß mir jener Fund des Berengarius theuer zu stehen kommen werde; indem er mir an solchen Untersuchungen Geschmack machen würde, die mich um meine Zeit brächten, und sich nur selten noch so belohnen würden. Da haben Sie die Erfüllung dieser Prophezeyung! Wenn Sie so gütig sind, und glauben, daß ich wohl etwas Besseres hätte schreiben können: so vergessen Sie nicht, daß ein Bibliothekar nichts Besseres schreiben soll. Der bin ich einmal, und möchte es nicht gern bloß dem Namen nach seyn.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung &c.

Lessing.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 8. April 1773.

Mein lieber Bruder,

Du bist hoffentlich, ungeachtet meines abermaligen langen Stillschweigens, überzeugt, daß ich Dich liebe, und an Deinem letzten

Unfall recht sehr viel Theil genommen. Ich danke Dir von ganzem Herzen, daß Du mir nicht eher etwas davon gemeldet, als bis Du Dich völlig außer Gefahr befandest. Ich konnte doch also wenigstens wieder einmal froh seyn; und auch das ist schon Vergnügen für einen, der sonst von keinem weiß.

Du siehest nun wohl, daß mein Stillschweigen noch immer die nehmliche Ursache hat. Ich bin ärgerlich und arbeite, weil Arbeiten doch das einzige Mittel ist, um einmal aufzuhören, jenes zu seyn. Aber Du und Herr Voß, Ihr irret euch sehr, wenn Ihr glaubt, daß es mir bey solchen Umständen ja wohl gleichgültig seyn könne, was ich arbeite. Nichts weniger: weder in Ansehung der Arbeit, noch in Ansehung der vornehmsten Absicht, warum ich arbeite. Ich bin in meinem Leben schon in sehr elenden Umständen gewesen, aber doch noch nie in solchen, wo ich im eigentlichen Verstande um Brodt geschrieben hätte. Ich habe meine Beyträge bloß darum angefangen, weil diese Arbeit fördert, indem ich nur einen Wisch nach dem andern in die Druckerey schicken darf und ich doch dafür von Zeit zu Zeit ein Paar Louisd'or bekomme, um von einem Tage zum andern zu leben. Wenn Du nicht begreifen kannst, wie ein Mensch, der doch jährlich 600 Thaler hat, in so kümmerlichen Umständen seyn kann: so muß ich Dir sagen, daß ich auf länger als anderthalb Jahre mein ganzes Salarium vor einiger Zeit aufnehmen müssen, um nicht verklagt zu werden. Erlaube mir nur, daß ich Dir weiter nichts hierüber schreibe; und wer nun noch daran zweifelt, daß es die absolute Unmöglichkeit ist, warum ich gewisse Pflichten nicht erfülle, mein Versprechen in gewissen Dingen nicht halte, den bin ich sehr geneigt eben so sehr zu verkennen, als er mich verkennt.

Vor einiger Zeit ließ es sich hier an, als ob man mir glücklichere Aussichten machen wollte. Es war der Erbprinz selbst, der mir von freyen Stücken Vorschläge deswegen that. Aber ich sehe wohl, daß man mir nur das Maul schmieren wollen; denn seit acht Wochen höre ich nichts weiter davon. Ich bin seit dieser Zeit auch nicht wieder in Braunschweig gewesen, und fest entschlossen, nicht einen Fuß wieder dahin zu setzen, als bis man die Sache eben so ohne alle mein Zuthun zu Stande bringt, als man sie angefangen hat. Denkt man

aber gar nicht, oder nicht sobald darauf, und läßt man mich erst mit meiner Arbeit in der Bibliothek fertig werden, so können sie sehr versichert seyn, daß ich für nichts in der Welt mich hier halten lasse; und in Jahr und Tag längstens schreibe ich Dir aus einem andern Orte, als aus Wolfenbüttel. Es ist ohne dies zwar recht gut, eine Zeitlang in einer großen Bibliothek zu studiren; aber sich darin vergraben, ist eine Raserey. Ich merke es so gut als Andere, daß die Arbeiten, die ich jetzt thue, mich stumpf machen. Aber daher will ich auch je eher je lieber mit ihnen fertig seyn, und meine Beyträge ununterbrochen, bis auf die letzte Armseligkeit, die nach meinem ersten Plan hineinkommen soll, fortsetzen und ausführen. Dieses nicht thun, würde heißen, die drey Jahre, die ich nun hier zugebracht, muthwillig verlieren wollen.

Du fragst mich, wie es mit Wien sey, und ob man da noch anstehe, ein Stück von mir mit hundert Louisd'or zu bezahlen? Ich will doch nicht hoffen, daß Du Dir einbildest, daß ich Anträge deswegen gemacht, oder auch nur machen lassen?

Von dem Theater auf die Kanzel zu kommen. Wenn Herr Eberhard mich nicht besser versteht, als Du mich zu verstehen scheinst, so hat er mich sehr schlecht verstanden. So habe ich wirklich, meynst Du, mit meinen Gedanken über die ewigen Strafen den Orthodoxen die Cour machen wollen? Du meynst, ich habe es nicht bedacht, daß auch sie damit weder zufrieden seyn können noch werden? Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte sie eben so sehr, als Du; nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig, und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben.

Aber so sehr, als Du, verachte ich gewisse gelehrte Arbeiten nicht, die, dem ersten Anschein nach, mühsamer als nützlich sind. Die eitle Arbeit des Kennicot, wie sie Dir vorkömmt, hat uns zufälliger Weise zu einem Stück aus den verlornen Büchern des Livius geholfen.

Daß Cacault hier bey mir in Wolfenbüttel ist, wirst Du ohne Zweifel schon gehört haben. Er studiert sehr fleißig deutsche Philosophie;

und da ich hier fast niemanden sehe, so ist es mir eben nicht unangenehm, daß er mich alle Abende besucht.

Dein

Gotthold.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 14ten Julius 1773.

Mein lieber Bruder,

Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie angenehm mir Deine Briefe allezeit sind. Wenn Du Dich aber dadurch, daß ich nicht auf jeden gehörig antworte, abhalten lässest, mir so oft, als Dir möglich, eine gute Stunde damit zu machen; so straffst Du mich für etwas, wofür ich nicht kann. Denn Du glaubst nicht, wie sauer es mir wieder wird, nur ein Paar Zeilen zu schreiben, die einen zusammenhangenden Verstand haben sollen. Unser Freund Moses hat mir viel Gutes von Dir gesagt. Du bist fleißig; aber ich bitte Dich, sey es ja so, daß Du es auf die Länge seyn kannst. Ich mache diese Erinnerung, weil Du sie mir zu brauchen scheinst. Du liesest sehr viel, und schreibst sehr viel. Alle die neuen Werke, über die Du mir Deine Gedanken mittheilst, habe ich noch kaum angesehen. Und wenn ich in Jahr und Tag, wie Du, zwey Komödien gemacht haben sollte, und mit dem dritten Stücke schwanger ginge, so wäre ich sicherlich, vor Entbindung mit diesem dritten, entweder im Tollhause oder im Grabe.

Ich bin indeß sehr begierig, diese Deine Komödien zu sehen. Schicke mir sie also; und zugleich den Plan, nach welchem Du Deinen Massaniello machen willst. Vielleicht kann ich Dir in diesem letztern einige Winke geben; denn ich erinnere mich, daß auch mir dieses Sujet einmal durch den Kopf gegangen ist. Historische Quellen weiß ich Dir keine andre anzuzeigen, als Du schon kennst. Aber weißt Du denn auch, daß Du schon einen dramatischen Vorgänger hast? und einen dramatischen Vorgänger in Deutschland? Es ist kein geringerer, als Christian Weise, dessen Trauerspiel von dem Neapolita-

nischen Hauptrebellen Massaniello Du in seinem Zittauischen Theater finden wirst. Wenn Du es noch nicht gelesen hast, so lies es ja. Es hat ganz den freyen Shakespearschen Gang, den ich Dir sehr zur Nachahmung empfehlen würde. Auch wirst Du, des pedantischen Frostes ungeachtet, der darin herrscht, hin und wieder Funken von Shakespearschem Genie finden. — Wie Du Dir den Charakter des Aniello denkst, kann ich freilich nicht wissen. Aber ich glaube zu errathen, was Dich für ihn eingenommen: die uneigennützige Entschlossenheit, zum Besten Anderer sein Leben zu wagen, in einem so rohen Menschen; die großen Fähigkeiten, welche Umstände und Noth in einem so rohen Menschen erwecken und sichtbar machen. Dieses ließ auch mich ihn als einen sehr schicklichen tragischen Helden erkennen; aber was mich mehr als alles dieses hätte bewegen können, Hand an das Werk zu legen, war die endliche Zerrüttung seines Verstandes, die ich mir aus ganz natürlichen Ursachen in ihm selbst erklären zu können glaubte, ohne sie zu einem unmittelbaren physischen Werke seiner Feinde zu machen. Ich glaubte sonach den Mann in ihm zu finden, an welchem sich der alte rasende Herkules modernisiren ließe, über dessen aus ähnlichen Gründen entstandene Raserey ich mich erinnere, einige Anmerkungen in der theatralischen Bibliothek gemacht zu haben; und die allmähliche Entwickelung einer solchen Raserey, die mir Seneca ganz verfehlt zu haben schien, war es, was ich mir vornehmlich wollte angelegen seyn lassen. Es sollte mich freuen, wenn das Deine Gedanken und Dein Vorsatz auch wären.

Meinen Empfehl an Herrn Eberhard. Man hatte mir Hoffnung gemacht, daß ich das Vergnügen haben würde, ihn mit Moses hier zu sehen. Ich bin gewiß, daß wir mit einem Dutzend mündlichen Worten unsern ganzen Streit würden beygelegt haben. Von dem, was mir Moses darüber gesagt hat, bin ich zum Theil überzeugt, zum Theil nicht. So gründlich aber auch beydes ist, oder seyn mag: so würde es, Schwarz auf Weiß, mich nur wenig treffen. Denn ich würde mich von der Hauptsache gar nicht abbringen lassen, nehmlich davon: die Hölle, welche Herr Eberhard nicht ewig haben will, ist gar nicht, und die, welche wirklich ist, ist ewig. Warum also nicht lieber die abgeschmackten sinnlosen Begriffe von der Beschaffenheit

dieser Hölle, sie sey nun ewig oder nicht ewig, bestreiten, als wider die, noch immer eine gute Erklärung verstattende Dauer derselben zu Felde ziehen? Doch ich erwarte hierüber seine eigene Aeußerung. Versichere ihn nur, daß es mich unendlich schmerzen würde, wenn ich durch meinen Widerspruch im geringsten die üble Begegnung sollte mit veranlaßt haben, der er seitdem von seinen Amtsbrüdern ausgesetzt gewesen. Doch ich denke, daß ihm bey diesen mehr mein Lob, als mein Widerspruch könnte geschadet haben. Dem Herrn Rector Heynatz kann ich mit dem Verlangten nicht dienen. Unsere Bibliothek hat weder Manuscripte von dem puren eigentlichen Eutropius, noch auch von der Interpolation des Paulus Diaconus. Melde ihm dieses mit meinem vielfältigen Empfehl.

Ich sehe, ich habe Dir mehr geschrieben, als ich im Stande zu seyn glaubte. Lebe wohl.

Gotthold.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 2. Februar 1774.

Lieber Bruder,

Erwarte keine Entschuldigung wegen meines langen Stillschweigens. Du würdest nur die nehmliche Leyer hören. Lieber kein Wort, was Dich meinetwegen unruhig oder bekümmert machen könnte.

Ich habe Dir auf zwey oder gar drey Briefe zu antworten; und wenn ich es nicht thäte, so möchte ich einen vierten wohl nie bekommen.

Ich fange bey dem letzten an, in welchem Du mich, ich weiß nicht, in welcher Arbeit vergraben glaubst. Deine Nachrichten von mir müssen nicht die zuverlässigsten seyn. Ein deutsches Lexikon zusammen zu schreiben, diesen albernen Gedanken habe ich lange aufgegeben; und ich würde ihn nun wohl am wenigsten wieder hervorsuchen, da ich ihn taliter qualiter von einem andern ausgeführt sehe. Aus diesem taliter qualiter wirst Du indeß abnehmen, daß ich mit Adelungs Arbeit nicht ganz zufrieden bin. Was ich daran auszusetzen habe, sollst Du ehestens weitläuftig zu lesen bekommen.

Denn ich bin wirklich Willens etwas darüber drucken zu lassen, und eine kleine Probe beyzufügen, wie ungefähr meine Arbeit in diesem Felde ausgesehen haben würde. Das ist es, was mich eigentlich eine Zeit her beschäftigt hat; und ich müßte, meinem ersten Anschlage nach, auch schon damit fertig seyn, wenn es mir nicht schlechterdings unmöglich wäre, in einem Striche an der nehmlichen Sache zu arbeiten. Die öftere Abänderung der Arbeit ist noch das Einzige, was mich erhält. Freylich wird so viel angefangen und wenig vollendet. Aber was schadet das? Wenn ich auch nichts in meinem Leben mehr vollendete, ja nie etwas vollendet hätte: wäre es nicht eben das? — Vielleicht wirst Du auch diese Gesinnung ein wenig misanthropisch finden, welches Du mich in Ansehung der Religion zu seyn im Verdacht hast. Ohne nun aber zu untersuchen, wie viel oder wie wenig ich mit meinen Nebenmenschen zufrieden zu seyn Ursache habe, muß ich Dir doch sagen, daß Du Dir hierin wahrlich eine ganz falsche Idee von mir machst, und mein ganzes Betragen in Ansehung der Orthodoxie sehr unrecht verstehst. Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bey meinen Sudeleyen einen andern Zweck hätte, als jene große Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieses thun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beybehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser?

Mit der Orthodoxie war man, Gott sey Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünf-

tigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte Dich, lieber Bruder, erkundige Dich doch nur nach diesem Punkte genauer, und siehe etwas weniger auf das, was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür in die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist: aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sey. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen, ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst Du es mir, daß ich dieses alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen, als meines eigenen.

Bei diesen Gesinnungen kannst Du Dir leicht einbilden, daß ich auf einen Angriff von T** sehr gefaßt bin. Laß ihn nur kommen; wir wollen doch sehen, wer den andern nach Hause leuchtet. Sobald etwas zum Vorschein kömmt, schicke mir es ja. Aber ich denke — — —

So weit war dieser Brief seit vielen Tagen geschrieben, als ich Dein letztes durch Herrn Großmann erhielt. Und so könnte ich Dir mehr angefangene Briefe schicken. Du siehest also wohl, daß Dein Verdacht, als ob ich Dir darum so lange nicht geschrieben, weil ich Dir meine offenherzige Meynung von Deinen Komödien nicht sagen wolle, ganz ungegründet ist. Ich dächte, Du hättest Beweise, daß ich gewohnt bin, in diesem Punkte gegen Dich gar nicht hinter dem Berge zu halten. Die Sache ist ganz anders, und ich muß Dir die Wahrheit bekennen, ob ich gleich wohl fühle, daß ein anderer, als mein Bruder, mir dieses Bekenntniß noch übler nehmen könnte, als selbst ein mißbilligendes Urtheil. Ich habe Deine Stücke eigentlich noch nicht gelesen. Wenn Dich dieses zu sehr befremdet, so muß ich Dir sagen, daß ich den Götz von Berlichingen auch nur erst seit

gestern gelesen habe, und noch nicht einmal ganz. Als ich Dich um Deine Stücke bat, hatte ich wieder einen kleinen Theateranfall. Aber eben so gut, daß diese Anfälle bey mir nicht lange dauern, und gewöhnlich der äußerste Ekel gegen alles, was Theater und theatralisch ist und heißt, auf lange Zeit darauf folgt. Indeß habe ich Deine Stücke doch auch nicht ungelesen an Döbbelin geben wollen, ob er mir sie gleich auf Großmanns Wort abforderte. Zu der zweydeutigen Ehre, von ihm aufgeführt zu werden, kömmst Du immer noch zu früh. Laß mir sie lieber nur noch eine Weile; denn ich lese sie gewiß noch, und will sie nur nicht eher lesen, als bis ich so etwas mit ruhiger und heiterer Seele lesen kann. —

Und daraus siehst Du, daß ich wenigstens die Hoffnung nicht aufgebe, wieder einmal ruhig und heiter zu werden. Das ist es, was ich Dir von meinem Befinden melden kann. —

Wenn Ramlers Prolog gedruckt wird, so schicke mir ihn doch zugleich mit dem Schreiben gegen Wielanden. Doch nein, das letzte schicke mir nur nicht. Sende mir vielmehr Badenhaupts Katalog. Ich werde verschiedene alte Bekannte unter seinen Büchern finden, die ich gern für die Bibliothek kaufen möchte.

Gotthold.

An Gleim.

Wolfenbüttel, d. 6. Febr. 1774.

Liebster Freund,

So sehr erfreut ich war, einen Brief und ein Manuscript von Ihnen zu erhalten, so vergnügt und erbaut mich dieses hat: so bestürzt und unruhig hat mich jener gemacht. Sie sind mißvergnügt, und würden es, denke ich, gewiß nicht seyn, wenn Sie nicht große Ursache dazu hätten. Sie sind noch dazu krank; und wenn ich auch indeß glauben will, daß Ihr Mißvergnügen und Ihre Krankheit dem Grunde nach ein und eben dasselbe Uebel sind: so darf ich nur mich selbst fragen, ob es ein Trost ist, daß zwey Uebel, die wir als zweie fühlen, im Grunde nur Eins sind? Sie lassen mich über die Ursache

Ihres Mißvergnügens nur muthmaßen, wie über ein Räthsel. Doch das Räthselhafte darin ist mir wahrlich nicht dieses, daß die kahle Ehre, die ein Großer Ihnen erwiesen hat, eine Gelegenheit dazu gewesen. Wann hätt' auch, was ein Großer am besten zu machen meint, nicht üble Folgen? und unser Großer, fürcht' ich, so viel Gutes als auch, mir unbekannt, in ihm stecken mag, ist eben so wenig, als sie alle, der Mann, der üble Folgen, die er veranlaßt hat, wieder gut zu machen, oder einen ehrlichen Mann dafür schadlos zu halten, geneigt wäre.

Doch ohne Zweifel betrieg' ich mich mit ihm, wie mit den Großen allen. Sie sind wohl alle weiter nichts als ganz gewöhnliche Menschen, und ich habe eben so sehr Unrecht, wenn ich sie für Tiger und Füchse halte, als andere, die sie zu Engeln machen. Lieber wollen wir unserm Halladat folgen:

Der Seher Gottes ist ein Menschenfreund;

also auch ein Freund der Großen, in so fern sie Menschen sind; also auch ein Freund derjenigen Menschen, die ihn hassen und verfolgen. Und sollte das Letztere auch sich wohl schön sagen und hören, aber schwerer in Ausübung bringen lassen: so lassen Sie uns wenigstens ja nicht aus Verdruß über diese bösen Menschen auf rasche Entschließungen fallen, deren Ausgang zeigen könnte, daß wir selbst unsere größten Feinde gewesen. Besser ist es, unter noch so bösen Menschen leben, als fern von allen Menschen. Besser ist es, sich vom Sturm in den ersten besten Hafen werfen lassen, als in einer Meerstille mitten auf der See verschmachten.

Doch wem sag' ich das? Dem Verfasser des Halladat? Wär' er aber auch nur sein Dolmetscher! Man dolmetschet aber so ein Buch nicht, und dolmetschet es nicht so, wenn man vom Inhalte nicht ganz durchdrungen ist.

Wahrlich, mein lieber Gleim, Sie hätten mich in der Ungewißheit nicht lassen sollen, ob Halladat ganz, so wie es da ist, aus Ihrem Kopfe allein gekommen, oder ob es sich nicht sonst woher schreibt. Ich bekenne meine Unwissenheit; aber so viel ich auch Ihrem Kopfe zutraue, so glaube ich doch wirklich Spuren zu finden, daß irgendwo,

irgend einmal auch noch sonst, so ein Kopf gewesen ist. Sagen Sie mir immer das Geheimniß ganz, wenn ich es wissen darf. Ich habe die halbe Nächt aufgesessen, um Halladat zu lesen, um den Boten auch nicht einen Tag warten zu lassen. Verzeihen Sie also, wenn ich nicht in allen Stücken so antworte, als Sie es erwarten. Melden Sie mir, sobald es Ihnen möglich ist, daß Sie, wo nicht gesund und vergnügt, dennoch gesunder und vergnügter sind, und Sie sollen eine weitere Antwort gewiß unverzüglich haben. Ich bin ganz

der Ihrige
Lessing.

An Gleim.

Wolfenbüttel, den 27. Februar 1774.

Liebster Freund,

Sie müssen mir verzeihen, daß ich Ihren Halladat über die vergönnte Zeit behalten habe. Ich befinde mich seit acht Tagen so übel an Seele und Körper, (doch mehr an jener) daß ich die nöthigsten Dinge versäumen muß, weil mir Hand und Kopf ihre Dienste verweigern. Ich habe aber vor diesem Zufall das Manuscript nochmals mit vielem Vergnügen gelesen; und mit um so viel größerm, weil ich versichert war, in allem und jedem nur meinen Freund Gleim zu lesen. Was ich in meinem Vorigen von irgend einer Aehnlichkeit mit irgend einem alten ausländischen Werke geträumt, muß bloß aus einigen einzelnen Zügen entstanden seyn, die mir aus einer so eigenen orientalischen Philosophie zu fließen geschienen, daß ich mehr als bloß angenommenen Ton darunter vermuthete. Ich würde mich deßfalls besonders auf N. 10, der Zweifler, berufen, wenn ich mich itzt im Stande fühlte, meine Gedanken verständlich zu machen. —

Ich freue mich sehr, daß Sie übrigens sich besser befinden. Aber wenn ich den Halladat noch so lange bei mir behalten wollte, bis ich mich besser befinde, und diesen Brief so ausschreiben wollte, wie ich wünschte, so möchte ich jenen wohl noch lange behalten müssen, und

diesen nicht so bald ausschreiben können. Erlauben Sie mir also, daß ich abbreche, und alles übrige auf die erste gesunde und heitere Stunde verspare.

Ganz der Ihrige
Lessing.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 20sten April 1774.

Mein lieber Bruder,

Du hast mir ein großes Vergnügen nur gewiesen. Es thut mir leid, und thut mir auch um Deinetwillen leid, wenn Du mir es nur weisen können. Aber so ist es nun einmal in der Welt! Das zahme Pferd wird im Stalle gefüttert, und muß dienen: das wilde in seiner Wüste ist frey, verkömmt aber vor Hunger und Elend.

Dazu muß ich Dir leider sagen, daß, wenn ich es nicht möglich machen kann, Dich diesen Sommer in Berlin zu sehen, Deine Hoffnung, mich künftigen Sommer hier zu besuchen, allem Anschein nach, vergebens ist. Schlechterdings will ich, in der elenden Lage, in der ich mich hier befinde, kein Jahr länger aushalten, es komme wohin es wolle. Der Unbeständigkeit dürfen mich meine Freunde darum nicht beschuldigen. Es ist nie mein Wille gewesen, an einem Orte, wie Wolfenbüttel, von allem Umgange, wie ich ihn brauche, entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Morgen thue ich das schon vier Jahre; und da ich es nur allzu sehr empfinde, wie viel trockner und stumpfer ich an Geist und Sinnen diese vier Jahre, trotz aller meiner sonst erweiterten historischen Kenntniß, geworden bin: so möchte ich es um alles in der Welt willen nicht noch vier Jahre thun. Aber ich muß es auch nicht Ein Jahr mehr thun, wenn ich noch sonst etwas in der Welt thun will. Hier ist es aus; hier kann ich nichts mehr thun. Du wirst diese Messe auch nichts von mir lesen; denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan, und bin sehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philosophie (oder Poltronnerie) zu

Stande gebracht, — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in diesem edlen Werke weiter, welches wohl werth ist, daß man alle Tage darum ißt und trinkt.

Aber von etwas anderm! Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins. Meil hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke selbst französisch urtheilt, so geschieht ihm schon recht, daß der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachtet. Hast Du Göthens Farce wider Wielanden gesehen?

Mir ist Basedows Vermächtniß für die Gewissen noch nicht zu Gesichte gekommen. Ich hasse alle die Leute, welche Sekten stiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrthum, sondern der sektirische Irrthum, ja sogar die sektirische Wahrheit, machen das Unglück der Menschen; oder würden es machen, wenn die Wahrheit eine Sekte stiften wollte. — —

Lebe wohl, und schreibe mir bald wieder.

Gotthold.

An den Buchhändler Chr. Friedr. Voß in Berlin.

Liebster Freund,

Ich antworte Ihnen auf der Stelle, um Ihnen nur mit wenigem zu sagen, wie sehr mich Ihr Brief gerührt hat. Rechnen Sie darauf, daß, wenn ich je Wort gehalten habe, Sie sogleich nach Weyhnachten das Ms. zu dem zweyten Theile der vermischten Schriften unfehlbar erhalten sollen. Auch will ich Ihnen etwas mitschicken, (wenn ich es Ihnen nicht eher schicke) welches zwar nicht meine Arbeit, aber besser als meine Arbeit ist, und wovon ich mich auf dem Titel als Herausgeber nenne, wenn Ihnen daran gelegen ist. — Wollen Sie mir nun aber auch verzeihen, daß ich Sie vergessen zu haben geschienen? Das hatte ich gewiß nicht. Aber ich wünschte Sie könnten

es wissen, in welcher unglücklichen Lage ich mich befinde! Wie leicht würden Sie sich daraus alles erklären, was Ihnen in meinem Betragen vielleicht befremdlich und tadelhaft vorkömmt. In meinen verzweifelten Umständen sollte auch wohl der beste Mensch als der nichtswürdigste erscheinen. Leben Sie recht wohl! Ich bin

Wolfenbüttel ganz der Ihrige,
den 22. October 1774. Lessing.

Mein lieber Herr Eschenburg,

Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Göthischen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können.

Wenn aber ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meynen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abentheuerlichen Charakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, daß der gut gewesen seyn müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unsers J***s Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerey der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχὴ, welche τι τολμᾷν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervor zu bringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer, je besser!

Das Ding über Götz von Berlichingen ist Wischiwaschi. Wenn Sie sonst etwas neues haben, theilen Sie mir es doch wiederum mit.

Dero

Wolfenb. den 26. October 1774. ganz ergebenster F. Lessing.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 11. Nov. 1774.

Liebster Bruder,

Es ist viel Liebe von Dir, wenn Du über mein hartnäckiges langes Stillschweigen nicht zürnst. Auch diesen Brief fange ich an, ohne zu wissen, ob ich ihn enden werde. Und solcher Anfänge von Briefen an Dich liegen in meinem Schreibtische mehr als Einer.

Ich freue mich, daß Du Dich wohl befindest, und daß die hypochondrische Laune, in welcher Du einen von Deinen letzten Briefen schriebst, nur ein Uebergang gewesen. Die meinige ist etwas hartnäckiger, und das einzige Mittel sie zu betäuben ist, mich aus einer nichtswürdigen litterarischen Untersuchung in die andere zu stürzen. Daher kommt es, daß meine Beyträge noch das einzige sind, was ich fortsetze. Und doch fürchte ich, daß ich auch diese nicht mehr lange werde fortsetzen können. Ich sehe meinen Untergang hier vor Augen, und ergebe mich endlich drein.

Schwerlich werde ich Dir auf das viel zu antworten haben, was Du mir von gelehrten oder theatralischen Vorurtheilen geschrieben. Ich bin meistentheils Deiner Meynung. Die letzteren haben längst aufgehört, mich zu interessiren, und nicht selten gereichen sie mir zu dem äußersten Ekel. Recht gut; sonst liefe ich wirklich Gefahr, über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an in dieses auszuarten) ärgerlich zu werden, und mit Göthen, trotz seinem Genie, worauf er so pocht, anzubinden.

Aber davor bewahre mich ja der Himmel! Lieber wollte ich mir

mit den Theologen eine kleine Komödie machen, wenn ich Komödie brauchte. Dahin bezieht sich gewissermaßen auch das, was ich Herrn Voß versprochen zu schicken. Aber vielleicht ist es ihm gerade dieserwegen auch nicht einmal angenehm, da er vielleicht S** und T** zu schonen hat. Von eben demselben Verfasser nehmlich, von welchem das Fragment über die Duldung der Deisten ist, wollte ich ihm ein anderes über den Canon schicken, das ich mit meiner Vorrede herauszugeben Willens wäre, unter dem Titel: Eine noch freyere Untersuchung des Canons alten und neuen Testaments rc. Dieses noch freyere, siehst Du wohl, geht auf Semlers freye Untersuchung. Voß mag sich die Sache überlegen. Wenn er das Manuscript drucken will, so kann er es haben so bald er will. Gott weiß ohnedies, wie es mit dem zweyten Theile der vermischten Schriften werden wird, zu welcher Arbeit ich ungerner gehe, als der Dieb zum Galgen. Indeß muß ich daran doch auch; und sind nicht schon die ersten Bogen des zweyten Theils gedruckt? Ich kann sie hier unter meinen Papieren nicht finden. Er soll also so gut seyn, und sie mir mit erster Post überschicken; zugleich mit den gedruckten Bogen meines Sophokles, mit welchen ich ebenfalls etwas vorhabe, damit ich heute oder morgen wenigstens reinen Tisch verlasse.

Dein Einfall mit Adam Neusern ist nicht unrecht. Aber hast Du denn schon den Masaniello aufgegeben? Wenn Du an diesen noch denkst, so kann ich Dir nun ein Paar italiänische Schriften schicken, die ausdrücklicher von diesem Tumulte handeln, und die Du schwerlich dürftest gesehen haben. Dieses erinnert mich an deine Komödien. Werde aber nur nicht böse, wenn ich sie Dir noch nicht schicke, und Dich überhaupt bitte, sie nicht drucken, auch nicht spielen zu lassen. Es ist manches Gute darin, das Du aber aus Eilfertigkeit selber nicht geltend machen wollen.

Ich erinnere mich, daß mir Herr Moses einmal eine besondere Anmerkung über die Proselytas portae gemacht, auf welche ich mich aber gar nicht besinnen kann. Frage ihn doch darum, mit meinem besten Gruße an ihn. Mit seiner Besserung hat es doch Bestand?

Nun muß ich Dich fragen: ob denn Büsching die Schriften von

Ihre drucken lassen, die er angekündigt? Wenn es geschehen, und sie in Berlin zu haben sind, und nicht allzuviel kosten, so sey so gut und schicke sie mir. Gotthold.

An Ramler.

Wolfenbüttel, den 12. Novemb. 1774.

Liebster Freund,

Haben Sie tausend Dank für Ihre schöne Blumenlese! Fast könnte ich Sie beneiden, daß Sie noch Blumen lesen, da ich verdammt bin, nichts als Dornen zu sammeln. Das ist Ihre Schuld! werden Sie sagen. Ich sollte nicht meynen. Ich sehe auf meinem ganzen Felde nichts als Dornen; und einmal ist es nun mein Feld. Umsonst erinnern Sie mich unserer gemeinschaftlichen Entschlüsse, ein' blumenreicheres anzubauen. Es hat nicht seyn sollen! Mit mir ist es aus; und jeder dichterische Funken, deren ich ohnedies nicht viel hatte, ist in mir erloschen. Aber Ihr Feuer ist noch in vollem Brande. Was kümmern Sie die Jahre? Die jugendlichen Theile, welche zum dramatischen Dichter gehören, sind noch dazu die wenigsten und entbehrlichsten. Leisten Sie allein, was wir zusammen leisten wollten. Ein Meisterstück von Ihnen wird noch eben zu recht kommen, unser Theater von einem neuen Verderben zu retten. —

Wie sehr wünschte ich, Sie einmal wieder zu sehen! Möchte es doch Ihr recht ernstlicher Vorsatz seyn, mich zu besuchen. Sie reisen ja doch ohnedies alle Jahre. Warum nicht auch einmal nach Braunschweig, wo Sie noch nicht gewesen sind, und wo Sie so viele Freunde haben? Ich, der ich die ganze Welt ausreisen wollte, werde, allem Ansehen nach, in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern, und wohl auch Berlin nie wieder sehen. — Bedenken Sie das, und bestärken Sie mich wenigstens in einer so süßen Hoffnung; einer von den wenigen, mit deren Hülfe ich den melancholischen Winter, der mir bevorstehet, zu ertragen hoffe! ganz der Ihrige,

Lessing.

An Wieland.

Da ich morgen über Leipzig nach Berlin verreisen muß: so ist es mir sehr lieb, daß ich Ihren Brief, liebster Wieland, noch eben erhalten, um den Auftrag Ihres Freundes besorgen zu können. Hier ist meine Antwort an ihn.

Auf alles übrige erlauben Sie mir, Ihnen von Berlin aus zu antworten, wo ich mich einige Wochen aufzuhalten, und eine ruhige und heitere Stunde zu finden gedenke, die mir hier seit langer Zeit abgegangen. Vor izt nur so viel.

Recht gut, daß es Ihnen von Zeit zu Zeit ein Dritter sagt, wie sehr ich Sie verehre. Ganz gewiß fehlt zur vertrautesten Freundschaft unter uns, nichts als persönlicher Umgang. Blos schriftlicher will es nicht thun, welcher auch kaum zu der nähern Verbindung zureichen dürfte, zu welcher Sie mich einladen.

Aber, liebster Wieland, haben Sie es auch bedacht? Ich an Ihrem Merkur Antheil nehmen? Je zufriedener ich damit bin, desto weniger kann ich mich dazu verstehen, ohne ihn in meinen eigenen Augen herab zu setzen. Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben izt gewisse Leute in Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden lassen. Litterarische Beiträge? Wer wird die lesen wollen?

Wie gesagt, aus Berlin ein Mehreres! — Bleiben Sie mein Freund, liebster Wieland. Ich kann nie aufhören, der Ihrige zu seyn.

Wolfenbüttel, den 8. Febr. 1775. Leßing.

An Karl G. Lessing.

Dresden, den 26. März 1775.

Lieber Bruder,

Diesen Augenblick, da ich im Begriff bin, nach Prag abzugehen, erhalte ich Deine beyden Briefe. Wie sehr lieb wäre es mir gewesen, wenn die gedruckten Bogen von Jerusalem und unsers Moses Urtheil

darüber, dabey gewesen wären. Ich kann die Vorrede nicht eher machen, als bis ich beydes habe. Erinnere also Herrn Moses. Mache ihm die Sache so dringend als möglich, und schicke mir alles so fort nach Wien, unter Adresse der Gräfferschen Buchhandlung.

Dem Herrn von St. hast Du ganz recht geantwortet, daß das Professoriren meine Sache nicht ist. Der andere Vorschlag würde für mich wohl acceptabler seyn, damit ich mein Brodt, nicht als Gelehrter, sondern als ein anderer dummer Teufel verdienen könnte.

Wie es in Wien gehen wird, muß sich zeigen. Nächstens von daher ein Mehreres. Lebe indeß recht wohl, und grüße alle unsere Freunde. Gotthold.

An Karl G. Lessing.

Mayland, den 7. May 1775.

Mein lieber Bruder,

Mußt Du Dich nicht verwundern, daß ich Dir nicht ein einziges Mal aus Wien geschrieben habe, und daß ich Dir nun aus Italien schreibe? Ich kann mich selbst nicht genug darüber wundern. Aber höre nur.

Als ich ungefähr zehn Tage in Wien war (wo ich überall die allerbeste Aufnahme erhalten, auch gleich die ersten Tage den Kayser und die Kayserin gesprochen hatte:) langte der jüngste Prinz von Braunschweig daselbst an, welcher in seinen Angelegenheiten eine Reise nach Venedig machen wollte. Weil er mir nun sehr anlag, ihn dahin zu begleiten, mit der Versicherung, bey seinem Vater alles gut zu machen, so habe ich es endlich gethan, in Betrachtung, daß meine Umstände dadurch nicht schlimmer werden können, und ich auf diese Weise (gesetzt, daß wir auch nicht weiter reisen, als Venedig) dennoch wenigstens einen Vorschmack von Italien bekomme.

Dieser Vorschmack — will ich Dir nur mit wenigem sagen, hat meinen alten Gedanken, in Italien zu leben und zu sterben, auch schon wieder ganz erneuert: so sehr gefällt mir noch alles, was ich in dieser Gegend höre und sehe. Doch darüber kann ich Dir izt nichts

mehr sagen. Warum ich Dich vornehmlich bitten muß, ist dieses, dem Herrn Abt Blarer und durch ihn dem Herrn Baron von Swieten vorläufig meinen verbindlichsten Dank abzustatten, für die so vorzüglich gute Aufnahme, die ich in Wien gefunden und vornehmlich ihren Empfehlungen zu verdanken habe. Was sonst für Aussichten daselbst für mich seyn dürften, will ich Dir ein andermal bey besserer Muße schreiben.

Aus Venedig will ich Dir gewiß melden, wenn und welchen Weg ich wieder zurückkomme. Indeß bleibt es bey meinem Entschlusse, auf dem bisherigen Fuß in Wolfenbüttel nicht zu bleiben, welches ich Dir bloß in Ansehung des Herrn von S** hier wiederhole. — Wenn seine Vorschläge nur einigermaßen annehmlich seyn sollten, so würde ich sie doch immer lieber annehmen, als Wiener Vorschläge.

Hiermit lebe recht wohl, mein lieber Bruder, und grüße alle unsere Freunde.

Gotthold.

An Karl G. Lessing.

Braunschweig, den 3. März 1776.

Mein lieber Bruder,

Ich danke Dir recht sehr, daß Du mich so bald aus der Ungewißheit wegen Deiner Zurückkunft nach Berlin hast reißen wollen. Aber ich hätte ein gleiches wegen meiner Ankunft allhier thun sollen? Freylich wohl. Wenn ich, nach meiner Art zu denken und zu handeln, nur gekonnt hätte! So mancherley verdrießliche Dinge haben mich tagtäglich verfolgt, und verfolgen mich noch! Dazu wußte ich ja, daß Du schon durch meinen Reisegefährten erfahren würdest, daß wir allesammt glücklich angekommen.

Gegenwärtig, lieber Bruder, darf mir nichts angelegener seyn, als Dir Inliegendes zu übermachen. Es ist freylich weiter nichts, als das, was Du mir baar vorgeschossen; und alles übrige, was Du sonst für mich ausgelegt, und den Aufwand, den ich Dir über das alles gemacht — wirst Du mir schon noch borgen müssen. Es steht

jetzt gar zu kümmerlich mit mir, und ich fürchte, ich fürchte, daß es nächster Tage noch schlechter stehen wird. Die gehoffte Verbesserung allhier ist in so weitem Felde, daß ich nicht einmal darum ansuchen kann, ohne mich weg zu werfen. Ich kann also keinen andern Weg einschlagen, als diesen, daß ich um meinen Abschied bitte, und die Ursachen gerade heraus sage, die mich dazu bringen. Will man auf diese sodann Rücksicht nehmen, so ist es gut. Will man nicht, nun so gehe ich, und tröste mich fürs erste damit, daß noch alle Veränderungen, zu welchen mich die Noth gebracht, mehr glücklich als unglücklich für mich ausgeschlagen sind.

In einigen Tagen werde ich Dir mehr schreiben können; denn in einigen Tagen muß es sich zeigen. — —

Gotthold.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 28. April 1776.

Lieber Bruder,

Du würdest wegen meines so langen Stillschweigens gewiß nicht unwillig seyn, wenn Dir meine gegenwärtige Lage bekannt wäre. Ich habe Dir nichts davon schreiben mögen, weil sie viel zu ärgerlich ist, als daß ich sie noch in Briefen an Andere wiederkäuen sollte. Kurz, ich habe schon seit sieben Wochen dem Erbprinzen um meinen Abschied geschrieben, und ihm keine von den Ursachen verhalten, die mich dazu bewegen. Er hat mir darauf geantwortet, daß ihn dieser Entschluß sehr befremde, und daß er im Stande zu seyn wünsche, ihn hintertreiben zu können. Dieses hat Hin- und Herschreibens die Menge gemacht, woraus aber bis jetzt noch nichts Rechts geworden, weil der Prinz bey seinem Regiment in Halberstadt ist. Ich lebe also in der allerunangenehmsten Ungewißheit, und kann schlechterdings meine Zeit zu nichts anderm anwenden, als daß ich mich auf alle Fälle gefaßt mache. Ich muß meine Bibliothekrechnungen in Ordnung bringen, ich muß meine Beyträge fertig machen, die ich mit dem 6ten Stück sodann schließen will; ich muß mir noch so mancherley aus

Manuscripten ausziehen, daß ich wahrlich keinen Augenblick müßig seyn müßte, wenn mir gleichwohl meine Gesundheit nicht wider meinen Willen so manchen müßigen Augenblick machte. Und daß ich solche müßige Augenblicke doch auch nicht zum Briefschreiben anwenden kann, das begreifst Du wohl.

Wie gern hätte ich Dir sonst schon geantwortet, besonders da ich sehe, daß Dir Dein Project mit dem Italiänischen Theater am Herzen liegt. Das Project an und für sich selbst ist auch sehr gut. Aber, lieber Bruder, nimmst Du das Ding nicht ein wenig allzu sehr auf die leichte Achsel? Ich schmeichle mir jetzt, doch gewiß ziemlich viel Italiänisch zu wissen, und mit allen Schriftstellern von cinquecento fertig werden zu können; aber gleichwohl, wenn ich eine solche Arbeit unternehmen sollte, mir würde dabey übel zu Muthe werden. Ich kann mir es unterdessen leicht einbilden, was Dich verführt haben wird. Du hast Dir alle neue Italiänische Stücke so vorgestellt, wie die, die ich Dir geschickt habe, welche sämmtlich von dem Marchese Albergatti sind. Allein dieser, und etwa noch die wenigen, die um den Preis in Parma concurriren, sind die einzigen, welche so leicht übersetzbar schreiben. Denn sie schreiben ein Französisch-Italiänisch, welches von den meisten andern Schriftstellern noch sehr gemißbilligt wird. Zudem brauchen alle Anderen, die jetzt in Italien Komödien schreiben, zugleich ihren Provincial-Dialect, in welchem sie den niedern Theil ihrer Personen sprechen lassen: z. E. Gozzi den Venetianischen, und Carloni den Neapolitanischen. Wie Du nun mit diesen zurechte kommen wolltest, das begreife ich nicht. Weißt Du denn auch nicht, daß die sämmtlichen theatralischen Werke des Carlo Gozzi in der Schweiz übersetzt werden? Sie sind in der Gothaischen gelehrten Zeitung angekundigt. Ein neues italiänisches Theater, ohne diese, würde eine sehr schlechte Figur machen. —

Und also, lieber Bruder, wäre mein Rath: das Project in dem ganzen Umfange gieb nur lieber auf! Und wenn Du ja etwas in dieser Art thun willst, so schränke Dich bloß auf das Theater des Albergatti ein, wovon ich Dir die zwey ersten Bände, so weit es heraus ist, senden will, wenn Du sie verlangst. —

Ich traue Dir zu, daß Du mir es nicht übel nimmst, wenn ich

Dir meine Meynung so gerade heraussage. Wenigstens ist es meine Schuldigkeit gewesen. — — —

Endlich verzeihe mir mein Gesudele. Ich habe Dir doch einmal lieber so, als gar nicht schreiben wollen.

Sobald es mir möglich ist, ein Mehreres. Lebe indeß recht wohl.

Gotthold.

Meine liebe Mutter,

Ich hoffe, daß Sie sich von Ihrer Unbäßlichkeit völlig wieder erhohlt haben, und wünsche, daß Sie diese Zeilen recht wohl und vergnügt finden mögen. Ich würde Ihnen eher geschrieben haben, wenn ich eher im Stande gewesen wäre, das Gegenwärtige [1] beyzulegen zu können. Endlich bin ich, Gott sey Dank, so ziemlich wieder aufs Reine, und in meinen Umständen so weit verbeßert worden, daß ich aufs künftige keine Entschuldigung habe, wenn ich meine Pflicht nicht beßer beobachte. Aber ich hoffe auch, Sie trauen mir zu, daß ich sie gern beobachte, und daß mich mein bisheriges Unvermögen genug gekränkt hat. Wenn die Schwester eben so unbillig gegen mich gewesen, als Sie es gegenwärtig gegen Carln ist, so mag es manchmal artig über mich hergegangen seyn. Im Ernst, meine liebe Mutter, verweisen Sie ihr doch diese Lieblosigkeit! Weil der arme Junge itzt nicht kann, muß er denn darum schlechter denken, als er sonst gedacht hat? Er will heyrathen, und da thut er recht daran. Aber was erfodert eine solche Veränderung nicht? Sein Einkommen ist für Berlin so mässig, als es nur immer seyn kann; und nur durch gute Wirthschaft, die ihm eine Frau führen hilft, kann er wieder in den Stand kommen, seine Pflicht besser zu erfüllen. Wenn er nun todt wäre? Oder will ihn die Schwester lieber zu Tode kränken, weil er doch nicht helffen kann? Doch das will sie gewiß nicht; und so böse meint sie es nicht. Aber was will sie denn mit ihrem Närgeln und Schmähen? Carl meint es so gut, als einer von uns, und es ist nicht wahr, daß der Bruder in Pirna ihn so verhöhnt hat.

[1] „10 Louisd'or" am Rande.

Das sieht dem Bruder in Pirna nicht ähnlich. — Aber genug davon. Die Schwester mag mir diesen Ausputzer nicht übel nehmen. Ich habe manchen auch von ihr ertragen müssen. Wenn sie an Theophilus schreibet, soll sie ihn von mir grüssen, und versichern, daß die versprochne Kiste mit instehender Braunschweiger Messe gewiß nach Leipzig abgehen soll.

Nun leben Sie recht wohl, meine liebe Mutter, und entziehen Sie mir nie Ihren Segen. — Auch Du, liebe Schwester, lebe recht wohl, und wir wollen dir alle Zeit Lebens verbunden seyn, wenn Du Dir ferner das Wohl unsrer Mutter so angelegen seyn läßest.

Dero

Wolfenbüttel den 15. Julius 1776.

gehorsamer Sohn
Gotthold.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 15. Septbr. 1776.

Mein lieber Bruder,

Ich habe mir allerdings Vorwürfe zu machen, daß ich Dir in so langer Zeit nicht geschrieben, und daß Du also verschiedene Dinge von mir durch andre Leute erst erfahren müssen, die ich Dir hätte melden sollen. Denn daß Du sie so weder halb noch ganz erfahren, das hat wohl nicht anders seyn können. Was ich versäumt, will ich jetzt gut machen.

Zuerst ist es eine große Unwahrheit, daß ich mich, der kleinen Verbesserung wegen, die man mir hier gemacht, hätte verpflichten müssen, niemals von hier wieder wegzugehen. Um zehnmal so viel würde ich eine solche Verpflichtung nicht eingegangen seyn. So weit solltest Du mich doch wohl kennen.

Vielmehr bin ich nur kürzlich gerade auf dem Puncte gewesen, aller der neuen Verbesserungen ungeachtet, die ich nur bedingungsweise angenommen hatte, ganz von hier wegzugehen. Der Kuhrfürst von der Pfalz ließ mir seine Dienste mit einem Gehalte von 2000

Gulden und selbst zu wählendem Titel antragen; und 2000 Gulden sind in der Pfalz so gut, wie hier 4000 Thaler. Indeß, da man sich in Manheim leicht vorstellen können, daß ich die hiesigen Dienste doch nicht so plötzlich mit den dortigen vertauschen würde, so hat mich der Kuhrfürst fürs erste nur unter die ordentlichen Mitglieder seiner Akademie aufnehmen lassen, und mir eine jährliche Pension von 100 Louisd'or ausgesetzt. Das, versteht sich, habe ich angenommen, und kann nunmehr ruhig abwarten, ob man hier weiter etwas für mich thun will, oder nicht. Zaudert man zu lange, so weiß ich wohin. Und das gestehe ich Dir nun gern: nirgends anders hin, als nach der Pfalz. Doch dieses kann leicht noch sehr lange nicht, ja auch wohl gar nie, geschehen. Denn die gänzliche Freiheit, in der ich hier lebe, und die Bibliothek, werden mich gewiß so lange halten, als es sich mit meinen übrigen Umständen nur vertragen kann.

Was nun das zweyte anbelangt, wonach Du ohne Zweifel am neugierigsten bist, so wirst Du Dich doch erinnern, daß ich Dir schon vor fünf Jahren gesagt und geschrieben, daß ich mich, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch gewiß verheirathen würde. Nun ist es sonderbar, daß jene Connexion, die ich in der Pfalz erhalten habe, mir die Sache so erleichtert, daß ich vermuthlich nun nicht lange mehr zaudern dürfte. Die Person nehmlich, außer der ich nun schlechterdings keine haben mag, ist eine geborne Pfälzerin, die von ihrem Vermögen (von dem, das sie leider gehabt, und von dem, das sie noch hat) ein Beträchtliches hätte decimiren müssen, wenn sie nicht wieder in ihr Vaterland hätte zurückkommen wollen. Diese Decimation fällt nun hoffentlich weg, und sobald ich die Versicherung davon habe, ist alles auf einmal richtig.

Du wirst also kaum Zeit haben, weder Deinen noch einen fremden Pegasus zu satteln, dessen beste Sprünge mir bey dergleichen Gelegenheit ohnedies höchst zuwider sind. Erspare mir immer, was ich Dir auch ersparen will. Genug, daß einer von dem andern versichert ist, wie sehr es ihn demungeachtet freuet, den Andern glücklich zu wissen. Sogar Deinen Besuch muß ich mir fürs erste verbitten. Denn im December reise ich schon nach Manheim, wohin ich mich anheischig machen müssen, alle Jahre einmal zu kommen. Wenn

also auch schon meine Verheirathung vorher geschehen sollte, (was doch noch sehr ungewiß ist) so würde ich doch noch gar nicht auf Deinen Empfang eingerichtet seyn können. Gotthold.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 23. Sept. 1776.

Nun wohl, meine Liebe, so will ich denn den 6ten gewiß bey Ihnen seyn, und auch alle das Uebrige sollen Sie einrichten, wie Sie wollen. Aber wahrlich wegen unserer Anherkunft hat mich Ihr letzter Brief ein wenig in Verlegenheit gesetzt. Ich habe wirklich geglaubt, daß Sie sehr leicht einen Kutscher in Hamburg fänden, der Sie wenigstens bis Zelle brächte, wohin diesen Leuten die Wege ja wohl bekannt seyn müssen. Freylich will ich hier wohl einen viersitzigen Wagen, entweder zu kaufen oder geliehen bekommen; allein einen viersitzigen Wagen, wenn ich auch nur alleine bin, läßt kein Postmeister unter vier Pferden fahren. Hierher aber würden wir wohl sechse nehmen müssen, wenn wir alle in einem Wagen fahren wollten. Wenigstens müßten Sie alsdenn doch nur Ihren Wiener Wagen mitbringen, in welchem wir allein führen, oder ich wieder allein vorausginge. Denn ich rechne darauf, daß Sie Ihr Mädchen mitbringen, (und rathe es Ihnen recht sehr, wenn Sie sich etwas anders besinnen wollten,) und so wären wir 6 Personen, die unmöglich alle in einem Wagen Raum haben. Haben Sie ja die Güte mir hierauf mit erster Post ganz positiv zu antworten, weil ich nicht gerne in Ungewißheit abreisen möchte. — Könnten Sie in Hamburg Ihren Wiener Wagen gegen einen leichten viersitzigen gut vertauschen, so würde das vielleicht auch nicht übel seyn, und ich dürfte sonach bloß in einer Halbchaise zu Ihnen kommen.

Auch verlasse ich mich darauf, daß Sie Anfangs nicht ungeduldig werden wollen, und ich unserer Abrede nach, keine fremde Gesellschaft auf dem York finde. Denn ich muß Ihnen bekennen, daß ich mir auch nicht einmal einen neuen Rock machen lasse. Ich komme gerade, wie Sie mich in Hamburg gesehen haben.

Uebermorgen erst habe ich mir vorgenommen, an den Herzog wegen der Erlaubniß zu schreiben, die ich zuverlässig den andern Tag darauf zu erhalten hoffe. Sobald ich sie habe, will ich sie Ihnen schicken, und Sie können davon Gebrauch machen, wie Sie wollen.

Der Brief Ihres Herrn Bruders hat auch mich recht sehr gefreuet, und es ist mir lieb, daß er gleichfalls mit meiner Wahl zufrieden ist. Ich schließe ihn hier wieder mit bey. Meinen Brief an ihn und den Onkel werden Sie nun wohl erhalten haben. Ich umarme Sie tausendmal und bin auf immer

der Ihrige
L.

An Malchen meinen besten Gruß, das versteht sich, wenn ich sie auch nicht nenne.

Meine liebe Schwester,

Dein Brief hat mich in die äußerste Unruhe gesetzt. Gebe doch Gott, daß dieser Brief unsre liebe Mutter nicht nur noch am Leben, sondern auch, so viel als bey ihren Umständen möglich, wiederhergestellt finden möge! Daß ich nicht längst geschrieben, daran ist nicht allein meine Verheyrathung schuld, sondern auch eine gleich darauf erfolgte Unbäßlichkeit. Die liebe Mutter wird es mir verzeihen, wenn ich ihre ausdrückliche Einwilligung zu meiner Verheyrathung nicht vorher eingehohlt habe. Sie würde mir sie doch nicht verweigert haben, und nach dem, was ich an Theophilus davon geschrieben, hielt ich mich ihrer Vergebung einer versäumten Formalität versichert. Ihr Segen, den Du mir überschrieben, hoffe ich soll begleiben. Denn meine Frau ist in allen Stücken so, wie ich mir sie längst gewünscht habe. Eben so herzlich gut und rechtschaffen, als wir nur immer unsere Mutter gegen unsern Vater gekannt haben. Sie empfiehlt sich ihr und Dir vielfältig, und es ist eine von unsern angenehmsten Hoffnungen, Euch künftigen Sommer zu besuchen. Ein andermal mehr von ihr. — Itzt eile ich nur, Dir in der Geschwindigkeit so viel zu schicken, als ich gleich bey der Hand habe. Ich reise nächster Tage nach Manheim, wo ich einige Wochen bleibe. Sobald ich wieder-

komme, und meine Pension daselbst erhoben habe, schicke ich gewiß ein mehreres.

Küsse unsre liebe Mutter für mich tausendmal, und ermangele ja nicht, mir bald von ihr wieder Nachricht zu geben. Ich bin

Dein

Wolfenbüttel, den 27. Novb. 1776.

treuer Bruder Gottbold.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 20. März 1777.

Liebster Bruder,

Dein Brief ist mir einer von den angenehmsten gewesen, die ich nach meiner Rückkunft von Manheim erhalten. — Aber ich fange an, Dir von meiner Rückkunft zu sagen, ehe ich Dir noch von meinem Aufenthalte daselbst gesprochen. Das geschieht, weil von gewissen Dingen sich gar nicht sprechen läßt. Sprechen zwar wohl, aber nicht schreiben. Man schreibt immer zu wenig oder zu viel, wenn man bei sich selbst noch kein Resultat gezogen. Im Sprechen aber kann man sich alle Augenblicke corrigiren, welches im Schreiben nicht angeht. So viel dürfte ich Dir im Vertrauen doch fast sagen: daß auch die Manheimer Reise noch bis jetzt unter die Erfahrungen gehört, daß das deutsche Theater mir immer fatal ist; daß ich mich nie mit ihm, es sey auch noch so wenig, bemengen kann, ohne Verdruß und Unkosten davon zu haben.

Und Du verdenkst es mir noch, daß ich mich dafür lieber in die Theologie werfe? — Freilich, wenn mir am Ende die Theologie eben so lohnt, als das Theater! — Es sey! Darüber würde ich mich weit weniger beschweren; weil es im Grunde allerdings wahr ist, daß es mir bey meinen theologischen — wie Du es nennen willst — Neckereyen oder Stänkereyen, mehr um den gesunden Menschenverstand, als um die Theologie zu thun ist, und ich nur darum die alte orthodoxe (im Grunde tolerante) Theologie, der neuern (im Grunde

intoleranten) vorziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streitet, und diese ihn lieber bestechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen desto besser auf meiner Hut seyn zu können.

Deine Einwürfe gegen meine Hypothese von dem Durchgange der Israeliten durch das rothe Meer sind nicht unbeantwortlich. — Wenn es gleich in der Schrift heißt: „und Pharao und sein Heer gingen auch herüber;" was denn? muß dieses nicht offenbar heißen: Pharao und sein Heer wollten auch herübergehen. Sie wollten den Israeliten nur folgen, ohne zu wissen, daß sie durch einen ausgetrockneten Arm des rothen Meeres gegangen waren. — Deine Vorstellung, daß Gott das Bett des rothen Meeres in die Höhe gehoben, welches ungefähr auch Lilienthals Vorstellung ist, erklärt auch nur, wie das Meer trocken geworden, nicht aber, wie so viele Menschen in so kurzer Zeit hinüber kommen können. Und das ist hier die Hauptsache.

Doch mit was für Kleinigkeiten unterhalte ich Dich jetzt, da ich Dir von dem Tode unserer guten Mutter schreiben sollte! — Daß auch Du sie geliebt hast, wirst Du nicht besser zeigen können, als wenn Du die Schwester nicht vergißt, die sich wirklich für uns Alle ihrer Pflicht aufgeopfert hat. Ich habe ihr schon geantwortet, und fürs erste so viel beygelegt, als ich in der Eil thun können.

Weißt Du aber auch, daß wir Theophilus hier erwarten? Wenn Du doch nur auch bald einmal die Zeit bestimmen wolltest, da Du mich besuchen kannst! Empfiehl mich Deiner lieben Frau, und empfanget Beyde den herzlichen Empfehl von meiner. Lebe wohl!

Gotthold.

An den churpfälzischen Minister Freiherrn von Hompesch.

Ich darf Ew. Excellenz meine Antwort auf Dero Letztes vom 7ten April nicht länger schuldig bleiben, da ich doch nur vergebens auf eine nähere Auskunft über die Seilersche Angelegenheit warte, welche vielleicht einiges Licht über meine eigene verbreiten könnte.

Wahrlich bedürfte ich auch eines solchen Lichts recht sehr, um

weder gegen Ew. Excellenz ungerecht zu werden, noch mir den Vorwurf zuzuziehen, daß ich mich muthwillig durch Vorspiegelung und Intrigue als ein Kind behandeln lasse.

Denn nur einem Kinde, dem man ein gethanes Versprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freywillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinander zu setzen.

Wenn mich denn aber Ew. Excellenz nur für kein solches Kind halten: so bin ich schon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels jemanden beschwerlich zu fallen. Nur eins muß ich mir dabey vorbehalten.

Ich bin nicht ohne Vorwissen des Herzogs von Braunschweig, in dessen Diensten ich stehe, nach Manheim gereiset. Ich habe ihm sagen müssen, was für Versprechungen mir von dort aus gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfen. — Wenn er nun erfährt, daß aus diesen Versprechungen nichts geworden, was soll ich sagen? —

Ihm Schritt für Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? — Ihm Schwans, Ew. Excellenz, und alle anderen gewechselten Briefe vorlegen — und ihn urtheilen lassen was er will?

Doch so neugierig wird der Herzog schwerlich seyn; und ich besorge ganz ein anderes. — Da zur Zeit so Manches von dem Deutschen Theater geschrieben wird; da in Kalendern und Journalen der neuen Einrichtung des Manheimischen Theaters, ohne mich dabey zu vergessen, bereits gedacht worden: so kann es nicht fehlen, daß man der Fortsetzung derselben nicht ferner gedenken und mich dabey ins Spiel bringen dürfte.

Hier muß ich Ewr. Excellenz meine Schwäche gestehen. Ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Sylbe, die sich jemand über meinen Antheil an dem Manheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publico alles rein heraus.

Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu

scherzen: daß ich demohngeachtet die Manheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksale überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen würde. Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum besten begegnen wollen oder können, — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich seyn.

Verzeihen Ew. Excellenz meine Freymüthigkeit. Ich verharre in allem Uebrigen mit der vollkommensten Verehrung

Ewr. Excellenz

ꝛc. ꝛc.

An Nicolai.

Wolfenbüttel, den 25. May 1777.

Liebster Freund,

— — Von wegen der Nationalschaubühne hätte Ihnen einfallen sollen, was Christus von den falschen Propheten sagt, die sich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: „So alsdann „jemand zu euch sagt, hier ist Christus oder da, so sollt ihr es nicht „glauben. Werden sie zu euch sagen, siehe, er ist in Wien, so glaubt „es nicht! siehe er ist in der Pfalz, so gehet nicht hinaus!" Wenigstens, wenn mir dieser Spruch zur rechten Zeit beygefallen wäre, so sollte ich noch nach Manheim kommen. Dieses ist alles, was ich Ihnen von der Sache sagen kann und mag, mit der ich mich lieber gar nicht abgegeben hätte.

Ihr Almanach von Volksliedern hat in meinen Augen einen großen Fehler: diesen, daß Sie nicht bey jedem Liede angegeben haben, woher es genommen; ob aus einer Handschrift, oder aus einem gedruckten Buche, oder aus mündlicher Ueberlieferung. Zu der ernsthaften Absicht, die diese Schnurre haben soll, hätte dieses nothwendig geschehen müssen; und mir thun Sie einen Gefallen, wenn Sie mir ein Exemplar schicken wollen, dem die Quellen beygeschrieben sind. Sodann will ich sehen, was ich für Sie thun kann. Nur die

französische und italiänische Strophe, von Jungfer Lieschens Knie, ist auch mir entfallen. Der Anfang der Deutschen heißt aber eigentlich:[1]

Schautest du denn nie
Jungfer Lieschens Knie? ꝛc.

Die englische Strophe, bitte ich nicht zu vergessen, habe ich auch selbst gemacht — damit Sie nicht glauben, daß Sie und Schlosser die einzigen Deutschen sind, die englische Verse gemacht haben!

Was Sie mir von unserm Moses schreiben, freut mich von Herzen. Ich wünschte über so viel Dinge von ihm belehrt zu seyn, über die ich ihm bisher nicht schreiben mögen. Vorläufig möchte ich ihm doch nur eine Frage thun. Nehmlich: was Meschowef Neti-

[1] Gelehrten Liederforschern zu gefallen, will ich dieses deutsche Schlemperlied, mit Lessings Uebersetzung in verschiedene Sprachen mittheilen, so weit sie noch vorhanden sind. Das deutsche Original lautet also nach Lessings kritischer Verbesserung folgendergestalt:

Schautest du denn nie
Jungfer Lieschens Knie?
Jungfer Lieschens Fingerhut
Ist zu allen Dingen gut!

Nun folgen die Uebersetzungen:

1) Griechisch.
Ουκ εβλεψη συ
Παρθενος-γονυ;
Παρθενος δακτυλιτρον
Ἐςι προς παντα καλον.

2) Lateinisch.
Non vidisti tu
Virginis genu?
Virginis dactylitrum
Est ad omnia bonum.

3) Engländisch.
Did you never see
Mistriss Betty's knee?
What you Betty's thimble call
That is very good for all.

Die französische und italiänische Uebersetzung sind, wie man aus dem Briefe sieht, verloren gegangen, und erwarten einen kritischen Restaurator, der sie etwa, wie man es zuweilen mit verlornen Werken der Alten gemacht hat, ex ingenio wieder herstellen möchte. Nicolai.

wohl heißt, und was es für ein Buch ist, das diesen Titel führet? er soll die Antwort auf einem Zettel nur meinem Bruder geben.

Was Sie mir sonst von der guten Meynung schreiben, in welcher ich bey den dortigen Theologen und Freygeistern stehe, erinnert mich, daß ich gleicher Gestalt im vorigen Kriege zu Leipzig für einen Erzpreußen, und in Berlin für einen Erzsachsen bin gehalten worden, weil ich keines von beyden war, und keines von beyden seyn mußte — wenigstens um die Minna zu machen. — Das Ding war zu seinen Zeiten recht gut. Was geht es mich an, wodurch es jetzt von dem Theater verdrängt wird!

Leben Sie wohl! Der

Ihre,

Lessing.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 25. May 1777.

Mein lieber Bruder,

Da sind ein Paar Wolfenbüttelsche Damen, die ihre Männer nach Berlin schleppen. Die eine davon, Frau von D**, ist von langen Zeiten her meine specielle Freundin, und sie will mit aller Gewalt, daß ich ihr einen Brief an Dich mitgeben soll. Nun weiß ich wohl, daß ein junger Ehemann andere Dinge zu thun hat, als sich mit fremden Weibern zu schleppen. Sie wird aber auch nicht mehr von Dir verlangen, als Du mit gutem Gewissen nebenher bestreiten kannst. Sie wird zufrieden seyn, wenn Du sie einmal besuchst, und ihr Deine Dienste anbietest. Und das kannst Du doch wohl thun! Auch Nicolai und Ramler will sie kennen lernen, und an Nicolai habe ich ihr gleichfalls einen Brief mitgegeben.

Um nun auf die Beantwortung Deines letztern zu kommen, so muß ich Dir vor allen Dingen gerade heraus sagen, daß von dem allen, was man Dir von Theaterpreisen zu Manheim gesagt hat, nicht eine Sylbe wahr ist. Ich glaube, ich habe Dir schon einmal ins Ohr gesagt, daß ich sehr wünschte, ich hätte mich neuerdings mit dem

Theater unvermengt gelassen. Mit einem deutschen Nationaltheater ist es lauter Wind, und wenigstens hat man in Manheim nie einen andern Begriff damit verbunden, als daß ein deutsches Nationaltheater daselbst ein Theater sey, auf welchem lauter geborne Pfälzer agirten. An das, ohne welches wir gar keine Schauspieler hätten, ist gar nicht gedacht worden. Auch die Schauspieler selbst halten nur das für ein wahres Nationaltheater, das ihnen auf Lebenslang reichlich Unterhalt verspricht. Stücke, die zu spielen sind, fliegen ihnen ja doch genug ins Maul. Wie wohl ist mir, daß ich eine ganz andere Komödie habe, die ich mir aufführen lasse, so oft es mir gefällt!

Daß die Theologen zu den Fragmenten meines Ungenannten so schweigen, bestärkt mich in der guten Meynung, die ich jederzeit von ihnen gehabt habe. Mit der gehörigen Vorsicht kann man ihrentwegen schreiben, was man will. Nicht das, was man ihnen nimmt, sondern das, was man an dessen Stelle setzen will, bringt sie auf, und das mit Recht. Denn wenn die Welt mit Unwahrheiten soll hingehalten werden, so sind die alten, bereits gangbaren, eben so gut dazu, als neue. —

Ist ein Magister Spittler bei Dir gewesen? Wenn er noch in Berlin ist, so mache ihm meinen Empfehl. Desgleichen Deiner lieben Frau. Und damit lebe wohl!

Gotthold.

An Nicolai.

Wolfenbüttel, d. 20. Septemb. 1777.

Liebster Freund,

Sie hätten Grund, in Ernst auf mich ungehalten zu seyn. Ich antworte Ihnen nicht eher, als bis Ihnen an meiner Antwort nichts kann gelegen seyn. Denn von dem, was Sie von mir in Ihren beyden letzten Briefen verlangt haben, wollten Sie ohne Zweifel schon diese Michaelismesse Gebrauch machen; und ich weiß wohl, wie hoch der Buchhändler ein solches *Disappointement* aufnimmt. Doch ich

habe nicht mit dem Buchhändler, sondern mit meinem Freunde Nicolai zu thun, bey dem ich mich, so wie andere sich auf ihre gerechte Sache verlassen, auf meine ungerechte verlassen kann, an die er schon längst gewöhnt worden, und die er mir schon so manchmal vergeben hat.

Unterdessen habe ich doch nicht deswegen nicht geantwortet, weil ich an die ganze Sache nicht gedacht. Vielmehr hätte ich zuverlässig so viel früher antworten können, wenn ich weniger darauf hätte denken wollen. Sie sollen es gleich hören.

Das erste betraf alte Lieder. Wenn ich Ihnen nur alte Lieder hätte schicken dürfen, ohne mich darum zu bekümmern, was Sie davon brauchen könnten, oder nicht: so hätten Sie mit der ersten rückgehenden Post ein Paketchen bekommen sollen, wofür Ihnen das Porto mehr gekostet hätte, als Sie wahrscheinlich von der ganzen Entreprise des Almanachs einnehmen werden. Aber, da ich Ihnen nur so etwas schicken wollte, das Sie gleich in die Druckerey hätten senden können: so merkte ich je länger je mehr, daß ich nicht einmal recht wüßte, was Ihnen am zuträglichsten wäre. — Etwas wirklich gutes? — Das wäre gerade wider Ihre Absicht. Z. E. so etwas, wie das Besenbinder-Lied, welches ich in meiner Kindheit von einem Besenbinder selbst gehört habe:

„Wenn ich kein Geld zum Saufen hab,
„So geh und schneid ich Besen ab,
„Und geh die Gassen auf und ab,
„Und schreye: Kauft mir Besen ab,
„Damit ich Geld zum Saufen hab."

Denn was sind alle neue Trinklieder gegen dieses alte? Und wenn es dergleichen unter dem Volke gäbe, so müßte uns wahrlich die Aufhebung derselben eine sehr angelegene Sache seyn. Sie aber wollen über das Angelegene dieser Sache gerade spotten. — Eben fällt mir noch eins von diesem bessern Schlage bey:

„Ich bin den Barfüßer Mönchen gleich:
„Sie sind arm und ich nicht reich;

„Sie trinken kein Fleisch, ich esse keinen Wein:
„Wie könnt' ich ihnen denn gleicher seyn?
„Aber in einem sind wir zuwider:
„Wenn sie aufstehen, leg ich mich erst nieder."

Oder sollte ich Ihnen etwas von der ganz verfehlten Art schicken? Lieder, die gelehrte und studierte Reimschmiede des 14ten und 15ten Jahrhunderts gemacht haben, die in allem Ernste etwas Gutes machen wollten, und nicht konnten? Dergleichen Lieder, würde man gesagt haben, sind gerade keine Volkslieder. — — Also hätte ich bloß auf solche Lieder aufmerksam seyn müssen, die man mit ihrem rechten Namen Pöbelslieder nennen sollte? Denn auf Vermengung des Pöbels und Volkes kommt der ganze Spaß doch nur an, z. B.

„Ich stieg auf einen Birnenbaum, Birnenbaum,
„Rüben wollt ich graben:
„So hab' ich all mein Lebenlang
„Keine bessre Pflaumen gessen ꝛc."

Oder:

„Ich wollt' gern singen und weiß nicht wie,
„Von meinem Buhlen, der ist nicht hie ꝛc."

Oder:

„Ich hab' mein Tag nicht gut gethan,
„Hab's auch noch nicht im Sinn:
„Und wo ich einmal gewesen bin,
„Da darf ich nimmer hin, nimmer hin. —"

Oder:

„Unser Knecht und unsre Magd
„Haben einander genommen.
„Hinterm Ofen auf der Bank
„Sind sie zusammen gekommen. —"

Oder:

„Ein Bräutlein wollt' nit gehn zu Bett.
„Nit weiß, ob sie es hätt' verredt ꝛc."

Das Schlimmste war nur bey den Liedern von dieser Art, daß ich die wenigsten ganz zusammen finden konnte. Außer das letzte; von

welchem ich aber glaube, daß es Eschenburg schon in dem Museo hat drucken lassen. Und hierbey muß ich Ihnen dazu sagen, daß ich schon vor vielen Jahren Hrn. Eschenburg das Anziehendste gegeben habe, was ich von diesem Schrot und Korn in der Bibliothek gefunden.

Also, mein lieber Nicolai, haben Sie mich mit Ihrem Verlangen um manche schöne Stunde gebracht, ohne daß sie Ihnen zu Nutze gekommen. Ich würde Ihnen diesen Zeitverlust auch wahrlich sehr hoch anrechnen, wenn ich nicht dabey eine andere gute Spur hätte verfolgen können, von der ich Ihnen wohl ein andermal schreibe. —

Jetzt muß ich nur Ihrer zweyten Anfrage noch gedenken. Ob ich meine antiquarischen Briefe noch fortsetzen will? — Allerdings. — Aber wenn? — Ja, das weiß Gott! Diesen Winter kann ich schlechterdings nicht. Denn diesen Winter habe ich noch voll auf an dem fünften bis zwölften Stücke meiner Beyträge zu arbeiten, mit welchen ich dieses ganze Werk zu schließen gesonnen bin. Sie glauben nicht, was für eine ekle, undankbare und zeitversplitternde Arbeit ich mir damit auf den Hals geladen habe. An Ihrer neuen Ausgabe der Beschreibung von Berlin, mögen Sie so etwas ähnliches gehabt haben. — Das also muß ich nun je eher je lieber aus den Händen haben, weil ich mir noch Kräfte zu bessern Dingen bewußt bin, zu welchen ich allerdings verschiedene Anmerkungen rechne, die ich auf meiner Reise in Italien gemacht zu haben glaube, und durch welche die antiquarischen Briefe noch erst ein Buch werden können. Wissen Sie, was ich Ihnen folglich rathe? Lassen Sie fürs erste beyde Theile dieser Briefe zusammen drucken, welches einen mäßigen Band in groß Octav machen würde. Ich will eine kurze Vorrede dazu schreiben, in welcher ich mich über die Fortsetzung erkläre, und Sie können versichert seyn, daß diese Fortsetzung eine meiner ersten Arbeiten seyn soll, so bald ich von jener frey bin.

Hiermit leben Sie für diesmal wohl, und bleiben Sie mein Freund.

Der Ihrige,
Lessing.

An Eschenburg.

Den 3. Januar 1778.

Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er sobald Unrath merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 5. Jan. 1778.

Mein lieber Bruder,

Betaure mich, daß ich dasmal so eine gültige Ursache habe, Dir während der Zeit, da Du so viel Güte für meinen Stiefsohn hast, noch nicht geschrieben zu haben. Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest meines Lebens sehr verbittert haben würde. Sie ward entbunden, und machte mich zum Vater eines recht hübschen Jungen, der gesund und munter war. Er blieb es aber nur vier und zwanzig Stunden, und ward hernach das Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder versprach er sich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn so gewaltsam einlud, und schlich sich von selbst wieder davon? Kurz, ich weiß kaum, daß ich Vater gewesen bin.

Die Freude war so kurz, und die Betrübniß ward von der größten Besorgniß so überschrieen! Denn die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne Verstand, und alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paarmal von ihrem Bette, mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur saurer mache. Denn mich kannte sie noch bey aller Abwesenheit des Geistes. Endlich hat sich die Krankheit auf einmal umgeschlagen, und seit drey Tagen habe ich die zuverlässige Hoffnung, daß ich sie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird.

Wie Du mir verzeihest, daß ich Dir seit vierzehn Tagen nicht geschrieben: so verzeihest Du mir auch, daß ich Dir jetzt nicht mehr schreibe. Ich denke ungern daran, daß Dir jetzt unser Stiefsohn mancherlei Incommodität verursacht. Gott lasse Dich unter ähnlichen Umständen eine freudigere Scene erleben! Gotthold.

An Eschenburg.

Den 7. Januar 1778.

Ich kann mich kaum erinnern, was für ein tragischer Brief das kann gewesen seyn, den ich Ihnen soll geschrieben haben. Ich schäme mich recht herzlich, wenn er das geringste von Verzweiflung verräth. Auch ist nicht Verzweiflung, sondern vielmehr Leichtsinn mein Fehler, der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrückt. — Meine Freunde müssen mich nun ferner schon so dulden, wie ich bin.

Die Hoffnung zur Besserung meiner Frau ist seit einigen Tagen wieder sehr gefallen; und eigentlich habe ich jetzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen.

Ich danke Ihnen für die Abschrift des Goezischen Aufsatzes. [1]

[1] In der so genannten schwarzen Zeitung, oder den Ziegraischen freywilligen Beyträgen v. J. 1778, S. 56, that Goeze den ersten, obwohl noch ziemlich glimpflichen und anonymischen, Ausfall auf Lessing. S. eine Parabel u. s. w.
Eschenburg.

Diese Materien sind jetzt wahrlich die einzigen, die mich zerstreuen können. Schumanns Antwort [1] ist weit schlechter ausgefallen, als ich erwartet hatte. Ich weiß kaum, was ich ihm wieder antworten soll, ohne ihn lächerlich zu machen; welches ich nicht möchte.

An Eschenburg.

Den 10. Januar 1778.

Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig seyn können zu machen; und bin ganz leicht. — Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres und unsrer übrigen Freunde in Braunschweig, Beileides versichert halten darf.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 25. Februar 1778.

Lieber Bruder,

Ich wette, du lauerst auf einen Brief von mir, und wir lauern auf einen von Dir. Ich hoffe, Du sollst das Kistchen von Wegelins richtig erhalten haben, und ich betaure nur, daß es schon gepackt war, als ich den letzten Brief erhielt, um noch einige Kleinigkeiten beyzulegen, die zu meinen gegenwärtigen theologischen Streitigkeiten gehören. Daß meine Duplik nach Deinem Sinne gewesen, ist mir sehr lieb. Besonders freue ich mich, daß Du das haut-comique der Polemik zu goutiren anfängst, welches mir alle anderen theatralischen Arbeiten so schal und wäßrig macht. Nächster Tage sollst Du auch eine Schrift wider Götzen erhalten, gegen den ich mich schlechterdings in die Positur gesetzt habe, daß er mir als einem Unchristen nicht

[1] Ueber die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion; Hannov. 1778. 8. — Lessings Antworten darauf sind die Schriften: Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft; und: das Testament Johannis, ein Gespräch. Eschenburg.

ankommen kann. Doch das sind alles die Scharmützel der leichten Truppen von meiner Hauptarmee. Die Hauptarmee rückt langsam vor, und das erste Treffen ist meine Neue Hypothese über die Evangelisten, als bloß menschliche Geschichtschreiber betrachtet. Etwas Gründlicheres glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben, und ich darf hinzusetzen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundere mich oft selbst, wie natürlich sich alles aus einer einzigen Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen. Das ist die nehmliche Schrift, die ich Vossen zugedacht habe; denn sie ist so, daß sie bei dem allen sich vor der Berlinischen Censur nicht fürchten darf. Er hätte sie auch schon, wenn mir seit drei Wochen nur nicht wieder unvermuthete Hinderungen vorgekommen wären. Indeß vertröste ihn nur weiter nicht; ich will ihn damit überraschen. — —

Lebe selbzweyter recht wohl! Und Gott gebe, daß ich auch bald hinzusetzen kann: selbdritter! Gotthold.

An J. A. H. Reimarus.

Werthester Freund,

Ihr Stillschweigen ließ mich befürchten, daß Sie auf mich ungehalten wären. Und wie leicht hätten Sie es werden können, wenn man Ihnen solch Zeug in den Kopf zu setzen gesucht. Ich will den sehen, dem ich gesagt habe, daß Ihr sel. Herr Vater der Verfasser der Fragmente sey! Ich habe so vielerley Vermuthungen über den wahren Verfasser anhören, so vielerley Ausfragen desfalls aushalten müssen: daß es zwar wohl seyn kann, daß ich unter denen, auf welche man gerathen, auch manchem Ihren Herrn Vater mit genannt habe; denn allerdings haben nicht wenige auf ihn gerathen, und mancher hat mir eine grosse Heimlichkeit zu vertrauen geglaubt, wenn er ihn mir als den ungezweifelten Urheber nicht bloß der Fragmente, sondern eines völlig ausgearbeiteten Buchs nach dem Plane der Fragmente, das sich, ich weiß nicht in wessen Händen befinde, nennen zu

können geglaubt. Aber wer da sagt, daß ich ihn für meinen Kopf, und nicht aus fremder Vermuthung, dafür ausgegeben habe, der sagt es wie ein Schurke. Diesen Trumpf will ich öffentlich darauf setzen, wenn Sie es haben wollen, und nicht vielmehr für besser halten, die ganze Rede unangefochten lieber mit der Zeit fallen zu lassen. Die Theologen werden keine Narren seyn, sie zu verbreiten und glaublich zu machen. Hat sie nicht auch schon Wittenberg für eine schwarze Verleumdung in seinem Postreuter erklärt? Wer wird diesem grossen Manne zu widersprechen wagen, und Ihnen, Trotz dieser Erklärung, unerweisliche Händel machen wollen?

Indeß will ich doch, bey erster Gelegenheit, ein Wort von der unnöthigen Neugierde nach dem Verfasser nicht allein überhaupt sagen, sondern mich auch in specie wegen Ihres Herrn Vaters so erklären, daß man es gewiß künftig soll bleiben lassen, sich desfalls auf mich zu beruffen. Diese Gelegenheit wird sich auch sehr bald finden, indem ich noch ein Fragment, und zwar das letzte, nicht in den Beyträgen, sondern besonders, eben itzt drucken lasse. Ich werde durch Maschos albernes Geschwätz dazu gezwungen; von dem ich übrigens kaum glauben kann, daß er Ihren Herrn Vater in Verdacht haben sollte, indem er von dem vermeintlichen Verfasser Dinge wissen will, die auf diesen gar nicht passen würden.

Ich habe es mit ihm schon vorläuffig in beyliegender Schnurre zu thun; deren eigentlicher Gegenstand aber immer noch Goeze ist. Und so eine Schnurre soll Goeze unfehlbar jederzeit haben, so oft er in seinen fr. Beyträgen eine Sottise wider mich oder meinen Ungenannten sagt. Dazu bin ich fest entschlossen, und sollte aus dem Antigoeze eine förmliche Wochenschrift werden, so langweilig und unnütze als nur jemals eine in Hamburg geschrieben und gelesen worden. Meine Axiomata haben Sie doch nun auch gelesen? Gleichwohl will ich sie nebst der Duplik, und den beiden fliegenden Blättern die vorhergegangen, noch mit beylegen, damit Sie wenigstens alles haben, was in dieser Katzbalgerey gedruckt worden.

Die Erziehung des Menschengeschlechts ist von einem guten Freunde, der sich gerne allerley Hypothesen und Systeme macht, um das Vergnügen zu haben, sie wieder einzureissen. Diese Hypothese

nun würde freylich das Ziel gewaltig verrücken, auf welches mein Ungenannter im Anschlage gewesen. Aber was thut's? Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sey Gott empfohlen!

Leben Sie recht wohl, und beehren Sie mich bald wieder mit einem Briefe. Zusprache von meinen Freunden thut mir jetzt desto wohler, je nöthiger mir sie ist. Sie werden es kaum glauben, daß ich die muthwilligsten Stellen in meinen Schnurren oft in sehr trüben Augenblicken geschrieben habe. Jeder zerstreut sich so gut als er kann.

Meinen Empfehl an die Ihrigen.

Dero

Wolfenbüttel, den 6. April 1778. ergebenster Fr. u. Diener

Lessing.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 23. Julius 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich muß mich nur gleich herſetzen, Dir zu antworten. Allerdings ist es wahr, daß das hiesige Ministerium, auf Ansuchen des Consistorii, das neue Fragment und zugleich meine Antigötzischen Schriften verboten; auch mir zugleich untersagt hat, ferner etwas aus dem Mſ. der Fragmente drucken zu lassen ꝛc. Ich habe meine Ursachen, warum ich die Confiscation des neuen Fragments recht gern geschehen lasse. Nur sollte man meine Schriften nicht zugleich mit confisciren; und darüber beiße ich mich auch noch gewaltig herum, fest entschlossen, die Sache auf das äußerste ankommen zu lassen, und eher meinen Abschied zu nehmen, als mich dieser vermeynten Demüthigung zu unterwerfen. Vom Corpore evangelico ist nichts gekommen, noch viel weniger vom Reichshofrath; ich denke auch nicht, daß ich mich vor beyden sehr zu fürchten habe. Denn (Du wirst zwar lachen) ich habe ein sicheres Mittel, den Reichshofrath zu theilen, und unter sich selbst uneins zu machen; so wie Paulus das Synedrium. Nehmlich, da

die mehresten Glieder desselben Katholiken sind, so darf ich meine Sache nur so vorstellen, daß in der Verdammung, welche die Lutherischen Geistlichen über mich aussprechen, eigentlich die Verdammung aller Papisten liegt, welche die Religion eben so wenig auf die Schrift, und auf die Schrift allein, wollen gegründet wissen, als ich. In dieser Absicht habe ich bereits auch einen Bogen geschrieben, den ich Dir hiermit beylegen will.[1] Du wirst sehen, daß ich auch sonst darin eine Wendung nehme, die den Herrn Hauptpastor wohl capot machen soll. Denn Du hast doch wohl sein zweytes Stück von Lessings Schwächen gelesen, und gesehen, was für eine Erklärung er schlechterdings von mir verlangt? Diese gebe ich ihm hier. Ich habe den Bogen zwar schon nach Hamburg geschickt, um ihn da drucken zu lassen; wenn Du ihn indeß doch auch in Berlin willst drucken lassen, so kannst Du es nur thun. Um die heutige Post nicht zu versäumen, will ich schließen. Du sollst aber den nächsten Posttag mehr von mir hören; wenigstens sobald ich Dir näher schreiben kann, wie meine Sache laufen zu wollen scheint. Den Bogen des Herrn Moses habe ich nicht gleich bei der Hand; aber er soll den künftigen Posttag gewiß auch folgen. Lebe indeß recht wohl.

Gotthold.

Mein lieber Ebert!

Es ist mir sehr angenehm von Ihnen zu erfahren, daß sich die Hamburgischen Freunde meiner erinnert haben; ich danke jedem in dem Sinne, wie er mich grüßen läßt.

Den Antigoeze bin ich eben noch im Stande Ihnen complet zu machen. Aber von dem neuen Fragmente habe ich selbst nur noch ein einziges Exemplar. Hätten Sie mich im geringsten vermuthen lassen, daß Ihnen an diesen Kleinigkeiten etwas gelegen wäre, — daß Sie auch nur neugierig darnach wären, so würde ich mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, sie Ihnen jederzeit zu geben.

[1] Es war: Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg. Wolfenbüttel (aber eigentlich Berlin) 1778.
Karl G. Lessing.

Warum ich sie aber ungefordert von freyen Stücken niemand gebe, habe ich Ihnen schon einmal gesagt.

Die Confiscation derselben belustiget mich herzlich. An mir soll es gewiß nicht liegen, daß die angefangene Thorheit nicht vollendet wird. Mag doch die eigentliche Triebfeder davon seyn, wer da will! Ich sehe nur nicht, warum ich eben die von dem Verdacht ausnehmen soll, die Sie mir nennen. Einzeln wird es keiner auf sich kommen lassen wollen, und ich weiß vorlängst, daß ein halb Dutzend vernünftige Männer zusammen oft nicht mehr als ein altes Weib sind.

Der
Wolfenbüttel, Ihrige
den 25. Jul. 1778. Lessing.

An Elise Reimarus.

Ihre Besorgniß, meine vortreffliche Freundin, ist mir sehr schmeichelhaft. Und doch muß ich Sie bitten, sich ihrer nur ganz zu entschlagen. Die Sache ist bei weitem so schlimm nicht, als Sie fürchten. Freylich hat man das neue Fragment confiscirет, und will mir das weitere Schreiben in diesen Dingen untersagen. Aber über den letzten Punkt beisse ich mich noch trefflich herum, und ich hoffe, daß Goeze die Freude nicht erleben soll, daß ich meine Batterie wenigstens verlegen muß. Man hat sich die Abwesenheit des Erbprinzen, und die Schwachheit des alten Herzoges, der selbst wenig mehr nachsehen und unterschreiben kann, zu Nutze zu machen gewußt. Allein die Versicherung, daß beyde an dem ganzen Handel wenig oder gar keinen Antheil nehmen, giebt mir um so viel freyer Feld, mich gegen das Ministerium so mausicht zu machen, als ich nur Lust habe. Allerdings könnte es wohl dahin kommen, daß ich mich endlich gedrungen sähe, meinen Abschied zu fordern, den die Herren, die mir ihn geben würden, schon zu seiner Zeit verantworten sollten. Doch was wäre das auch mehr? Goeze und Compagnie sollten dabey so wenig gewinnen, daß alle und jede, welche das Wasser diesen Weg ableiten wollen, ihr Unternehmen wohl betauern sollten. Denn, im ganzen

die Sache zu nehmen, stehe ich für meine Person so sicher, als ich nur stehen kann; und den Spaß hoffe ich noch selbst zu erleben, daß die meisten Theologen auf meine Seite treten werden, um mit Verlust eines Fittigs noch eine Weile den Rumpf zu retten. — Kurz; machen Sie sich, meine beste Freundin, meinetwegen nicht den geringsten Kummer. Ich will gewiß keinen unüberlegten Schritt thun; wäre es auch nur, um mich nicht von einer Bibliothek zu entfernen, die mir zur Fortsetzung meines Streits unentbehrlich werden möchte. — Die Erinnerung, daß es Ihnen nicht gleichgültig ist, welche Wendung mein Schicksal nehmen dürfte, wird mich manchen Augenblick, in welchem der Verdruß, mit so armseligen Schurken angebunden zu haben, die Oberhand zu gewinnen drohet, wieder beruhigen und aufheitern. Leben Sie recht wohl!

Dero

Wolfenbüttel, den 2ten Aug. 78.

ergebenster Freund
Lessing.

An Elise Reimarus.

Wolfenbüttel den 9. Aug. 78.

Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich seyn wollen, als andere Menschen! Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolirten Zustand zurückzutreten, nichts zu seyn, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt! — Sehen Sie, meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage. Haben Sie also bey so bewandten Umständen auch wohl Recht, daß Sie mir rathen, blos um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zustande auszudauern, der mir längst zur Last geworden? — Ach, wenn er

wüßte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Possen hier aushalte! — Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche eins mit den Zähnen, — und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will! —

Es freuet mich, daß Sie die Taktik meines letzten Bogens so gut verstehen. Ich will ihm Evolutiones vormachen, deren er sich gewiß nicht versieht. Denn da er sich nun einmal verredet hat, und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion glaube, sondern was ich unter der christlichen Religion verstehe: so habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andere in meinem Bollwehr schützen. So trennte Paulus das Synedrium; und ich, ich darf nur zu verhindern suchen, was ohnedem nicht geschehen wird; nehmlich nur zu verhindern suchen, daß die Pabisten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Pabisten werden.

Ich danke Ihnen für die gütigen Wünsche zu Fortsetzung meiner Streitigkeit. Aber ich brauche sie kaum: denn diese Streitigkeit ist nun schon mein Steckenpferd geworden, das mich nie so herabwerffen kann, daß ich den Hals nothwendig brechen müßte. Den Stall wird man meinem Steckenpferde gewiß hier auch nicht versagen, wenn ich ihn nicht selbst aufkündige.

Leben Sie recht wohl, meine wertheste Freundin! und sobald sich der Hohepriester nur mit einer Sylbe gegen meine nöthige Antwort regt: so haben Sie doch ja die Güte mir es zu schicken.

Dero ganz ergebenster
L.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 11. Aug. 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich habe den Bogen erhalten, und danke Dir und unserm Voß für die prompte Besorgung. Es wird auf Götzen ankommen, ob meine künftigen Antworten klein oder groß werden. Materie hätte

ich zu Folianten; und auch bogenweise lassen sich Folianten zusammen schreiben.

Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt seyn. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, so viel man braucht; und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subscription drucken lassen, und Du kannst nachstehende Ankündigung nur je eher je lieber ein Paar hundertmal auf einem Octavblatte abdrucken lassen, und ausstreuen, so viel und so weit Du es für nöthig hältst. Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines anzukündigenden Stücks allzufrüh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlagt das Decamerone des Bocaccio auf: Giornata I. Nov. III. Melchisedech Giudeo. Ich glaube, eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten. Antworte mir, wenn Du kannst, unverzüglich. Gotthold.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 20. Oct. 1778.

Lieber Bruder,

Vor allen Dingen laß mich Deinen Erstgebornen mit meinem besten Segen hienieden bewillkommen! Er werde besser und glücklicher, als alle seines Namens! — Die Mutter ist doch gesund? Versichere Sie meines innigsten Antheils an ihrer Freude. —

Und nun, warum ich Dir so lange nicht geschrieben habe? Ich reiste vor sechs Wochen in Angelegenheiten meiner Stiefkinder nach Hamburg; fest entschlossen, nicht länger als acht oder zehn Tage da

zu bleiben. Aber ich hatte meine Stieftochter mitgenommen, und die ward gefährlich krank. Das hielt mich bis in die sechste Woche auf, und nur erst ehegestern bin ich wieder gekommen.

Was ich die Zeit über in Hamburg gemacht habe? — Beyliegenden Bogen als die Antwort auf das dritte Stück meiner Schwächen, die ziemlich stark zu werden anfangen. Will ihn Herr Voß gleichfalls drucken lassen, so kann er es immerhin thun. Du hast mich mißtrauisch gegen T** gemacht: sonst hätte ich ihn gleich nach Berlin geschickt. Und wahrlich thäte T** eben nicht unrecht, wenn er diesen Bogen nicht wollte passiren lassen. Es sind Aeußerungen — — — darin, die ihm wohl nicht schmecken dürften.

Du siehst also, daß ich in meiner Streitigkeit fortfahre; ungeachtet mir das Ministerium allhier verboten, auch nicht einmal auswärts etwas drucken zu lassen, was ich nicht zuvor zur Censur ihm eingesandt. Das wäre mir eben recht! Ich thue das nicht, mag auch daraus entstehen, was da will.

Jetzt ist man hier auf meinen Nathan gespannt, und besorgt sich davon, ich weiß nicht was. Aber, lieber Bruder, selbst Du hast Dir eine ganz unrechte Idee davon gemacht. Es wird nichts weniger, als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe, und Herr Moses hat ganz recht geurtheilt, daß sich Spott und Lachen zu dem Tone nicht schicken würde, den ich in meinem letzten Blatte angestimmt (und den Du auch in dieser Folge beobachtet finden wirst), falls ich nicht etwa die ganze Streitigkeit aufgeben wollte. Aber dazu habe ich noch ganz und gar keine Lust, und er soll schon sehen, daß ich meiner eigenen Sache durch diesen dramatischen Absprung im geringsten nicht schade.

Hast Du schon die Epistel eines Layen gelesen, in welcher Moses für den Verfasser des Zweckes Jesu und seiner Jünger ausgegeben wird? Ich wollte, daß das Ding nicht so gar elend wäre, damit er sich dagegen vertheidigen könnte. Vielleicht wird die Beschuldigung allgemeiner, und ich werde herzlich lachen, wenn er endlich gezwungen ist, seinen ehrlichen Namen zu retten.

Daß Theophilus eine bessere Versorgung bekommen, freuet mich

von Herzen. Ich habe seit langer Zeit weder an ihn, noch an die Schwester geschrieben. Denn es ist mir unmöglich gewesen, es so zu thun, wie ich gern gewollt hätte. Da ich meine Stiefkinder noch bey mir habe, und eine so weitläuftige und kostbare Wirthschaft führen muß, so bin ich selbst oft in größern Verlegenheiten, als sie gewiß nicht seyn können. Dazu habe ich itzt keinen Menschen mehr hier, dem ich mich vertrauen, oder auf dessen Beystand ich mich allenfalls verlassen könnte.

Meine Ankündigung des Nathan habe ich nirgends hingeschickt, als nach Hamburg. Sonst überall, wenn Du willst, kannst Du Dein Netz für mich aufstellen. Ich besorge schon, daß auch auf diesem Wege, auf welchem so Viele etwas gemacht haben, ich nichts machen werde; wenn meine Freunde für mich nicht thätiger sind, als ich selbst. Aber wenn sie es auch sind: so ist vielleicht das Pferd verhungert, ehe der Hafer reif geworden.

Meinen Ernst und Falk wollte ich Dir gern beylegen, wenn ich nicht glauben dürfte, daß Du ihn schon gelesen, und ein Exemplar von ihm das Porto nach Berlin werth wäre. Indeß, was sagst Du dazu? Und was hörst Du Andere davon sagen?

Schreibe mir bald wieder und lebe recht wohl.

Gotthold.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 7. November 1778.

Mein lieber Bruder,

Dein letzter brüderlicher Brief hätte wohl eine promptere Antwort verdient. Allerdings. Aber denke nur nicht, daß ich nicht prompt geantwortet, weil ich nicht prompt antworten können, indem ich mit mir selbst noch nicht einig gewesen, selbst noch nicht gewußt, wie es mit Dingen werden solle, mit denen ich vielleicht weiter nichts gesucht, als den Leuten das Maul aufzusperren. Denn so dächtest Du nun ganz gewiß sehr falsch.

Mein Nathan, wie mir Professor Schmid und Eschenburg bezeugen können, ist ein Stück, welches ich schon vor drey Jahren, gleich nach meiner Zurückkunft von der Reise, vollends aufs Reine bringen und drucken lassen wollen. Ich habe es jetzt nur wieder vorgesucht, weil mir auf einmal beyfiel, daß ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Plans, dem Feinde auf einer andern Seite damit in die Flanke fallen könne. Mit diesen Veränderungen bin ich nun zu Rande, und mein Stück ist so vollkommen fertig, als nur immer eins von meinen Stücken fertig gewesen, wenn ich sie drucken zu lassen anfing. Gleichwohl will ich noch bis Weyhnachten daran flicken, poliren, und erst zu Weyhnachten anfangen, alles aufs Reine zu schreiben, und à mesure abdrucken zu lassen, daß ich unfehlbar auf der Ostermesse damit erscheinen kann. Früher habe ich damit nie erscheinen wollen; denn Du erinnerst Dich doch wohl, daß ich in meiner Ankündigung zu Weyhnachten vorher die Zahl der Subscribenten zu wissen verlangt habe.

Und also wäre der Eine Punkt, über den Herr Voß gewiß seyn möchte, ohne alle Schwierigkeit. Ostern 1779 ist mein Stück gedruckt, und wenn auch nicht zwanzig Personen darauf subscribirt hätten; — und wenn ich es für mein eigenes Geld müßte drucken lassen.

Auch könnte ich über den zweyten Punkt ihn völlig beruhigen. Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun; und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freylich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen.

Aber nun sage mir, was will eigentlich Herr Voß? Durch welches neue Avertissement glaubt er mir den besagten Vortheil schaffen zu können? Dieser Vortheil würde mir allerdings sehr willkommen seyn; denn ich bin nie ein Feind vom Gelde gewesen, und jetzt bin ich es am allerwenigsten. Den Besitz meines Stücks nach der Subscription habe ich ihm, von Anfang an, zugedacht.

Nur mit dem Pränumeriren möchte ich gern nichts zu thun haben. Denn wenn ich nun plötzlich stürbe? So bliebe ich vielleicht tausend

Leuten einem jeden einen Gulden schuldig, deren jeder für zehn Thaler auf mich schimpfen würde. Und wozu auch? Geld bis zu Ostern brauche ich freylich, und die Sorge es anzuschaffen, wird mich oft in einer Arbeit unterbrechen, in der man gar nicht unterbrochen seyn müßte.

Aber wenn Du wirklich meynst, daß Dein andrer Vorschlag thunlich sey, und sich wohl noch ein Freund fände, der mir das Benöthigte zu den gewöhnlichen Zinsen vorschösse, so würde ich diesen tausendmal annehmlicher finden. Ich brauchte aber wenigstens 300 Thaler, um mit aller Gemächlichkeit einer Arbeit nachzuhängen, in welcher auch die kleinsten Spuren der Zerstreuung so merklich werden. Ich will gern alle Sicherheit geben, die ich jetzt zu geben im Stande bin: meinen Wechsel; und wenn ich plötzlich stürbe, würde doch wohl auch noch so viel übrig seyn, daß dieser Wechsel bezahlt werden könnte.

Ich werde gehindert, Dir auch auf das Uebrige Deines Briefes zu antworten. Gotthold.

An Karl G. Lessing.

Braunschweig, den 1. Dec. 1778.

Mein liebster Bruder,

In Erwartung Deines letzt Versprochenen, wenigstens in Erwartung, so bald als möglich zu erfahren, ob und wenn ich gewiß darauf rechnen könne, schicke ich Dir hier den Anfang meines Stücks; aus Absicht, die ich in meinem letzten an Herrn Voß gemeldet habe. Laß einen Bogen auf Papier, wie meine dramatische Schriften, doch so bald als möglich absetzen; damit ich ungefähr wissen kann, was so ein Bogen faßt, und ich meinen Pegasus ein wenig anhalten kann, wenn er freyes Feld sieht. Das Stück braucht eben nicht sechzehn Bogen zu werden, weil ich eine ziemlich starke Vorrede dazu in petto habe. Wenn es aber auch über sechzehn Bogen wird: so habe ich mich in dem Avertissement wegen des Subscriptions-Preises bereits erklärt.

Wenn ich Dir noch nicht geschrieben habe, daß das Stück in

Versen ist: so wirst Du Dich vermuthlich wundern, es so zu finden. Laß Dir aber nur wenigstens nicht bange seyn, daß ich darum später fertig werden würde. Meine Prose hat mir von jeher mehr Zeit gekostet, als Verse. Ja, wirst Du sagen, als solche Verse! — Mit Erlaubniß; ich dächte, sie wären viel schlechter, wenn sie viel besser wären. Es soll mich verlangen, was Herr Ramler dazu sagen wird. Ihm und Herrn Moses kannst Du sie wohl weisen, dessen Urtheil vom Tone des Ganzen ich wohl auch zu wissen begierig wäre. Es versteht sich, wenn der Bogen abgesetzt ist, daß ich das Manuscript wieder zurückhaben muß. Gotthold.

An Elise Reimarus.

Wolfenbüttel, den 16ten Decbr. 78.

Was Sie mir so gut und freundschaftlich vorwerfen, habe ich mir schon manchmal sehr bitter vorgeworffen. Aber es sey nun, daß die eigene Bitterkeit gegen sich selbst eben so bitter nicht ist; oder mir in der Welt nicht leicht etwas bitter genug seyn kann: genug es blie von einem Tage zum andern bey dem Vorsatze, diesen Vorwurf nicht länger auf mir sitzen zu lassen. Und wer weiß, wie lange es noch dabey geblieben wäre, wenn Sie mich nicht angestoßen hätten. Eben wollte ich völlig einschlafen. — Doch das ist nicht wahr. Meine Schlafsucht hat sich ganz verloren; und wenn Sie sie nicht etwa mit der Zeit in meinem Nathan wiederfinden: so habe ich von Glück zu sagen. —

Wie es mir sonst geht, — wenn ich nur gesund bin — daran ist nicht viel gelegen. Ein bischen Verdruß habe ich sogar mit unter gern; und der liebe Gott weiß wohl, was ich gern habe, und mir gesund ist. —

Die Zahl 72 ist eine merkwürdige Zahl. Denn es ist die eigentliche Zahl, wenn ich mich nicht irre, der rotunde sogenannten 70 Jünger, 70 Dollmetscher, 70 Beysitzer im hohen Rath. Ausser diese Siebzigen, wie viel zählen wir denn Apostel?

Bey Campen fällt mir ein, daß ich einmal ein Journal schreiben wollen, unter dem Titel: das Beste aus schlechten Büchern. Wenn ich allenfalls dieses Projekt wieder vorsuche, und er seinen Auszug sonst nicht gedruckt bekommen kann: so will ich mir ihn zum ersten oder letzten Stücke besagten Journals ausbitten. Niemanden verwehrt, nochmals einen Auszug aus dem Auszuge dieses Auszuges zu machen!

Goeze, hat man mir geschrieben, wäre krank, und müßte alle Tage zwei Stunden reiten, welches grade die zwei Stunden wären, die er sonst zu meiner Widerlegung bestimmt gehabt hätte. Wenn das ist, so will ich noch heut anfangen, um seine Genesung herzlich zu beten.

Endlich lassen sich die grossen Wespen doch auch aus dem Loche schrecken. Die Göttingsche sumset nicht so arg, als sie zu stechen drohet, wir werdens ja sehen. Ich muß nur machen, daß ich mit meinem Nathan fertig werde. Um geschwind fertig zu werden, mache ich ihn in Versen. Freylich nicht in gereimten: denn das wäre gar zu ungereimt.

Sie wissen doch, daß ich Ihren Cato habe? Von dem umständlich, so bald ich den Englischen wieder gelesen habe. Aber das kann ich wohl so bald nicht, wenn ich vors erste mit meinen Versen zufrieden bleiben soll.

Grüssen Sie die Brüder und Schwestern: und leben Sie recht wohl. L.

Wolfenbüttel, d. 18. Decemb. 1778.

Allerdings, mein lieber Ramler, bin ich Ihnen eine Entschuldigung schuldig, warum ich in dem ersten versificirten Stücke, das ich mache, nicht unser verabredetes Metrum gebraucht habe. Die reine lautre Wahrheit ist, daß es mir nicht geläufig genug war. Ich habe Ihren Cephalus wohl zehnmal gelesen; und doch wollten mir die Anapästen niemals von selbst kommen. Sie in den fertigen Vers hineinflicken, das wollt' ich auch nicht. — Aber nur Geduld! Das ist bloß ein Versuch, mit dem ich eilen muß, und den ich so ziemlich, in

Ansehung des Wohlklanges von der Hand wegschlagen zu können glaube. Denn ich habe wirklich die Verse nicht des Wohlklanges wegen gewählt: sondern weil ich glaubte, daß der orientalische Ton, den ich doch hier und da angeben müssen, in der Prose zu sehr auffallen dürfte. Auch erlaube, meynte ich, der Vers immer einen Absprung eher, wie ich ihn itzt zu meiner anderweitigen Absicht, bey aller Gelegenheit ergreifen muß. Mir gnüget, daß Sie nur so mit der Versifikation nicht ganz und gar unzufrieden sind. Ein andermal will ich Ihrem Muster besser nachfolgen. Doch muß ich Ihnen voraussagen, daß ich sechsfüßige Zeilen nie wählen werde. Wenn es auch nur der armseligen Ursache wegen wäre, daß sich im Drucken auf ordinärem Octav die Zeilen so garstig brechen. — Ihre grammatikalischen Zettel sollen Ihnen unverloren seyn: ich will sie fürs erste nur noch bei mir behalten, um den Inhalt desto gewisser zu befolgen. — Nur Fäden möchte ich doch lieber, als Faden; weil Faden sehr leicht für den Singularis genommen werden könnte, wenn der Artikel den nicht recht deutlich von dem unterschieden würde. — Ihre Lesart im 201. Verse: Wem schmeichelt Ihr ꝛc. ist eine wahre Verbesserung, die ich mit vielem Dank annehme. — Ich sende mit heutiger Post wieder einen ziemlichen Flatschen an meinen Bruder. Wenn Sie auch den lesen: so thun Sie mir einen Gefallen; und ich will ausdrücklich, daß Sie ihn länger als eine Stunde behalten können, um alle Ihre Anmerkungen zu haben. Für den zweyten Theil der Blumenlese recht vielen Dank! Daß ich Ihre Verbesserungen meiner Dingerchen blindlings unterschreibe, das wissen Sie schon, und ich habe mich weidlich vor einigen Wochen über das dumme Altonaer Postpferd geärgert, welches noch immer den Hagedornischen Lesarten die Stange halten will. — Leben Sie recht wohl! Wir schreiben uns vor dem Geburtstage ja wohl noch einmal; und wenn ich mit dem Nathan sodann fertig bin — wer weiß?

Lessing.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 19. Dec. 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich habe auf Deinen letzten Brief sofort an M. W.** geschrieben; und Gott gebe, daß es nicht bloßer guter Wille mag gewesen seyn! Sollte er aller der positiven Aeußerungen ungeachtet dennoch verhindert werden, Wort zu halten: so bin ich ganz unglaublich übel daran. Denn ich habe andere Anstalten zu machen, gänzlich versäumt.

Du erhältst hierbey die Fortsetzung meines Stücks bis zu Seite 74. Wenn Ramler in diesem neuen Flatschen auch nur wieder eine sechsfüßige Zeile entdeckt, so ist es mir schon lieb. Du mußt doch auch sehen, daß ich wirklich mit allem Ernste fortarbeite.

Bey dieser Gelegenheit will ich Dir doch aber auch sagen, daß Du alle Deine Auslagen, die Dir der Nathan schon gemacht hat, und vermuthlich noch machen wird, ja wohl aufschreiben, und mir zu seiner Zeit wieder abfordern mußt.

Nun bin ich begierig auf den Probebogen, und zu hören, was Du wegen des Druckes für das dienlichste achtest. Ich will doch nicht hoffen, daß mir der Censor in Berlin wird Händel machen? Denn er dürfte leicht in der Folge mehr sehr auffallende Zeilen finden, wenn er aus der Acht läßt, aus welchem Munde sie kommen, und die Personen für den Verfasser nimmt. — Lebe recht wohl!

Gotthold.

Meine liebe Schwester,

Gott weiß es, daß ich Dich nicht vergessen, sondern allezeit mit Wehmuth sehr oft an Dich gedacht habe. Aber wenn Du wüßtest, in welchen Sorgen ich seit dem Tode meiner Frau gelebt habe, und wie kümmerlich ich habe leben müssen, so würdest Du gewiß mehr Mitleiden mit mir haben, als mir Vorwürffe machen. Meine Frau ist nun eben ein Jahr todt, und ich weiß nicht einmal ob ich an Theophilus ihren Tod gemeldet. Wenn nicht: so mag er mir es verzeihen,

daß ich einer so unangenehmen Pflicht gegen ihn nicht eingedenk gewesen bin. Er wird böse auf mich seyn: ich will ihn aber nächstens wieder gut zu machen suchen. Ich freue mich herzlich, daß er an eine bessere Stelle gekommen. Du gehst doch wieder zu ihm? — Nimm indeß mit beygehenden 5 Louisd'or vorlieb. Ich hoffe Dir ehstens mehr zu schicken. Lebe recht wohl.

Wolfenbüttel, den 28. Decbr. 1778.

Dein treuer Bruder
Gotthold.

Mein lieber Herder,

Sie sind sehr gütig, daß Sie nach zwey Briefen, die ich nicht so beantworten konnte, als ich gern wollte, und also lieber gar nicht beantwortete, mich noch des dritten würdigen. Sie glauben nicht, wie angenehm er mir gewesen, und wie dankbar ich gern dafür seyn möchte. Denn er antwortet mir ungefragt auf mancherley Dinge, wobey immer einer von meinen ersten Gedanken gewesen ist: was wird Herder dazu sagen?

Nathan kann nicht eher als in der Ostermesse erscheinen, und Sie sollen von Leipzig aus die verlangten Exemplare erhalten. Ich will hoffen, daß Sie weder den Propheten Nathan, noch eine Satire auf Goezen erwarten. Es ist ein Nathan, der beym Boccaz (Giornata 1. Novella 3.) Melchisedek heißt, und dem ich diesen Namen nur immer hätte lassen können, da er doch wohl, wie Melchisedek, ohne Spur vor sich und nach sich, wieder aus der Welt gehen wird. Introite, et hic Dii sunt! kann ich indeß sicher meinen Lesern zuruffen, die dieser Fingerzeig noch unmuthiger machen wollte.

Wo auch nur die Hoffnung herkommen könnte, die Fragmente ganz an das Licht zu bringen, weiß ich nicht. Nicht zwar, daß man mich abgeschreckt hätte, der Wahrheit diesen Dienst zu thun; sie mag sich nun endlich finden lassen, auf welcher Seite sie will. Sondern weil ich wirklich das ganze Manuscript nicht in Händen, und es nur bey Leuten gelesen habe, die entweder viel zu eifersüchtig, oder viel zu furchtsam damit sind, als daß sie mir es anvertrauen möchten; so viel

und heilig ich auch die vom letztern Schlage versichert habe, daß ich alle Gefahr auf mich allein nehmen wolle.

Was Ihnen Weygand geschrieben, hat er nicht recht von mir eingenommen. Nicht deutsche Volkslieder, sondern deutsche Volksgedichte habe ich herausgeben wollen. Von Liedern habe ich bey unsern Alten wenig oder nichts gefunden, was der Erhaltung werth wäre; ich habe mich vielmehr gewundert, woher Sie noch so viel aufgetrieben. Dem poetischen Genie unsrer Vorfahren Ehre zu machen, müßte man auch wohl mehr das erzählende und dogmatische, als das lyrische Fach wählen. In dem Fache, welches aus jenen beyden zusammengesetzt ist, getraute ich mir z. E. eine Sammlung Fabeln und Erzählungen zu liefern, wie sie kein Volk aus so frühen Zeiten in Europa besser haben müßte. Und gleichwohl waren es weder Erzählungen noch Fabeln, was ich unter dem Namen deutscher Volksgedichte bekannt machen wollte. Sondern es waren theils Priameln, theils Bilderreime. — Priameln, wovon itzt noch kaum der Name mehr bekannt ist, waren im 13ten und 14ten Jahrhunderte eine Art von kurzen Gedichten, die ich gern das ursprünglich deutsche Epigramm nennen möchte; alle moralischen Inhalts, obgleich nicht alle von dem züchtigsten Ausdrucke. Die Bibliothek besitzt davon ansehnliche Sammlungen, von mehr als einer Hand geschrieben. Damit Sie sich einen Begriff davon machen können, will ich einige von denen, die ich abgeschrieben habe, beylegen. Schreiben Sie mir aufrichtig, ob mich das Alterthum nicht verleitet, mehr daraus zu machen, als sie verdienen. — Unter Bilderreimen versteh ich die Gedichte, welche sich um das Ende des 16ten Jahrhunderts, bis gegen die Mitte des folgenden, so häufig auf einzeln fliegenden Kupferstichen oder Holzschnitten, satyrisch-moralischen, und satyrisch-politischen Inhalts, befinden, deren ich eine ziemliche Menge gesammelt habe, und die zum Theile, selbst von der Seite der Kunst, nichts weniger als zu verachten sind. Aus diesen zwey Quellen also, wollte ich meine Volksgedichte schöpfen, von welchen ich zweifle, ob sich irgend etwas davon zu Ihrem Plane schicken möchte.

Mit dem Renner ist mir nur kürzlich ein besondres glückliches Unglück begegnet. Ich hatte aus drey Manuscripten, welche unsre

Bibliothek besitzt (die Ihnen bekannte Gudensche Abschrift ist nicht darunter; diese war schon vorher veräussert worden, ehe Leibnitz die übrigen Gudenschen Handschriften kaufen ließ), einen Renner zusammengeschrieben, wie ich glaubte, daß er wohl könne gewesen seyn; und wollte ihn eben bey Weygand drucken lassen, als mir unvermuthet ein viertes Manuscript in Hamburg zu Händen kömmt, welches so gut und so alt ist, daß ich alles aufs neue durchgehen muß. Wenn ich aber dazu Zeit finden werde, da ich hier keinen Menschen habe, der mich dessen, was bey solcher Arbeit bloße Drudgery ist, überheben könnte, weiß Gott.

Daß aus Bertuchs Hans Sachsen nichts wird, habe ich ungern gelesen. Ich wollte eben an ihn schreiben, und ihn bitten, wenn er doch so viele Alphabete Reime drucken ließ, noch einige Bogen Prosa von dem nehmlichen Verfasser beydrucken zu lassen; wäre es auch nur um zu sehen, wie Hans Sachsens Prosa gewesen. Denn daß Hans Sachsens prosaische Aufsätze auch ein ganz sonderbares Monument in der Reformationsgeschichte sind, wird mir freylich keiner auf mein Wort glauben, der sie nicht gelesen hat.

Wielands Plaisanterie über den Bunkel ist so gerecht als lustig, und Nicolai mag sie auch wohl gegen **ihn** verschuldet haben. Wenn er nur nicht damit eine ganze Sprosse aus der Leiter ausbräche, die ein gewisses Publicum nothwendig mit besteigen muß, wenn es weiter kommen soll. Sie verstehen mich. Wenn zu Verbreitung solcher Ideen, die doch auch ihren Werth haben, nun nichts besser wäre, als so ein ruppichter Roman?

Leben Sie recht wohl. Sie sehen, ich mache noch weniger Umstände, wenn ich an einen Mann schreibe, den ich so von Grund des Herzens hochschätze.

Wolfenbüttel, den 10. Jenner 79.

G. E. Lessing.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 15. Januar 1779.

Mein lieber Bruder,

Du bekommst hierbey nicht allein abermals einen neuen Flatschen des Manuscripts (von Seite 75—116), den ich Dich Ramlern zu communiciren bitte; sondern auch den ersten Flatschen wieder, der nun völlig so ist, wie er kann gedruckt werden. Ich habe, mit den Malern zu reden, die letzten Lichterchen aufgesetzt; das ist, die eigentlichen Vorbereitungen eingeschaltet, die sich ganz vom Anfange nicht absehen lassen. Fangt also nur an zu drucken, sobald ihr wollt. Ich habe einen zu großen Vorsprung, als daß mich die Setzer einholen sollten. Ich wähle aber die letztere kleinere Probeschrift, um dem Brechen der Zeilen schlechterdings vorzubeugen; nur muß die Columne um eine oder zwey Zeilen länger und höher seyn; denn mit 19 Zeilen ist sie wirklich gegen die Breite zu kurz. Es thut mir zwar leid, daß ich sonach wenigstens 24 Bogen anstatt 16 Bogen geben muß; doch ich denke, wer von meinen Subscribenten einen Gulden daran hat wagen wollen, der wagt auch wohl einen Thaler daran, und so komme ich wieder dem Rabatt nach, den ich den Buchhändlern abgebe. Aber nun möchte ich auch gern wissen, wie viel Du und Voß eigentlich Subscribenten habt? Ich für mein Theil muß wenigstens 1000 Exemplare haben: denn so viel haben sich bey mir unmittelbar gemeldet; und ich will hoffen, daß Du hierauf schon gerechnet hast, wenn Du mir schreibst, daß eine starke Auflage gedruckt werden müsse.

Was bey dem Abdrucke zu beobachten ist, habe ich für den Setzer auf ein einzelnes Blatt geschrieben. Besonders muß der Unterschied an Strichen — und Punkten .... ja wohl beobachtet werden. Denn dieses ist ein wesentliches Stück meiner neuen Interpunction für die Schauspieler; über welche ich mich in der Vorrede erklären wollte, wozu ich aber nun wohl schwerlich Platz haben dürfte. Auch sollte, nach meinem ersten Anschlage, noch ein Nachspiel dazu kommen, genannt der Derwisch, welches auf eine neue Art den Faden einer Episode des Stücks selbst wieder aufnähme, und zu Ende brächte. Aber auch das muß wegbleiben, und Du siehst wohl, daß ich sonach

bey einer zweyten Auflage mein Stück noch um die Hälfte stärker machen kann. Doch ich weiß noch nicht, wie die erste Auflage aufgenommen wird, und denke schon an die zweyte! Sobald ich den zweyten Flatschen Manuscript zurück habe, will ich ihn gleichfalls in wenig Tagen absolviren und wieder zurücksenden. Gotthold.

Wolfenbüttel, den 1. Februar 1779.

Mein lieber Ramler,

Ich muß mich schämen, daß ich Ihre Anfragen wegen des Wernike zurückschicke. Ich wollte Ihnen gern recht viel antworten, und habe es am Nachschlagen nicht fehlen lassen. Die Bibliothek hat von ihm gar nichts. Aber den Artikel von ihm in Molleri Cimbria litterata, will ich ausschreiben, sobald das Buch zurückkommt, wornach ich schon geschrieben habe.

Mein Bruder hat schon längst wieder neues Manuscript. Hat er es Ihnen noch nicht gegeben? Es thut mir leid, daß ich Sie um so viel Zeit bringe; aber Sie werden finden, daß ich fast alles von Ihnen genutzt habe: einige Kleinigkeiten ausgenommen, über die wir uns mündlich leicht verstehen würden. — Ich sende auch heute wieder dem Bruder Manuscript, und mit dem, hoffentlich, sollen Sie nun wohl auch den Gang des Stücks ungefähr absehen. — Mich verlangt, wie Sie mit der Erzählung zufrieden seyn werden, die mir wirklich am sauersten geworden ist.

Leben Sie recht wohl. Der Ihrige,
Lessing.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 16. März 1779.

Mein lieber Bruder!

Hier wieder frisches Manuscript von 172=202, wobey sich bereits die ersten Bogen des fünften Aufzuges befinden. Und nun wirst

Du mir doch glauben, daß ich zu Ende dieses Monats gewiß fertig bin? — Aber wie es um den Druck steht, das mag Gott wissen! Es sind nun schon wieder vierzehn Tage seit Deinem Letztern verflossen, und ich sehe und höre nichts von Aushängebogen. Wenn Du mir doch nur wenigstens einen Correcturbogen von den besagten dreyen geschickt hättest! — Es wäre kein Wunder, wenn ich mir, ich weiß nicht was, einbildete. Denn auch von meinen anderweitigen Fragen hast Du mir ja keine einzige beantwortet. Ich weiß ja weder wie viel Subscribenten Du, noch wie viel Voß hat. Am Ende kann ja Voß nicht einmal so viel haben, daß nur die 300 Thaler an M. W** in Leipzig davon bezahlt werden können. Alsdann käme ich gut an! Denn ich habe an M. W** einen Wechsel darüber auf vier Monate ausgestellt, der mir sodann auf den Hals käme, ohne daß ich die geringste Anstalt desfalls gemacht hätte. Du glaubst nicht, wie mich das bekümmert, und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich sie zusammen schreibe.

Da ich gar nicht weiß, wie viele Bogen das Stück betragen wird, so habe ich mir nun vorgenommen, ganz und gar keine Vorrede vorzusetzen; sondern diese, nebst dem Nachspiele: der Derwisch, und verschiedenen Erläuterungen, auch einer Abhandlung über die dramatische Interpunction, entweder zu einem zweyten Theile, oder zu einer neuen vermehrten Auflage zurückzubehalten. — Nimm meine Quälereien nicht übel und lebe wohl! Gotthold.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 19. März 1779.

Mein lieber Bruder,

— — Hierbey kömmt das letztere Manuscript zurück, so wie es in die Buchdruckerei kann gegeben werden. Unserm Moses werde ich für seinen gegebenen guten Wink [1] mit nächster Post selbst danken. —

[1] Es war in einer, ich weiß nicht mehr welcher, Scene eine Stelle, wo Saladin den Tempelherrn fragte, ob seine Mutter nicht ehemals im Morgenlande gewesen sey (vermuthlich, weil er sich dadurch die Aehnlichkeit des Tempelherrn mit seinem

Wenn ich das Ende des Manuscripts an Ramlern schicke, so kann es nur gleich dort bleiben; wenn Du mir seine Anmerkungen nur mit der reitenden Post schickst, auf die ich mit der nehmlichen meine zu machenden Veränderungen einsenden will. Denn mit der fahrenden Post geht es allzu langsam.

Der Aushängebogen gefällt mir überhaupt ganz wohl; hat aber doch verschiedenes, was ich besser und anders wünschte. Ich bin daher nicht übel geneigt, wenn wir fertig sind, das Quartblatt S. 1. 2. 15 und 16. umdrucken zu lassen: theils wegen der garstigen gebrochenen Zeile auf der ersten Seite, theils wegen ein paar Unschicklichkeiten auf der 15ten, wo der Zusatz (bey Seite) ganz wegfallen, und der Zusatz (lächelnd) aus der ganz kleinen Schrift gesetzt werden muß. Wenn die weitern Zusätze oder Nachrichten für die Schauspieler, welche in den folgenden Bogen häufiger kommen, eben so groß gesetzt werden, so wird das einen schönen Uebelstand geben. Ich will hoffen, daß es nicht geschehen. Der Zusatz (bey Seite) muß darum wegbleiben, weil ich in der Folge durchaus, was bey Seite gesagt werden muß, zum Unterschied mit Haken bloß eingeschlossen habe.

Da ich übrigens nun sehe, daß das Stück zwischen 18 und 19 Bogen wird, so bleibt es dabey, daß ich entweder gar keine, oder doch nur eine ganz kurze Vorrede vorsetze, und daß ich alles Uebrige unter dem Titel: der Derwisch, ein Nachspiel zum Nathan, besonders drucken lasse, und zwar auf dem nehmlichen Wege der Subscription, wenn ich anders sehe, daß es sich der Mühe damit verlohnt. Denn für nur ganz mittelmäßige Vortheile mache ich mich nie wieder auf fünf Monathe zum Sklaven einer dramatischen Arbeit. So viel Zeit, leider! habe ich mir mit dieser verdorben. Und wer weiß, wie sie noch aufgenommen wird!

Das neue Englische Buch von der Freymaurerey kenne ich nicht. Wenn es nicht etwas ganz Besonderes ist, so gieb Dich ja mit den Possen nicht ab! Meine Gedanken über den Ursprung des Ordens

Bruder erklären wollte); und der letztere antwortete: meine Mutter nicht, wohl aber mein Vater. Dieses wollte Moses weggestrichen wissen, weil es an ein bekanntes Geschichtchen erinnere, und Lessings nicht würdig sey. L. strich die Stelle auch wirklich weg. D. Friedländer.

kann ich Dir nicht wohl mittheilen; denn sonst hätte ich sie in dem vierten und fünften Gespräch bereits selbst bekannt gemacht, welches ich aus nöthigem Menagement für unsern Herzog Ferdinand lieber unterlassen wollen. Lesen sollst Du sie wohl, diese ungedruckten Gespräche, wenn Du Dein Wort hältst, und mich instehenden Sommer besuchst; und ich denke, Du sollst viele von den Erinnerungen, die Du in der Litteraturzeitung gegen die drey ersten gemacht, beantwortet finden.

Und nun schreibe mir doch einmal, was Nicolai macht. Ich fürchte, ihr Beyden seyd eben keine Freunde mehr zusammen. An mich schreibt er auch nicht mehr; welches er doch sonst zuweilen that. Meine theologischen Händel, denke ich, haben ein Loch in unser gutes Verständniß gemacht. Das sollte mir leid thun. — Hiermit lebe wohl mit Deiner guten Frau und Deinem Jungen. Was macht der?

Gotthold.

Wolfenbüttel, den 30. März 1779.

Mein lieber Ramler,

Weder ich, noch Professor Eschenburg, der kürzlich in der poetischen Chrestomathie von Zachariä verschiedenes aus der geharnischten Venus drucken lassen, haben jemals, aller angewandten Mühe ungeachtet, den wahren Namen des Verfassers derselben ausfündig machen können. Eschenburg hat sogar deswegen an Gleim und Schwaben geschrieben; aber auch die wissen ihn nicht. —

In meinem letzten Manuscript haben Sie nur ein Paar sechsfüßige Verse angemerkt: und weiter nichts? — Sie werden es freylich müde seyn, armer Mann! Aber noch ein kleines Zwing dich Israel: und wir sind fertig. Für die schöne Kollekte danke ich Ihnen herzlich. Wenn Sie auch einmal so ein Treibjagen anstellen wollen: will ich mich gewiß auch nicht lumpen lassen; und Ihnen Subscribenten aus Marocco schaffen, wo ich wirklich jetzt einen guten Freund habe. Leben Sie wohl!

Lessing.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den — April 1779.

Mein lieber Bruder,

Ich wollte schon an allem verzweifeln, — denn Du mußt wissen, daß ich mich dem ärgerlichen, mißtrauischen Alter mit großen schnellen Schritten nähere — als ich endlich Deinen Brief vom 9ten dieses mit den Aushängebogen bekam, und die Möglichkeit daraus erkannte, daß der Nathan noch so eben auf der Messe erscheinen könne. Das beste ist, daß er nicht weit nach Leipzig hat! Freylich, wenn er nur eben mit Thorschlusse nach Leipzig kömmt, so werde ich ihn schwerlich hier eher haben, als ihn jeder Buchhändler, die alle mit Extrapost nach Hause fahren, seines Orts mitbringen kann. Und Du glaubst gar nicht, wie unangenehm und nachtheilig mir es ist, daß meine Subscribenten ihn nicht zu allererst aus meinen Händen bekommen sollen. Thue doch also ja Dein Möglichstes, und schreibe dem Buchdrucker, daß er vor allen Dingen, noch ehe er ein Exemplar nach Leipzig sendet, an mich hierher nach Wolfenbüttel 1000 Stück abschickt. Außer diesen 1000 brauche ich noch, wie beygehender Zettel ausweiset, an zwey hundert, die Du Herrn Voß bitten mußt, von da aus zu spediren.

Der Preis muß nothwendig 18 Groschen seyn; denn das Stück muß zuverlässig 18 volle Bogen betragen, da die ersten 3 Acte eilf Bogen füllen, und die zwey letzten um nichts kürzer sind, als jene. Ja, ich glaube nicht einmal, daß alles auf 18 Bogen gehen wird. Schicke mir ja die Aushängebogen, so weit Du sie immer hast; denn ich halte es wirklich für nothwendig, die Druckfehler anzuzeigen. So steht z. E. Dalk anstatt Delk, welches im Arabischen der Name des Kittels eines Derwisch ist. Ich hätte freylich können die fremden Wörter alle erklären, z. B.: Div, so viel als Fee; Ginnistan, so viel Feenland; Jammerlonk, das weite Oberkleid der Araber u. s. w. Aber auch das kann entweder in einer zweyten Ausgabe Platz finden, oder im Anhange des Derwisch. Diesen will ich diesen Sommer schon auch noch Zeit finden, auszuarbeiten. Denn mit

Semlern will ich vorläufig nur wegen des Anhanges anbinden, und in Ansehung des Uebrigen abwarten, was unsere Orthodoxen selbst dazu sagen werden. Es ist fast unmöglich, daß sie auf ihn nicht weit härter losbrechen sollten, als auf mich.

Auf dem zweyten beyliegenden Blatte habe ich noch einige Verbesserungen von Ramlern geschrieben, die ich Dich in der Correctur anzunehmen bitte. Eben erhalte ich auch Deinen Brief vom 13ten, worauf ich Dir aber weiter nichts antworten kann, als daß die Druckfehler aus den ersten neun Bogen nächstens folgen sollen.

Gotthold.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 18. April 1779.

Mein lieber Bruder,

Auf umstehendem Blatte schicke ich Dir die beträchtlicheren Druckfehler. Alle übrigen und sonstigen Unschicklichkeiten des Drucks will ich in dem Exemplare bemerken, das zu einer zweyten Ausgabe bereit seyn soll.

Es kann wohl seyn, daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen wird. Genug, wenn er sich mit Interesse nur lieset, und unter tausend Lesern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt.

Und nun muß ich Dir auch schreiben, was Dir der gute Geschmack Deiner Frau für Unheil zuzieht. Du mußt mir schon für die Frau von D**, der die Blumen so sehr gefallen haben, noch ein Paar Buketter und einige einzelne schicken; doch dürfen keine Rosen darunter seyn. Kein Kopfzeug mag sie auch nicht dazu; sondern nur Blumen! Blumen! Ach das sind göttliche Blumen! Schreibe mir aber auch den Preis davon. — Grüße mir Deine liebe Frau und Deinen Jungen, und lebt recht wohl.

Gotthold.

An Mademoiselle Reimarus
Nebst 72 Exempl. zu
vom Nathan. Hamburg.

Meine werthe Freundin,

Ich weiß, Sie vergeben mir, wenn Sie anders einen Augenblick unwillig auf mich gewesen sind. Wie beyliegendes Blatt, könnte ich Ihnen mehrere schicken; wenn es darauf ankäme, Sie zu überzeugen, daß ich längst antworten wollen. Doch an dem Willen liegt Ihnen nichts; und Sie möchten lieber wissen, warum es nicht geschehen. — Der Schubiack Semler ist einzig daran Schuld. Ich bekam sein Geschmiere, eben als ich noch den ganzen 5ten Akt am Nathan zu machen hatte, und ward über die impertinente Professorgans so erbittert, daß ich alle gute Laune, die mir zum Versmachen so nöthig ist, darüber verlor, und schon Gefahr lief, den ganzen Nathan darüber zu vergessen. Danken Sie auch nur Gott, daß ich während der Zeit Ihnen nicht schrieb. Ich würde Ihnen geschrieben haben, daß man nun schlechterdings nicht länger hinter dem Berge halten müsse. Wäre es auch nur um so einen Esel zu beschämen, wenn sich ein Esel beschämen läßt! Noch jetzt könnte ich für diese Meynung seyn, wenn ich mir einbilden könnte, daß Sie dafür seyn könnten! — Aber ich will es ihm schon indeß auf eine andere Weise eintränken, und ihm ein Briefchen aus Bedlam schreiben, daß er an mich denken soll! Nur ein klein wenig Geduld. Mittlerweile wird ihm mein Nathan schon auch ein wenig einheitzen. Was sagen Sie denn zu dem? Lassen Sie mich ja Ihr Urtheil darüber nicht lange entbehren! Ich verstehe unter Ihrem Urtheile zugleich das Urtheil der ganzen Gemeinde. Nöthig hätt' ich's wohl, daß Sie ein wenig gut davon urtheilten, um mich wieder mit mir selbst zufrieden zu machen. Denn das bin ich jetzt so wenig, daß ich mir kaum manchmal die Möglichkeit vorstellen kann, wie ichs wieder werden soll.

Meinen Empfehl an die Ihrigen. Leben Sie recht wohl!

Wolf. den 14. May 79. L.

P. S. Nathan kostet 18 ggr. mit 15 pro Cento Rabatt. Wenn unter Ihren Subscribenten unsere Freunde sind, als Campe ꝛc., so

versteht sich, daß Sie kein Geld von ihnen nehmen. Was aber sonst dafür einkömmt, haben Sie die Güte an den Münzmeister Knorre bezahlen zu lassen.

An F. H. Jacobi.

Wolfenbüttel, den 18. Mai 1779.

Der Verfasser des Nathan möchte dem Verfasser des Woldemar die unterrichtende und gefühlvolle Stunde, die ihm dieser gemacht hat gern vergelten. Aber durch Nathan? Wohl schwerlich. Nathan ist ein Sohn seines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden helfen.

An Elise Reimarus.

Meine liebe Freundin,

Sie müssen mir den Gefallen thun, und beyliegende zwey Bogen, welche das Fragment vom Durchgange rc. enthalten, sobald es Ihnen möglich ist, mit dem Autographo vergleichen, und mir alle Verschiedenheiten, Zusätze oder Verbesserungen, sorgfältig am Rande bemerken. Denn eine Zahl muß wohl in meinem Manuscripte verschrieben gewesen seyn, und ich muß mich in meiner Antwort an Semler auf eine oder die andere Weise darüber erklären. — Daß Ihnen und der Gemeinde mein Nathan gefallen, freut mich sehr. Sobald ich mit Semlern fertig bin, und auch Lessen geantwortet habe: arbeite ich meinen frommen Samariter, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jesu Christi, aus. Der Levit und der Priester werden eine gar brillante Rolle darinn spielen.

Hr. Campe soll das Bewußte haben. Er muß sich aber 8 bis 14 Tage noch gedulden. Ich habe es ein wenig weit verliehen, will mir es aber unverzüglich wieder schicken lassen.

Ich bin eilig. Leben Sie recht wohl!

den 25 May 79. L.

An Campe.

Wolfenbüttel, d. 6. Nov. 1779.

Die Bezeugung Ihres Beyfalls, theuerster Freund, kam mir in einem der Augenblicke, in welchem mir ein solcher Beyfall allmählich anfängt, sehr nöthig zu werden. Desto mehr danke ich Ihnen dafür. Er hatte dadurch, daß er nur schriftlich kam, bey mir nichts verloren. Man würde es im Drucke doch nur eine profane Accommodation einer ohnedies schon apokryphischen Stelle genannt haben; und kein Tadel ist empfindlicher, als der, welchen man einem gutgemeinten, aber übertriebenen Lobe, gleich an die Seite stellt.

Was meine Krankheit anbelangt, die darf ich Ihnen wohl nicht beschreiben. Ich bin versichert, wir würden beyde sehr gesunde Leute seyn, wenn wir eben so viel Schritte machten, als Buchstaben. Einander alle halbe Jahre einmal zu Fuße zu besuchen, das wäre mein Vorschlag. Gleichwohl bilde ich mir ein, daß Zerstreuung und Aufheiterung mir noch mehr fehlt, als Ihnen. Ihre Wünsche schiebe ich Ihnen ganz wieder zurück: denn was ist das Leben, wenn man den Genuß desselben so ausmäkeln muß?

Hierbei kömmt endlich die Fortsetzung meiner Freimäurergespräche, von der mir Elise einmal geschrieben, daß Sie solche für einen Freund zu haben wünschten. Sie steht sehr gern zu Jedermanns Einsicht zu Dienste. Nur würde es mir empfindlich seyn, wenn sie ohne mein Vorwissen abgeschrieben oder gedruckt würde. Ich habe dem Herzog Ferdinand versprochen, beydes ohne sein Vorwissen selbst nicht zu thun; und er würde mir nimmermehr glauben, wenn es geschähe, daß es ohne mein Zuthun geschehen wäre.

Leben Sie recht wohl, und fahren Sie recht fleißig fort — versteht sich, so fleißig, als es mit Ihrem Wohlleben bestehen kann — rohe Menschen lieber bilden, als schon gebildete umbilden zu wollen. Auch geschieht dieses vielleicht am besten, wenn man nur jenes zu thun sich anstellt.

Ich empfehle mich Ihrer Frau Gemahlin und der Gemeinde. Wenn ich mir jetzt einmal wünsche, Linsen, mein Lieblingsgericht, zu essen, so ist immer ein zweyter Wunsch dabei, es in Ihrer Gesellschaft zu essen. Lessing.

An Karl G. Lessing.

Wolfenbüttel, den 25. Febr. 1780.

Mein lieber Bruder,

Dieser Winter ist sehr traurig für mich. Ich falle aus einer Unpäßlichkeit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich ist, die mich aber alle an dem Gebrauch meiner Seelenkräfte gleich sehr verhindern. Die letztere, der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug; denn es war ein schlimmer Hals, der schon zur völligen Bräune gediehen war; und man sagt, ich hätte von Glück zu sagen, daß ich so davon gekommen. Nun ja; so sey es denn Glück, auch nur vegetiren zu können! — —

Daß meine Arbeiten, die indeß auch geruhet haben, nur kümmerlich anfangen in Gang zu kommen, kannst Du Dir leicht denken. Voß läßt Diderots Theater wieder drucken; und ich habe mich von ihm bereden lassen, dieser Uebersetzung meinen Namen zu geben, und eine neue Vorrede vorzusetzen, zu welcher ich den Stoff leicht aus meiner Dramaturgie nehmen kann. Auch habe ich ihm die Erziehung des Menschengeschlechts geschickt, die er mir auf ein halbes Dutzend Bogen ausdehnen soll. Ich kann ja das Ding vollends in die Welt schicken, da ich es nie für meine Arbeit erkennen werde, und mehrere nach dem ganzen Plane doch begierig gewesen sind. —

Von den tausend Ducaten, die mir die Amsterdammer Judenschaft zum Geschenke gemacht haben soll, hast Du ja wohl gehört. Aber den Bogen, den mein Stiefsohn, der sich eben in Wien befand, als diese Lüge daselbst jung ward, dagegen drucken lassen, wirst Du schwerlich gesehen haben. Ich lege ihn also bey, da es doch nun einmal ein doppelter Brief ist, was ich Dir sende.

Unterhältst Du denn keine Freundschaft mehr mit dem Herrn Rector Klos? Sage ihm, daß ich ihm auf die Messe die erste Ausgabe von Logaus Sinngedichten überschicken will, die ich in Breslau noch an eine Bibliothek schuldig bin; und empfiehl mich ihm übrigens. Setzt er denn sein Journal noch fort?

Nun lebe mit den Deinigen recht wohl, und schreibe mir bald.

Gotthold.

An Elise Reimarus.

Meine beste Freundin,

Das Befinden Ihres Hrn. Bruders macht mich unruhig. Hr. Campe meldet mir, daß er krank gewesen. Aber ich kann mich mit diesem gewesen noch nicht zufrieden geben. Melden Sie mir also ja mit erster Post, daß er ganz ausser Gefahr, ganz wieder hergestellt ist. Ich weiß nicht welches Mitleid ich jetzt mit allen Kranken zu haben anfange, wenn sie mich so nahe auch nicht angehen. Denn selbst bin ich doch eben auch nicht krank; sondern bloß nicht gesund. Ich habe ein schlimmes Flußfieber gehabt — und habe es noch, denn den Augenblick ist es wieder da. Und das macht mir eine verdrießliche Arbeit noch weit verdrießlicher; so daß es gar nicht aus der Stelle damit will, ob ich gleich keine Schrift mit gewaschnern und vollern Händen angefangen habe. Aber, Sie, meine Beste, für Ihre Person, und mit allen übrigen Angehörigen, sind doch gesund? — Schreiben Sie mir doch auch, wenn Sie das sind, und seit einiger Zeit wenigstens so weit gewesen, daß Sie zur Kirche gehen können, ob es wahr ist, daß der Hauptpastor wiederruffen? Wenn er das gethan hat, so ist er vollends ein Dummkopf und Schurke. Denn ihn konnte nun doch weiter nichts bey kümmerlichen Ehren erhalten, als wenn er allen Unsinn, den er jemals geprediget und geschrieben, es koste was es wolle, zu vertheidigen fortfährt. Ist der Text von seiner Wiederrufspredigt zu haben?

A propos! Sie haben doch schon gesehen, daß sich endlich die allgemeine deutsche Bibliothek entschlossen, ihr Schweigen zu brechen? Und haben auch doch schon gelesen, wie armselig die Blindschleiche daher gerutscht kömmt? Was meinen Sie, wie ich mich bey beiden verhalten soll?

Und noch eins! Es ist Ihnen doch auch zu Gesichte gekommen, was vor einiger Zeit in dem Reichspostreuter stand? Nehmlich, daß mir die Judenschaft in Amsterdam, wegen Herausgabe der Fragmente, 1000 Ducaten geschenkt habe. Die Nachricht war aus dem Diario zu Wien, wo sich mein Stiefsohn damals gleich aufhielt, der beyliegenden Bogen irgendwo im Reiche dagegen drucken ließ. Man mag

immer glauben, daß ich diesen Bogen wenigstens doch nachgesehen; wenn man mir nur nicht Schuld geben kann, daß ich die geringste Unwahrheit herein corrigiret. Es thut mir leid, daß ich nicht mehr Exemplare habe, um sie in Hamburg ein wenig mehr verbreiten zu können. Theilen Sie ihn unterdessen unsern Freunden mit, an deren Billigung mir gelegen.

Ich erwarte Ihre Antwort, so bald wie möglich, meine Beste; und bin Ihr

ganz ergebenster D. u. Fr.

Wolfenb. d. 22 Juni 1780. Lessing.

An Herder.

Wolfenbüttel, d. 25. Jun. 1780.

Meine späte Antwort müssen Sie diesesmal bloß dem Verlangen zuschreiben, Ihnen in der Hauptsache so zu antworten, als Sie es zu wünschen schienen. Sie verlangten die Fortsetzung meiner Freymaurer-Gespräche, und ich hatte die einzige reine Abschrift davon sehr weit weg geliehen. In mein Brouillon konnte ich mich selbst nicht mehr finden; geschweige, daß ein andrer hätte klug daraus werden können. Endlich habe ich sie wieder erhalten; und hier ist sie.

Wenn Sie das Ding an Hamann senden: so versichern Sie ihn meiner Hochachtung. Doch ein Urtheil darüber möchte ich lieber von Ihnen als von ihm haben. Denn ich würde ihn doch nicht überall verstehen; wenigstens nicht gewiß seyn können, ob ich ihn verstehe. Seine Schriften scheinen als Prüfungen der Herren aufgesetzt zu seyn, die sich für Polyhistores ausgeben. Denn es gehört wirklich ein wenig Panhistorie dazu. Ein Wanderer ist leicht gefunden: aber ein Spaziergänger ist schwer zu treffen.

Mein Ungenannter scheint ein wenig Luft zu bekommen. Wenigens haben — und — sie ihm zu machen, redlich gesucht; so wenig sie es auch werden Wort haben wollen. Und nun wird sich der Ungenannte schon selbst so weit helfen, als er sich, nach den Gesezen einer höhern Haushaltung, helfen soll. Auf mein eignes

Glaubensbekenntniß habe ich mich bereits eingelassen; wenigstens mich darüber ausgelassen. Denn zum einlassen gehören zwey; und nachdem ich es als ein ehrlicher Mann gethan, hat niemand davon etwas weiter zu wissen verlangt. Vermuthlich weil es noch zu orthodox war, und hierdurch weder der einen noch der andern Parthey gelegen kam. Ist er noch so weit zurück? dachten die einen. Wenn er nur das will, dachten die andern, was haben wir denn für einen Lermen über ihn angefangen? — Endlich werde ich, wenn man meine Meynung doch ganz und rein wissen soll, noch mit dem einzigen . . . anbinden müssen. Und darüber bin ich auch wirklich aus.

Ihre Volkslieder sind mir sehr lieb und werth. Aber können Sie wohl glauben, daß ich Ihre Plastik noch nicht gelesen habe? Und wenn ich mich auch gar nicht einmal dafür bedankt hätte! Es juckt mich alle Tage darnach, und doch fürchte ich mich davor. Die Versatilität des Geistes verliert sich, glaube ich, von seinen Eigenschaften am ersten. Es kostet so viel Arbeit, mich umwälzen zu lassen, daß es kaum mehr der Mühe verlohnt, wenn ich nicht eine geraume Zeit in der neuen Lage wieder verweilen kann. Und das kann ich itzt noch nicht, wenn ich mich mit Ehren aus meinen theologischen Händeln ziehen soll.

Leben Sie recht wohl. Ich erspare mir alle Versicherungen der Hochachtung und Freundschaft, die, wo sie sich nicht von selbst verstehen, doch nur umsonst sind. Lessing.

An Elise Reimarus.

Meine liebe Freundin,

Ich wette, Sie errathen nicht, was ich Ihnen dieſesmal zu melden habe. — Sie vermuthen ohne Zweifel, eine besondere Krisis meiner Krankheit? — Das hat sich wohl! — Doch was nicht ist, das kann noch werden. Und der Tod selbst ist ja wohl auch eine Krisis der Krankheit. —

Ich komme eben von Braunschweig, wo mich der Herzog gestern

ruffen ließ, um mir kund zu thun — — was meinen Sie wohl? — — Daß ihm sein Gesandter in Regensburg gemeldet, wie ihm der Sächsische Gesandte im Vertrauen eröfnet, daß nächstens an den Braunschweigischen Hof ein Excitatorium von dem gesammten Corpore Evangelicorum gelangen werde, um mich, als den Herausgeber und Verbreiter des schändlichen Fragments von dem Zwecke Christi und seiner Jünger, zu verdienter Strafe zu ziehen.

Dieses sagte mir der Herzog auf eine so freundschaftliche und beruhigende Art, daß ich es zuletzt fast bereuet hätte, ihm so gleichgültig und sicher darauf geantwortet zu haben. Wenigstens hätte ich es wohl unterlassen können, ihn ausdrücklich zu bitten, daß er sich meiner in keinem Stücke annehmen solle, sondern in allem, ohne die geringste Rücksicht auf mich, so verfahren möge, wie Er glaube, daß ein Deutscher Reichsstand verfahren müsse. Denn ich begreife nun wohl, daß eine solche Aeusserung niemand verdient, der uns nützlich zu seyn wünscht. Indeß war an meiner mürrischen Gleichgültigkeit doch auch gewiß nicht Schuld, was Sie denken. Sie denken: das weiß ich wohl: ich möchte um alles in der Welt gerne verfolgt seyn; und bilden sich ein, daß mir nichts weher thut, als wenn man sich nicht einmal mit mir einlassen will. — Aber, meine Liebe, wie weit sind Sie noch entfernt, mich zu kennen, wenn Sie das im Ernste von mir denken. Kann seyn, daß allenfalls manchmal eben das in mir vorgeht, was bey jenem Bastart eines grossen Herrn vorging, der nicht sagen wollte, wer er sey, und sich lieber unschuldig wollte hängen lassen, nur um seinem Richter recht schwere Verantwortung bey seinem Vater zu machen. Denn im Grunde mag ich mich doch auch wohl dabey trösten, daß am Ende jemand kommen wird, der dem Richter zuruft: Richter, seyd ihr des Teufels, daß ihr unsers gnädigen Herrn Bastart wollt hängen lassen? Und weiß ich denn etwa nicht, wessen großen Herrn lieber Bastart ich bin? — Also nur frisch die Leiter hinan! und daß nur niemand besorge, als werde ich mich wohl gar aus Angst verschnappen! — — —

Eben werde ich in diesen Henkersgedanken unterbrochen. Nächstens ein mehreres! Behalten Sie mir Ihre Freundschaft auf alle

Fälle, die ich in keinem zu mißbrauchen, oder höher zu stimmen versuchen werde.

Wolfenb. d. 28. Novbr. 1780. L.

An Elise Reimarus.

Ich erinnere mich wohl, daß mein voriger Brief weder halb noch ganz war. Denn ich ward unterbrochen, und wollte den Posttag nicht ganz versäumen. Aber daß ich ganz den Ton verfehlt hätte, in welchem ich Ihnen schreiben wollte, das hätte ich mir nicht eingebildet. Ich glaubte recht lustig geschrieben und ein so feines Histörchen mit eingewebt zu haben! Und Sie erschrecken! Mein gutes Kind, bey Gott! Das war meine Absicht nicht. Eben so wenig, als ich mit Ihnen zanken wollte, daß Sie mir so viel Paradoxie zutrauen, als wohl schwerlich natürlich zu seyn pflege. Sie könnten ja wohl Recht haben: und was wäre es denn? Ich könnte ja eben so gut Paradoxie, als andere Orthodoxie affectiren. Ich verstehe darüber so gut Spaß, daß es fast keine Lust ist, mit mir darüber zu spassen. — Seyn Sie ruhig! Das Wetter hat sich zwar noch nicht verzogen: aber ich habe so viele Ableiter auf meinem Hause, daß wenn die Vielheit der Ableiter selbst nicht etwa schädlich ist? — worüber Sie Ihren Herrn Bruder fragen können — ich zu diesem seinem Buche noch manche schöne Bemerkung zu geben hoffe. — Ich weiß selbst nicht, warum ich, seit einiger Zeit, gegen unsern Herzog ein wenig ärgerlich geworden bin. Aber er ist doch immer ein edler Mann, der keinen kleinen Streich an sich kommen läßt; und ein ehrgeiziger Mann, der sich von keinem vorschreiben läßt, und der einen Schutz, der ihm Ehre machen kann, lieber aufdringt, als sich abbetteln läßt. Ich sehe es als eine gute Vorbedeutung an, daß er mir auch schon ein Gutachten über die dermaligen Religionsbewegungen, besonders der Evangelischen Kirche mitgetheilet, das ich weiß nicht welches Consistorium irgend eines Evangelischen Reichsstandes bey dem Corpore Evangelicorum einreichen lassen, und meine

schriftliche Meinung darüber verlangt hat. Daß ich diese so geben werde, daß mir unsere Geistlichkeit wohl vom Halse bleiben, und aufhören soll, mich mit den neuen Reformatoren zu verwechseln, können Sie sich wohl einbilden: Sie, die Sie am besten wissen, wie weit ich von diesen Herren entfernt bin. Auch bin ich eben darüber aus. Nur betaure ich, daß meine Komödie darüber in die Brüche fallen wird. Denn endlich war es entschieden worden: daß der Kerl das Mensch haben solle. Und haben soll er es auch wirklich, wenn sich auch schon die Sache wieder ein wenig verzögert. Wenn die Direction indeß mit aller Gewalt ein Stück haben muß, so substituire ich Sie an meine Statt. Die . . . . . . ist sehr gut gewählt, und das Uebrige, was Ihnen davon zugehört, wird schon auch gut seyn. Aber so ein Fund, wie ich Ihnen nachweisen soll, ist selten.

Nun leben Sie wohl, und seyn Sie meinetwegen neugierig so viel Sie wollen, aber nicht bange. L.

Wolfenbüttel den 4ten Dec. 1780.

Lieber Jacobi,

Langer, von dem ich diesen Augenblick einen Brief aus Amsterdam erhalte, kann Ihnen gesagt haben, daß er mich im Begriff verlassen, nach Hamburg zu reisen. Da bin ich so lange gewesen, als ich Hoffnung hatte, meine verlorene Gesundheit und Laune unter meinen alten Freunden wieder zu finden. Ich weiß selbst nicht mehr, wie lange das war. Freylich sollte ich sie eher aufgegeben haben, diese Hoffnung. Aber wer giebt die Hoffnung gerne anders, als gezwungen, auf? Endlich bin ich ohnlängst wieder zurückgekommen. Am Körper, bis auf die Augen, allerdings etwas besser: aber am Geiste weit unfähiger. Unfähig zu allem, was die geringste Anstrengung erfordert.

Würde ich Ihnen nicht schon längst geschrieben haben? — Möchten Sie doch in meiner Seele eben so fertig lesen können, als ich mich in Ihrer zu lesen getraue. Ich verstehe es sehr wohl, was Ihnen ekeln mußte, mir noch einmal zu schreiben, nachdem Sie es ** schon

einmal geschrieben hatten.............. [1] Auch wüßte ich nicht, was ich nicht lieber von Ihnen lesen möchte, als eine Rechtfertigung Ihrer selbst. Der Mann, wie Sie, hat bey mir niemals Unrecht, wenn er es auch gegen eine ganze Welt haben könnte, in die er sich nicht hätte mengen sollen.

Hängen Sie, lieber Jacobi, Ihren Cameralgeist ganz an Nagel, und setzen sich ruhig hin, und vollführen Ihren Woldemar.

Bey Woldemar fällt mir ein, daß ich mich anheischig gemacht, Ihnen meine Gedanken über des Hemsterhuis System von der Liebe mitzutheilen. Und Sie glauben nicht, wie genau diese Gedanken mit diesem System zusammenhängen, das, meiner Meynung nach, eigentlich nichts erklärt, und mir nur, mit den Analysten zu sprechen, die Substitution einer Formel für die andere zu seyn scheint, wodurch ich eher auf neue Irrwege gerathe, als dem Aufschlusse näher komme. — Aber bin ich jetzt im Stande zu schreiben, was ich will? — Nicht einmal, was ich muß. — Denn eins muß ich doch noch wohl; fragen muß ich doch noch wohl, ob der T** ganz und gar in die Jülichsche und Bergische Geistlichkeit gefahren sey? Ich denke, Sie sind es wohl selbst, der mir das Proclama, oder wie die Abscheulichkeit sonst heißt, zugeschickt hat. Gott! der Nichtswürdigen! Sie sind es werth daß sie vom Pabstthum wieder unterdrückt, und Sklaven einer grausamen Inquisition werden! Was Sie näheres von diesem unlutherischen Schritte wissen, das melden Sie mir doch.

Empfehlen Sie mich allen den Ihrigen, besonders denen, die ich kenne. Daß unsere Neigung noch immer einen Unterschied zwischen Leuten macht, die man gesehen, und die man nicht gesehen hat, wissen Sie wohl, „ist nicht meine Erfindung.“ [2]

Ihrem Herrn Bruder, der nun bald wieder hier durchkommt, sagen Sie, daß D* nicht zu Hause, und alle Wirthshäuser hier, bis auf meines, wegen der Pest verschlossen sind.

[1] Die hier ausgelassene Stelle betrifft meine damalige politische Lage.
Jacobi.

[2] Diese letzten Worte beziehen sich auf eine Stelle in Hemsterhuis sur les désirs.
Jacobi.

An Moses Mendelssohn.

Liebster Freund,

Der Reisende, den Sie mir vor einiger Zeit zuschickten, war ein neugieriger Reisender. Der, mit dem ich Ihnen itzt antworte, ist ein emigrirender. Diese Klasse von Reisenden findet sich unter Yoriks Klassen nun zwar nicht; und unter diesen wäre nur der unglückliche und unschuldige Reisende, der hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Klasse gemacht, als sich mit einer beholffen, die eine so unschickliche Benennung hat? Denn es ist nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unschuldig ist. An Klugheit hat er es wohl immer fehlen lassen.

Eigentlich heißt er Alexander Daveson, dieser Emigrant; und daß ihm unsre Leute, auf Verhetzung der Ihrigen, sehr häßlich mitgespielt haben, das kann ich ihm bezeugen. Er will von Ihnen nichts, lieber Moses, als daß Sie ihm den kürzesten und sichersten Weg nach dem Europäischen Lande vorschlagen, wo es weder Christen noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern; aber sobald er glücklich da angelangt ist, bin ich der erste, der ihm folgt.

An dem Briefchen, das mir D. Flies damals von Ihnen mitbrachte, kaue und nutsche ich noch. Das saftigste Wort ist hier das edelste. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmüthig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen; denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere bessern Tage noch etwa bey der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen; und bin itzt ein so fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freylich noch einmal sprechen!

Wolfenbüttel, den 19 Decbr. 80. L.

An Elise Reimarus.

Allerdings, meine Liebe, bin ich wieder krank. — Wenn ich nur beschäftiget wäre: würde ich darum nicht an Sie schreiben? — Und kränker als jemals. Nicht daß mein Kopf noch in meinem Magen logirte. Dank sey es den Pillen Ihres Herrn Bruders! Aber meine Augen logiren drinnen, und ich bin so gut wie blind.

Ich habe daher den Ketzer-Almanach zwar gesehen: aber gelesen habe ich ihn noch nicht; bis auf einige Artikel, die ich mir habe vorlesen lassen. Der Verfasser, wenn Sie es noch nicht wissen, ist der Feldprediger bei den Gens d'armes in Berlin. Sein Name ist mir entfallen.

Ja, wenn die Oberalten alle über eins dächten! So aber, wenn der eine einen Ketzer, und der andere einen Orthodoxen aus diesem Almanach wählt, und die engere Wahl immer noch dem guten Glücke überlassen bleibt: so wird Hamburg so bald noch nicht aufhören, sich von dieser Seite lächerlich zu machen.

Endlich kömmt es mit allem auf eins hinaus. Texte schreiben alle, und lassen sich alle so theuer als möglich bezahlen — und Texte sind Texte.

Ich komme wieder auf meine Blindheit. — Aber ich schreibe Ihnen doch: werden Sie sagen — Es ist ein außerordentlich heller Tag, und ich habe eine neue herrliche Brille.

Ihr Herr Bruder wird sich erinnern, daß ich ihm schon vor zehn Jahren über meine Augen geklagt habe. Damals gab er mir zwei kleine Büchschen, wovon das eine sehr klein, und versiegelt war, und wenn ich mich recht erinnere, ein Arcanum von van Swieten seyn sollte. Dieses habe ich noch unerbrochen in meinem Pulte. Wie, wenn ich dieses jetzt probirete? Ich kann mich nicht mehr erinnern, wodurch ich damals besser ward. Ich lernte mich auch vielleicht nur in mein Unglück schicken, welches damals noch nicht sehr groß war. — Gott, wenn das auch wieder so werden soll! — Und wenn Sie vollends wüßten, wie lange ich über diesen Brief geschrieben!

Ich muß ihn nur abbrechen, wenn er endlich heute mit fort soll.

Wolfenbüttel, den 21 Jenner 1781.

Der Ihrige
L.

An Herder.

Wolfenbüttel, den 26. Jan. 1781.

Ich bin zwar bey weitem noch nicht wieder gesund. Da aber doch das Manuscript, um das es Ihnen zu thun ist, auf meiner Stube liegt; warum sollte ich es Ihnen nicht gleich schicken?

Was dieses Buch auf meiner Stube macht? fragen Sie. Sie wissen, daß J. V. Andreä von vielen für den Stifter der Rosenkreuzer gehalten wird. Ich wollte nachsehen, ob davon einige Spur in seinem Leben zu finden sey. — Aber wenn seine Societas Christiana, an dem gezeichneten Orte unter 1622, nicht Gelegenheit zu diesem Gerede gegeben, so finde ich sonst keine Spur darin.

Daß sonst nicht alle seine Schriften auf der Bibliothek seyn sollten, würde mich sehr wundern. Wenn ich nur erst wieder auf die Bibliothek könnte! Ich verlange alsdann nur zu hören, was Ihnen fehlt, um es Ihnen sogleich zu senden. Seine geistliche Kurzweil, seine Christenburg, sein Kinderspiel, erinnere ich mich gesehen zu haben.

Lessing.

An Elise Reimarus.

Allerdings, meine Liebe, bin ich wieder krank. — Wenn ich nur beschäftiget wäre: würde ich darum nicht an Sie schreiben? — Und kränker als jemals. Nicht daß mein Kopf noch in meinem Magen logirte. Dank sey es den Pillen Ihres Herrn Bruders! Aber meine Augen logiren drinnen, und ich bin so gut wie blind.

Ich habe daher den Ketzer-Almanach zwar gesehen: aber gelesen habe ich ihn noch nicht; bis auf einige Artikel, die ich mir habe vorlesen lassen. Der Verfasser, wenn Sie es noch nicht wissen, ist der Feldprediger bei den Gens d'armes in Berlin. Sein Name ist mir entfallen.

Ja, wenn die Oberalten alle über eins dächten! So aber, wenn der eine einen Ketzer, und der andere einen Orthodoxen aus diesem Almanach wählt, und die engere Wahl immer noch dem guten Glücke überlassen bleibt: so wird Hamburg so bald noch nicht aufhören, sich von dieser Seite lächerlich zu machen.

Endlich kömmt es mit allem auf eins hinaus. Texte schreiben alle, und lassen sich alle so theuer als möglich bezahlen — und Texte sind Texte.

Ich komme wieder auf meine Blindheit. — Aber ich schreibe Ihnen doch: werden Sie sagen — Es ist ein außerordentlich heller Tag, und ich habe eine neue herrliche Brille.

Ihr Herr Bruder wird sich erinnern, daß ich ihm schon vor zehn Jahren über meine Augen geklagt habe. Damals gab er mir zwei kleine Büchschen, wovon das eine sehr klein, und versiegelt war, und wenn ich mich recht erinnere, ein Arcanum von van Swieten seyn sollte. Dieses habe ich noch unerbrochen in meinem Pulte. Wie, wenn ich dieses jetzt probirete? Ich kann mich nicht mehr erinnern, wodurch ich damals besser ward. Ich lernte mich auch vielleicht nur in mein Unglück schicken, welches damals noch nicht sehr groß war. — Gott, wenn das auch wieder so werden soll! — Und wenn Sie vollends wüßten, wie lange ich über diesen Brief geschrieben!

Ich muß ihn nur abbrechen, wenn er endlich heute mit fort soll.

Wolfenbüttel, den 21 Jenner 1781. — Der Ihrige L.